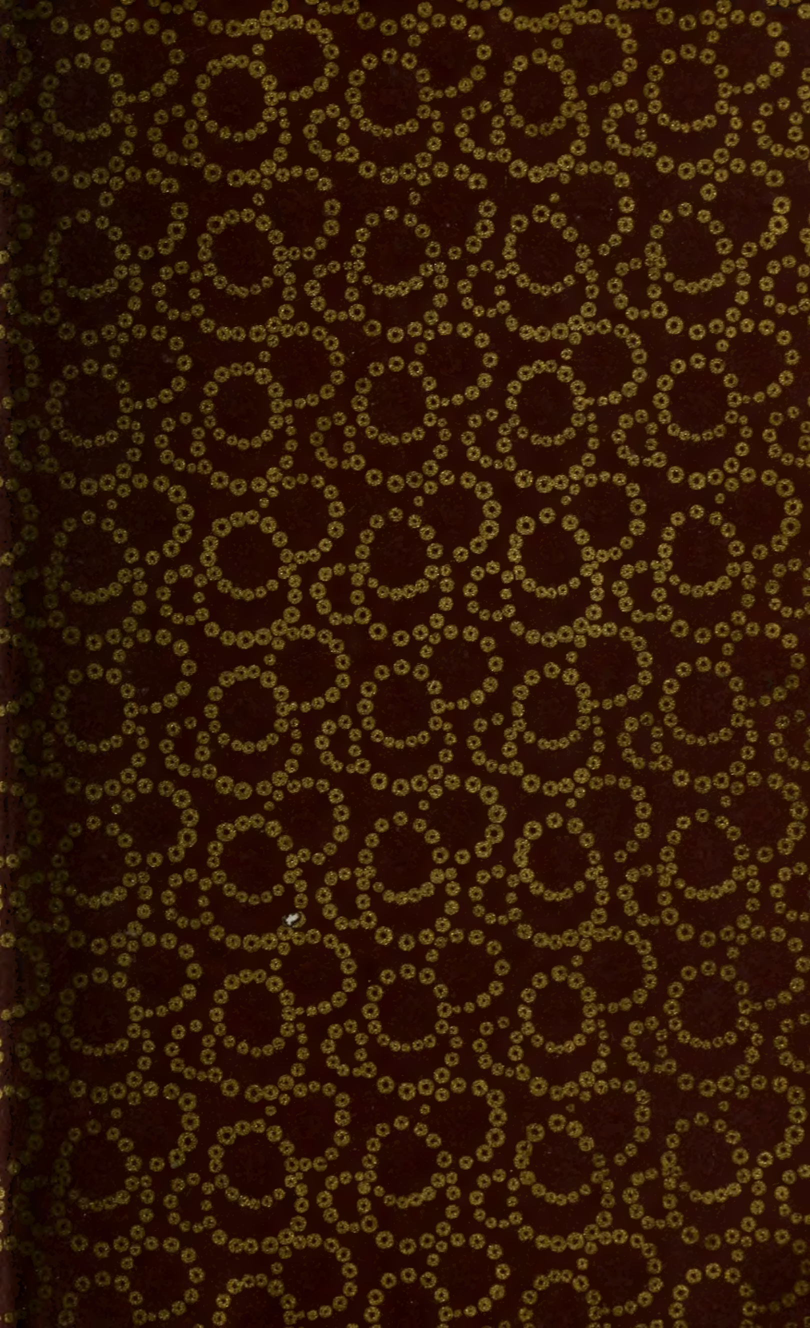


3 1761 07493129 6

UNION DEUTSCHE VERLAGSGESELLSCHAFT







Presented to the

LIBRARY *of the*

UNIVERSITY OF TORONTO

by

MR. FRANK C. ALLEN

Meinem lieben braven Schwesterchen
anlässlich ihrer Konfirmation
von ihrem sie
innigstliebenden Bruder
Otto.

Troppau, 26. Mai 1911.

W. Heimburg's

gesammelte

Romane und Novellen.

Zweite Auflage.

Dritter Band.

Kloster Wendhusen. — Ursula.



Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Kloster Wendhusen.

Ursula.

Von

W. Heimburg.

Mit Illustrationen von A. Zick.

Zweite Auflage.

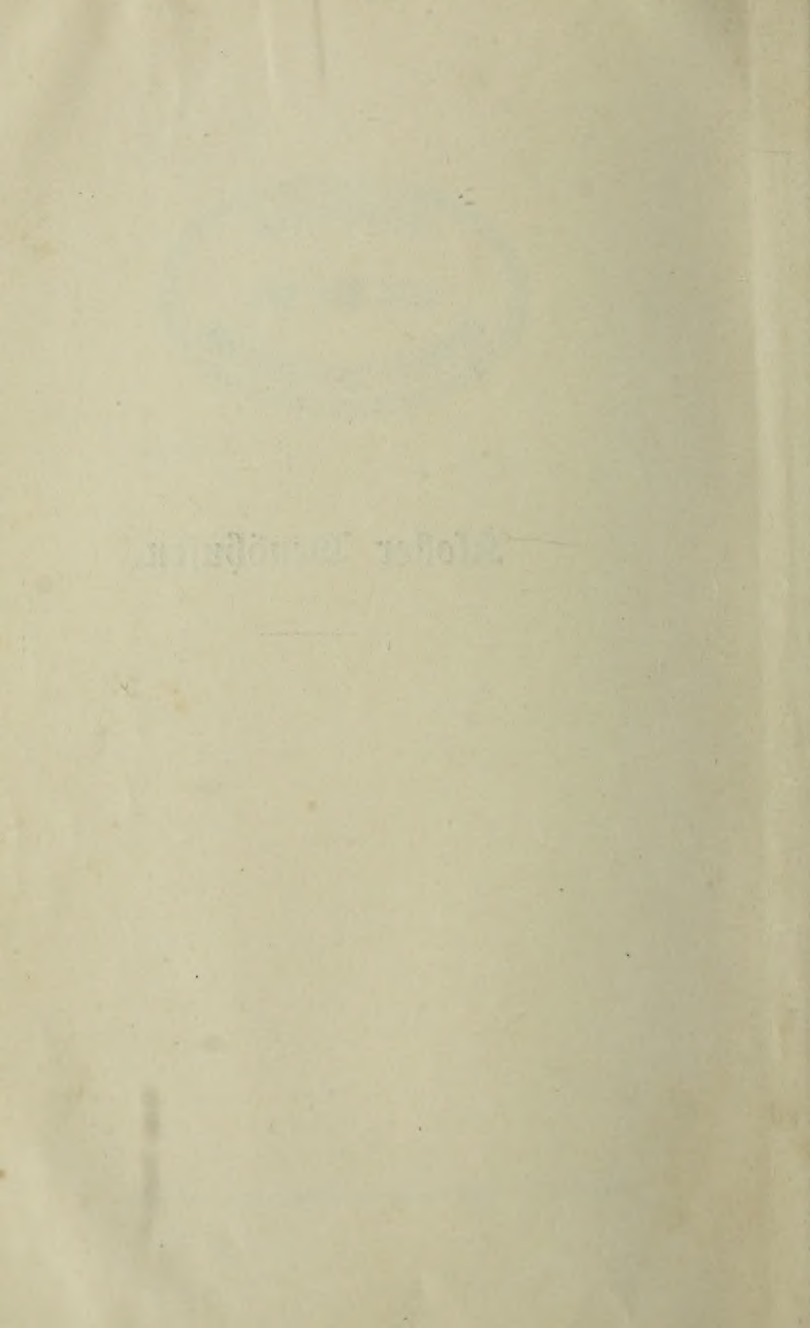


Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.



Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Kloster Wendhusen.



1.

Nun adieu, Magdalene!“ sagte mein Vormund und küßte mich etwas zaghaft scheu auf die Stirn, während es in den kleinen gutmütigen Augen feucht schimmerte. „Adieu, Magdalenchen, und wegen des Georg sei außer Sorge, ich wache über ihn; sonntags soll er mich regelmäßig besuchen, und dann werde ich darauf halten, daß er allemal ein paar Worte an dich schreibt; nun — und das Grab deiner Mutter das halten wir, die Christiane und ich, in Ordnung, mein Kind; der Georg geht oft einmal hin, gelt, mein Junge? So, das wäre wohl alles, meine Kleine — doch nein, du nimmst es mir nicht für ungut, daß ich nicht mit auf den Bahnhof gehe, ich habe einen Termin um neun Uhr; die Christiane wird dir alles besorgen, Billet und Gepäck, und in Wolldorf mußt du umsteigen; frag lieber einmal zu viel als zu wenig, es ist besser; und in Tennstedt wird schon jemand sein, der dich abholt, vielleicht Tante oder Cousine Fernande; und gewöhne dich bald an die fremden Verhältnisse auf Wendhusen, und schreibe bald, recht bald!“

Noch einmal reichte er mir die Hand und strich mir über die Wangen. „Nicht weinen, Kleine, nicht weinen!“ setzte er hinzu und ging rasch aus dem Zimmer.

„Adieu, Onkel!“ hatte ich leise gesprochen, und trotz seiner Ermahnung, nicht zu weinen, drängten sich mir doch wieder die heißen Thränen in die Augen.

Drüben am Fenster lehnte ein schlanker, achtjähriger Junge; er hatte die Arme übereinander geschlagen und das hübsche Gesicht schaute finster und trotzig unter einer Fülle dunkler Locken hervor.

„Nicht wahr, Georg,“ bat ich, „du wirst auch ganz gewiß oft an mich schreiben?“

Er nickte und wandte sich um.

„Und am Geburtstage unserer Mama schicke ich dir einen Kranz, den wirst du auf das Grab tragen, Georg, ich — ich kann's ja nun nicht mehr —“ Die Thränen erstickten fast das Letzte.

„Ja!“ kam es kurz, aber gepreßt aus dem Munde des Knaben.

„Und du schickst mir manchmal ein paar Blümchen von ihrem Grabe; das ist dann, als ob sie mich grüßen läßt, Georg —“

„Ach, Lena, Lena!“ rief er außer sich und schlang aufschluchzend in stürmischer Zärtlichkeit seine Arme um meinen Hals. „Geh doch nicht fort! Kannst du denn nicht hier bleiben? Was willst du bei der Tante, die Mama so gar nicht leiden konnte?“

„Ich muß doch, mein Herzchen, ich muß!“ flüsterte ich und preßte meinen Mund auf seinen Lockenkopf. „Was soll ich denn hier? Der Onkel sagt, ich müsse sehr dankbar sein, daß Tante mich aufnehmen will, sonst hätte ich unter fremde Leute —“

„Die Tante ist aber so stolz, sagt Christiane,“ unterbrach er mich. „Wenn sie nun häßlich zu dir wäre, Lena?“ Er bog sich zurück und die großen, dunklen Augen sahen mich mit leidenschaftlicher Angst an.

„Ach, Georg, warum sollte sie wohl?“ erwiderte ich scheinbar mutig, obgleich es in meinem Herzen ganz und gar nicht so aussah.

„Ja, Lena, weil sie von Mama gar nichts wissen wollte,“ erklärte er. „Und als der Brief von der Tante kam an den Onkel Vormund, worin sie schrieb, daß du zu ihr kommen solltest, da sagte Christiane so vor sich hin: ‚Na, ich wußte es ja, und wenn sie auch das arme Ding nicht aus Liebe aufnimmt, so thut sie es doch, damit es nicht heißt, ein Fräulein von Demphoff hat eine Stellung annehmen müssen!‘ Siehst du, Lena — ach, wenn sie dich nur deshalb kommen ließe!“

Ich schwieg und drückte den kleinen Burschen fester an mich.



Du lieber Gott, die Worte, die er sprach, drangen mir schneidend in die Seele. Die Schwägerin meiner Mutter — sie führte denselben Namen wie ich, und sie hatte sich so gut wie gar nicht mit Mama gestanden; sie war stets so unfreundlich zu uns gewesen, hatte uns, die armen Verwandten, nie beachtet — ach ja, es war möglich, sogar wahrscheinlich, daß sie aus diesem Grunde die arme Nichte aufnahm.

Und dahin sollte ich, noch heute! Großer Gott, es war schon Dreiviertel auf neun Uhr, und um halb zehn ging der Zug. Trostlos blickte ich zu Georg herab, der mich noch immer fest umklammert hielt; den kleinen, lieben Jungen sollte ich nun

auch entbehren, den Einzigen, der mir auf der Welt noch gehörte seitdem vor vier Wochen unsere Mutter gestorben war nach jahrelangem Kränklichsein, und der mich lieb hatte, wirklich lieb! Ich sank zur Erde herunter und lehnte meinen Kopf gegen den seinen. „Ach, Mama, Mama, warum bist du von uns gegangen!" kam es in meiner Angst von den Lippen; ach, wenn sie noch lebte, dann hätt' ich nicht fortgehen müssen, dann hätte Georg nicht nötig, unter Fremden aufzuwachsen! Wie nun, wenn er krank wurde, wenn er seinen Bräunehusten bekam, und es stand niemand am Bette, ihm heiße Milch zu reichen, niemand, der ihn streichelte und pflegte?

Eine namenlose Angst erfaßte mich, ich meinte bestimmt, ich könne nicht fort, ich müsse bei ihm bleiben und wenn ich im ärmsten Mansardenstübchen wohnen und für Geld nähen sollte.

„Christiane, ich kann nicht fort, ich reise nicht!" rief ich der alten Frau entgegen, die jetzt ins Zimmer trat und mir eine Tasse Bouillon zur Reisezehrung brachte. „Ich bitte dich, laß mich hier bleiben, bei dir, wenn's nicht anders geht, nur laß mich mit Georg zusammen!"

„Ich dachte mir's schon," nickte diese ruhig, und die weiße Haube nickte mit auf dem Kopfe, „just wie die selige Frau Mutter, die ist deswegen auch nie aus dem Hause gekommen; aber diesmal kann's nichts helfen, Sie müssen fort, Fräulein Lenachen, Sie können nicht hier bleiben; ängstigen Sie sich nicht um den Jungen, er ist bei guten Leuten in Pension, die Frau Doktor hegt und pflegt ihn, das sollen Sie sehen; und ich guck' auch nach ihm, das wissen Sie, da müßte es ja nicht meiner seligen Frau ihr Jungchen sein. Aber das ärgert mich doch von ihm," fuhr sie fort, einen ganz andern Ton annehmend, „daß er jetzt durch seine Heulerei, die sich ganz und gar nicht für einen Junker paßt, Ihnen den Abschied schwer macht. Pfui, Georg, schämen Sie sich," fügte sie hinzu, setzte die Tasse auf den Tisch und sah scheinbar böse, den einen Arm in die Seite gestemmt, den Knaben an, der mich bei den letzten Worten rasch losgelassen hatte und, den Kopf zurückwerfend, hastig die Thränen aus den Augen wischte.

„Ich weine ja gar nicht," versicherte er.

„Na, ich sollte auch meinen! Courage müssen Jungens haben, geht auch vorbei so 'ne Abschiedsstunde," erklärte die Alte. „Mein Mann, der Bursche war bei Ihrem seligen Vater, der sagte immer: so einen schneidigen, forschen Herrn hätt's auf der Welt nicht mehr gegeben; es sollte mich doch wundern, wenn sein Sohn anders wäre?"

„Nun kommen Sie aber, Lenachen," ermahnte sie freundlich, „und trinken Sie, denn wir müssen fort, es ist die höchste Zeit, und Sie, Georg, gehen Sie in die Klasse; die Stunde, die Sie sich freigebeten haben, ist gleich vorüber, sagen Sie rasch adieu, rasch!"

„Adieu, Schwester Lena," flüsterte er an meinem Ohre, und wieder schlangen sich seine Arme so fest und stürmisch zärtlich um meinen Nacken; „ich schreibe bald und schicke dir Blumen, und nicht wahr, Lena, wenn dein Geburtstag ist, dann wirst du siebzehn Jahre?"

„Ja, Georg, leb wohl, leb wohl, mein lieber, guter Georg!" flüsterte ich; mein Widerstand brach in dem Weh des Abschieds; „werde nicht krank, sei hübsch vorsichtig beim Baden und Turnen, du weißt, Mama hat sich immer so geängstigt, und gehe oft zum Onkel Vormund und sei fleißig in der Schule; die Zensur schickst du mir immer, gelt? Und wenn es Tante erlaubt, dann kannst du vielleicht in den Herbstferien kommen — —"

„Adieu, Lena, liebe Lena, ich will alles thun, nur weine nicht so viel, ich weine auch nicht, ganz gewiß nicht."

Er stürmte hastig aus dem Zimmer mit abgewandtem Gesichte; — ich lief ans Fenster und sah dem schlanken Jungen nach; er steckte eben sein Taschentuch wieder ein, als er aus dem Hause trat, dann ging er, den Kopf stolz zurückgeworfen, ohne sich umzusehen, davon. Was hätte ich doch gegeben, hätte er mir noch ein einziges Mal sein hübsches Gesicht zugewandt? Bange schloß ich das Fenster. — „Nun vorwärts! rasch!" ermahnte Christiane, indem sie einen Blick auf die Uhr warf, die über dem Schreibtische meines Vormundes hing, in dessen Wohnung wir uns befanden, da unsere kleine Häuslichkeit sich total aufgelöst



hatte. „Es ist ein weiter Weg bis nach dem Bahnhofe, die Droschke muß gleich kommen. — Und, Fräulein Lenachen, nun will ich Ihnen noch etwas sagen: Ihre Frau Tante, die kenne ich schon von früher, von dazumal, als ich noch bei Ihren Eltern diente; sie hatten eben erst geheiratet, da war ich einmal mit nach Wendhusen; es ist vornehm da, Fräulein Lenachen; lieber Gott, Sie werden sich wundern — das Schloß, die Zimmer und Säle, und der Park, so etwas haben Sie noch nicht gesehen. Ja, was ich sagen wollte, Ihre Frau Tante, die Frau von Demphoff, ist eine merkwürdige Dame, kalt wie Eis; denken Sie also nicht, daß sie Ihnen so entgegenkommen soll, wie Ihre selige Frau Mama es that, wenn Sie von einem Spaziergange nach

Hause kamen; daß sie sich freuen, Sie herzen und küssen wird! Erstens ist sie Ihre Mutter nicht, und zweitens hat sie für ihre eigenen Kinder keine Küsse übrig gehabt. Dazumal waren das kleine Dingerchen, der Aelteste war freilich schon elf Jahre, na, und die Mädchen so sieben und fünf Jahre, ich hab' aber nicht gesehen, daß die Mutter sie jemals geliebkost hätte; ach, du meine Güte, wie anders war doch Ihre Mutter, Fräulein Lena! Die ging vor Angst kaum aus der Kinderstube. Lieber Gott, sie sah zu niedlich aus, wenn sie so an Ihrer Wiege saß, selbst noch wie ein Kind, grad' so fein und klein und schmächtig wie Sie, und just so dunkle Locken und Augen.

„Aber trinken Sie, Lenachen, trinken Sie, ich wollt' Ihnen das nur sagen, damit Sie sich nicht wundern, wenn das kein Freuen und Jubeln wird bei Ihrer Ankunft, und sich keiner sonderlich — na, was schwatze ich da, es wird sich ja finden, Kindchen, der Kopf wird nicht gleich abgebissen und man gewöhnt sich halt an alles. Es ist so immer noch besser, als müßten Sie jetzt unter fremde Leute und Gouvernante spielen.

„Na, und Lenachen, Sie nehmen mir es wohl nicht übel, wenn ich Ihnen so ein paar gute Lehren mitgebe auf den Weg," begann sie nach einer Weile abermals, und das freundliche, kluge Gesicht wurde dunkelrot unter dem schneeweißen Mützchen. „Sehen Sie, Fräulein Lena, ich hab' gute und schlechte Tage mit Ihrer Frau Mutter durchgemacht, und, Gott sei's geklagt, es waren mehr böse als gute! Nun, der Herr hat sie geschickt, er weiß, wozu es so am besten war. Ich hab' aus Ihrem Hause fortgeheiratet und bin, als der Herr Vater starb und die gnädige Frau sich kein Mädchen mehr halten konnte, Aufwärterin bei Ihnen gewesen, bis jetzt, und hab' es immer gut gemeint, und hab' gethan, was ich gekonnt — die selige Frau weiß das auch; es waren manchmal wunderliche Zeiten, die wir zusammen durchgemacht haben.

„Ach, du mein Heiland!" unterbrach sie sich. „Rasch, Fräulein Lena, den Hut und den Umhang! Die Droschke ist da, wir wollen doch nicht zu spät kommen; nur immer fix — hier ist die Tasche mit Butterbrot und Wein und Wasser — adieu sagen brauchen Sie wohl keinem mehr? Nein — dem Herrn

Onkel seine Haushälterin ist auf den Markt gegangen — na, ich schließe die Stube herum, haben Sie auch Ihr Portemonnaie? Gott, was das bei einem Witmann unordentlich aussieht! Fallen Sie auch nicht auf der Treppe, Fräuleinchen, es ist so dunkel dort; so, nun steigen Sie nur ein — Kutscher, nach dem Zentralbahnhofe, so, fahren Sie nur zu, aber rasch!"

Ich saß wie im schweren Traume in dem Wagen, die wohlbekannten Straßen flogen an mir vorüber und auf den Trottoirs drängten sich die Menschen wie sonst; dort war das große Weißwarengeschäft, für welches meine arme, fleißige Mama so manchen Stich gethan, dort die Kirche, in der ich zu Ostern konfirmiert worden, und jetzt kam die Straße, in der wir gewohnt — ich bog den Kopf aus dem Wagen und erhaschte im Fluge noch einen Blick; die drei Fenster im dritten Stocke sahen so unheimlich leer zu mir herunter; ach, wie oft hatte da ein liebes, freundliches Gesicht herausgeschaut und mir zugenickt, wenn ich aus der Schule kam! Nun barg schon seit Wochen der schwarze unheimliche Sarg die lieben Züge und die Erde lag so erdrückend schwer auf ihm —. Und weiter ging es, die Droschke rasselte sinnverwirrend auf dem Pflaster, und Christiane hielt meine Hand und sprach zu mir, was? ich weiß es nicht mehr.

Und dann das Jagen auf dem Bahnhofe, Gepäck besorgen, Billet kaufen, und da läutet es schon zum Einsteigen.

„Schaffner, Schaffner, Damencoupé!" rief Christiane. „Sehen Sie, es ist ganz leer, Kind — nun verlieren Sie nicht das Billet, und, Fräulein Lenachen, den Georg, den heg' und pfleg' ich, als wär's mein Augapfel, nur den Kopf immer oben, Lenachen, und nicht gleich durch alle Wände wollen, immer hübsch ruhig — Sie haben ja ein kluges Köpfchen, grad' wie die Frau Mama. Und Gott schütze Sie, Lenachen, kommen Sie bald einmal wieder und vergessen Sie mich nicht und meinen Alten — ich denke schon immerfort an Sie — und mag es Ihnen gut gehen. Jesus Christus! Weinen Sie doch nicht, weinen Sie doch nicht," setzte sie hinzu und hielt meine Hand wie in einem Schraubstocke, und dabei rollten ihr die großen Tropfen über das Gesicht, und die Lippen zitterten und bebten in verhaltener Rührung.

Und noch ein Händedruck, ein letztes Adieu, ein letzter Gruß an Georg, dann schrillte ein greller Pfiff von der hohen Bahnhofshalle zurück und schnaubend setzte sich der Zug in Bewegung. Ich bog mich aus dem Fenster und starrte hinüber zu der großen Gestalt, die regungslos auf dem Perron stand und, die Hand über die Augen haltend, dem Zuge nachschaute, und dann konnte ich sie nicht mehr sehen und setzte mich in das Polster zurück mit einem grenzenlos bangen, unheimlichen Gefühle. Es kam mir vor, als flöge ich wie ein losgelöstes Federchen im wirbelnden Winde umher, ohne Schutz, ohne Anhalt, allein, allein — ohne Heimat, ohne Vaterhaus.

Es war die erste Reise, die ich unternahm; bis dahin hatte ich noch nie die große Stadt verlassen, in der ich geboren und aufgewachsen.

Ich heftete meine Augen auf die Gegend, die wir schwindelnd schnell durchflogen; die Türme der Stadt verschwammen in einem Dunstmeere, das sich darüber breitete, und dann sauste der Zug donnernd über die große Eisenbahnbrücke, er durchschnitt grüne Wiesen und hier und da tauchte ein weißes Segel auf in weiter Ferne, und endlich verlor die Gegend das letzte Bekannte für mich. Da kam wieder das bange, bange Gefühl, die aufschreiende Sehnsucht nach Georg; ich drückte meinen Kopf in die Kissen des Wagens und weinte. Dann wurde ich ruhiger, etwas wie Mattigkeit überkam mich, und resigniert setzte ich mich zurecht und dachte. Die Kindheit stieg vor mir auf; ich hatte sie wohl eigentlich kaum überschritten und doch kam ich mir so alt vor seit den letzten Wochen; ich erinnerte mich an die schöne Zeit, als Papa noch lebte, wenn ich ihm entgegenlief bis vor die Thür, um mich jubelnd von ihm empornehmen zu lassen. Damals hatten wir noch nicht in der engen Mansardenwohnung gelebt — elegante, trauliche Räume tauchten vor mir auf, und die kleine, zierliche Gestalt meiner Mutter war oft in kostbare Stoffe gehüllt gewesen; meine Mutter! Aus jener Zeit schwebt sie mir wie ein Schatten, ein reizender bunter Schatten vor, ich konnte mir später nie wieder dieses elfenzarte, gaukelnde Geschöpfchen mit der leidenden, gebrochenen Frau als identisch vorstellen, deren große, dunkle Augen



so vergangen in das Leben schauten, so voll unsagbaren Leides und Wehs.

Später liegt ein Schleier über meinen Erinnerungen; es ist mir, als ob ein Etwas in unserem Hause war, das lähmend und verfinsternd wirkte. Ich erinnere mich, daß Mama so oft weinte und daß mein Vater laut und heftig zu ihr sprach und dann oft tagelang nicht nach Hause kam. Nur Christiane blieb mir deutlich erinnerlich, ich meinte, sie müsse noch heute ebenso aussehen als damals, wo sie mir Bonbons in den kleinen Mund steckte und mich mitunter fast heftig am Arme packte und mit in

die Küche nahm, wenn in dem Zimmer meiner Mutter gar so laut gesprochen wurde.

Und dann kam ein Morgen, dessen ich mich, so lange ich lebe, mit Seligkeit erinnern werde. Christiane nahm mich schlaftrunken aus meinem Bettchen und trug mich in das Schlafzimmer meiner Mutter, und meine verwunderten Augen fielen auf eine Wiege neben ihrem Bette, und da lag es darin und schlief, mein herziges, liebes Brüderchen. — Wie die folgende Zeit verstrich, das weiß ich kaum noch; ich saß beständig an der Wiege, das Gesichtchen auf den kleinen Schläfer gerichtet, und vergaß Essen und Trinken über seinem Anblick. Einst trat mein Vater in das stille Kinderzimmer; er kam an die Wiege und sah zu dem Kleinen hinunter, und als ich mich an ihn schmiegen wollte, stieß er mich fast heftig zurück. Er war ein großer, stolzer Mann mit blondem Haar und Bart, ich erinnere mich seiner deutlich in diesem Augenblicke, als er sich langsam zu meiner Mutter umwandte, die eben eingetreten war und ebenfalls zur Wiege schritt. Dann entspann sich ein Gespräch zwischen ihnen, zuerst in ruhigem Tone, aber plötzlich zitterte ich vor Entsetzen, denn mein Vater riß die zierliche Gestalt meiner Mutter jäh in seine Arme und mit leidenschaftlicher Stimme rief er die Worte: „Else, meine arme Else, hättest du mich doch nie gesehen! Ich bin schuld an deinem Unglücke, an dem der Kinder —!“ Sie legte wie beschwichtigend die Hand auf seinen Mund und deutete auf mich, und in demselben Augenblicke kam auch Christiane und führte mich hinaus; ich hörte nur noch das leise Schluchzen meiner Mutter.

Dann kam ein Tauffest, bei dem unsere Wohnung zum letztenmal in allem Luxus strahlte; es waren viele Gäste da, und ich ging als artiges Kind im Kreise umher und gab das Händchen. Meine Mutter sah ich an jenem Tage zum letztenmal in einem farbigen Gewande; es war ein tiefrotes Seidenkleid; sie gefiel mir gut darin und der dunkle Lockenkopf sah so wunderlieblich aus unter dem roten Fuchsienkranze.

Bald nachher zogen wir aus jener Wohnung in eine kleinere; mich betrübte es damals sehr. Es war eine stille Straße, in der wir nun wohnten, und viele Treppen mußten erstiegen werden. —

Dann verreiste mein Vater; meine Mutter hielt ihn weinend umfangen in der Stunde des Abschieds, und er küßte immer wieder mich und den kleinen Bruder; Christiane mahnte endlich zum Aufbruch, und als er das Zimmer verließ, sagte er noch einmal die Worte, die er so oft an jenem Tage gesprochen: „Hoffentlich komme ich bald, euch nachzuholen!“ Und abends faltete die Mutter meine Hände und ließ mich beten für den lieben Vater, der weit, weit übers Meer reiste, ach, so sehr weit.

Wieviel hundertmal habe ich das Gebet gesprochen und mir das schaukelnde Schiff vor die Seele gezaubert; ich schloß dann die Augen, um mir ein Bild zu machen von einer Wasserfläche, die am Horizonte sich mit dem Himmel eint, wo man nichts sieht als Himmel und Wasser, wie Christiane sagte — aber es schob sich immer wieder ein Stückchen Land davor.

Wir lebten sehr still; Christiane war auch nicht mehr immer bei uns, sie hatte Papas Diener geheiratet und kam nur noch stundenweise des Tages; Georg lernte laufen, und im Schlummern erzählte unsere Mutter, daß Papa geschrieben habe, im nächsten Frühjahre hole er uns, dann sollten wir auch auf einem Schiffe fahren über das weite Meer. Es kam anders. — Vater starb an einer der furchtbaren Krankheiten, denen der Eingewanderte in jenen Himmelsstrichen so oft erliegt. — Ich ahnte noch nicht, was es bedeute, ihn zu verlieren, als ich meine Mutter halb sinnlos vor Schmerz durch die engen Räume eilen sah und ihr verzweifelndes Klagen hörte; aber dann lernte ich es begreifen, denn die Not hielt Einkehr bei uns, die bitterste Not.

Meine Mutter hatte sich einem finsteren Grame hingegeben. Sie arbeitete jetzt für Geld und auch mir fügte sie die Kinderhände zur Arbeit; bleich und still saß sie an ihrem Fenster, und das einzige, was sich an ihr regte, waren die auffallend zierlichen, kleinen Hände, die unablässig den Faden durch die feine Stickerei zogen. Nur zuweilen, wenn Georg sich an sie schmiegte und sie mit den tiefen Kinderaugen ansah, dann konnte sie, in Thränen ausbrechend, die Arbeit zur Seite werfen und ihn an sich pressen. „Mein Kind, meine armen Kinder!“ rief sie, und stundenlang währte es, ehe sie sich beruhigte. Mit der Zeit wurde sie ge-



faßter, in dem zarten Körper wohnte eine fabelhafte Willenskraft; wenn ich nachts erwachte, sah ich sie am Tische sitzen und nähen, und sobald der Morgen graute, saß sie schon wieder bei der Arbeit.

Dann wurde ich zur Schule geschickt, und bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, daß ich eine Tante habe; mein Vormund hatte darauf gedrungen, daß Mutter sich wegen einer Unterstützung an die Frau meines verstorbenen Onkels wenden mußte. Es kam auch eine Antwort — ich sehe es noch, wie meine Mutter leichenblaß zurücksank, als sie den Brief las.

„Ich soll schuld sein?“ sagte sie halblaut, „schuld sein an seinem Unglück?“ Und dieses „Schuld sein“ wiederholte sie so oft, bis endlich Christiane erschien.

„Christiane, ich soll schuld sein an unserem Unglück,“ sagte

sie tonlos. „Christiane, ich bin schuld, daß mein Mann tot ist!“ Christiane nahm den Brief und las ihn, dann steckte sie ihn in den Ofen; sie bebte vor Zorn und sagte nur: „Weinen Sie nicht, gnädige Frau, es ist zu erbärmlich!“

An jenem Tage wurde meine Mutter schwer krank, und als sie genesen, war sie die stille, gebrochene Frau, die sie bis zu ihrem Ende blieb; sie sprach mit uns, sie lächelte auch, aber es war so ganz anders wie sonst, so beängstigend.

So wuchs ich auf unter steter Arbeit, unter Entbehrungen aller Art, und doch fröhlich wie nur je ein Kind in den beglückendsten Verhältnissen. Es war zu schön in unserer Mansardenwohnung, in den epheuumsponnenen Wänden; es war zu reizend, wenn Christiane sonntags mit uns spazieren ging und uns heimlich Brezeln von ihrem Gelde kaufte. O, diese Nachmittagsstunden, wenn ich fleißig an meinem Nähtische gewesen, und dann vom Johannisturme drüben die vierte Stunde schlug; wie bog ich mich da aus dem Fenster, um eine liebe, kleine Gestalt zu erblicken, und da kam er in vollem Laufe um die Ecke und stürmte die Treppen hinauf, unser Liebling, unser Herzensjunge. Das Schulränzel flog auf den nächsten Stuhl, die Kaffeekanne dampfte auf dem Tische und unser stilles Mütterchen sah mit aufleuchtenden Augen zu, wie er mit den festen Zähnen so tapfer in das Vesperbrot biß, das Schwester Lena so unverantwortlich mager gestrichen hatte.

Sie waren schön, die langen Winterabende in unserem Stübchen, sie waren schön, die Sommernachmittage, wenn wir spazieren gingen oder mit der Arbeit im schattigen Stadtparke saßen. — O, wie doppelt süß erschien mir dieses Glück jetzt, wo ich es verloren, und nun in die Fremde ging! Noch war ich ja wie im Traume, der schwarze Sarg, die fremden Leute, die ihn wegtrugen, die weinende Christiane, und dann die unbehagliche Häuslichkeit unseres lieben Onkels Vormund. — Ich wußte nicht, wie alles so rasch gekommen, wie die Zeit vergangen, ich erwachte erst da wieder zur Wirklichkeit, als man mir sagte, ich müsse mich von Georg trennen, die Tante wolle die Güte haben, mich in ihr Haus zu nehmen. Das war ein Schmerz, viel packender

als der um den Tod der Mutter! Sie sah so friedlich aus im Tode, hatte ein so seliges Lächeln um den blassen Mund. — „Ihr ist wohl," hatte Christiane gesagt, „ihr ist wohl!" Wir hatten ja nicht einmal Abschied genommen von ihr; sie war eines Nachts ruhig entschlummert, aus dem irdischen Schlaf unvermerkt ins Jenseits hinübergegangen, ja — ihr ist wohl, aber wir — mein kleiner Bruder!

Wieder schüttelte mich der heiße Schmerz, aber ich preßte die Lippen aufeinander und schaute hinaus in die lachende Gegend; gelb schwankten die Kornfelder im Winde, hie und da lag ein Dorf im Schatten alter Eichen, und darüber lachte ein wolkenloser, blauer Himmel, als ob es keine Angst, keinen Kummer in der Welt mehr gäbe.

2.

Endlich pfiff die Lokomotive zum letztenmal und der Zug fuhr in den Bahnhof ein; „Station Tennstedt!“ rief der Schaffner, indem er die Wagenthür aufriß. Mit herzklopfender Angst bog ich mich hinaus und spähte umher; es standen einige Damen auf dem Perron, aber die eilten eben lebhaft auf ein anderes Coupé zu; verschiedene Herren gingen im Gespräch umher, einer von ihnen trug die Lorgnette im Auge und fixierte mich dreist, aber niemand kam, mich zu suchen, und ängstlich stieg ich aus.

„Gepäck in die Stadt zu bringen, Fräulein?“ fragte ein numerierter Kofferträger.

„Ach nein, ich danke,“ erwiderte ich, noch immer mich scheu nach rechts und links umsehend, „ich will nach Wendhusen, und —“

„Es ist ein Wagen da von Wendhusen, Fräulein, die Klosterkutsche mit dem alten Gottlieb — gelt, Sie wollen wohl die Wirtschaft lernen? Na, gehen Sie nur da herum ums Haus, und geben Sie den Gepäckzettel, ich bringe schon die Sachen an den Wagen.“

Ich folgte der Weisung und schritt um das Gebäude herum. Ein Hotelwagen rollte eben fort, in eine andere, sehr schöne Equipage stiegen die Damen, die ich vorhin auf dem Perron bemerkt hatte; es stand nur noch ein einziges Gefährt da, eine merkwürdige, durchaus nicht einladend aussehende Kutsche, deren Halbverdeck zurückgeschlagen war und die auf etwas lebensmüden Rädern zu stehen schien. Auf dem Bocke saß ein alter Mann in kerzengerader Haltung, die Zügel mit aller möglichen Kutscher-



würde in den Händen haltend; sein brauner Livreerock sah vertragen aus, und die Pferde vor dem Wagen ließen, im Kontrast mit seiner strammen Haltung, die müden Köpfe bis beinahe auf den Boden hängen.

Ich näherte mich dem Gefährt: „Ist das ein Wagen aus Wendhusen?“ fragte ich den Kutscher.

„Jawohl!“ erwiderte er, die Mütze abnehmend und eilig vom Bocke steigend. „Verzeihen das gnädige Fräulein, ich glaubte, die Anna wäre auf dem Perron, um Sie herzuführen. Gott weiß, wo sie noch steckt,“ fügte er ärgerlich hinzu, indem er den Schlag öffnete. „Bitte, steigen Sie ein, gnädiges Fräulein, sie

muß gleich kommen, wollte nur noch eine Besorgung in der Stadt machen für Frau von Riedingen — so lange müssen wir schon warten."

Ich stieg ein, setzte mich zurecht und wartete. Es war heiß und der Platz vor dem Bahngebäude lag in vollster Sonnenglut. Mein Gepäck war längst auf dem Wagen befestigt, der Kutscher saß längst wieder auf dem Bocke und sah ungeduldig, und den Pferden dann und wann eine Fliege abwehrend, die Chaussee entlang, die zur Stadt führte, aber noch immer kam die Erwartete nicht.

Eine Viertelstunde verrann, dann noch eine; der alte Mann murmelte eine Verwünschung und schien nicht übel Lust zu haben, ohne die „Anna" abzufahren. Ich schloß die Augen vor Mattigkeit, mein Kopf schmerzte ohnehin vom vielen Weinen; endlich hörte ich eine Stimme, und da stand vor dem Wagen eine kleine, dicke Person, fast noch kleiner als ich, in hellem Sommerkleide mit unzähligen Frisuren, und unter dem großen italiener Strohhut, der reich mit Feldblumen und einem blauen Bande garniert war, sah ein kugelrundes, dunkelrot glühendes Gesicht hervor mit kleinen Augen, die aber augenblicklich auf einen Jungen gerichtet waren, der einen riesigen Karton trug, unter dessen Deckel sich mattrosa Schleifen und ein weißes Mullgewebe hervorschob.

„Barmherziger!" rief sie, „du wirst das ganze Kleid herausfallen lassen, ungeschickter Bengel." Damit nahm sie den Karton und stellte ihn auf den Rücksitz, so daß ich mich bescheiden aus meiner bequemen Stellung zurückzog und ebenso kerzengerade zu sitzen gezwungen war, wie der Kutscher vor mir, wollt' ich nicht mein schwarzes, verstaubtes Kleid mit dem duftigen Inhalt in Berührung bringen. Dann setzte sich die kleine Person mit einem kurzen „Guten Tag!" neben mich in den Fond und rief, ihre Filethandschuhe abziehend:

„Na, nun fahren Sie aber ein bischen zu, Gottlieb, es ist die höchste Zeit, schon beinahe halb fünf Uhr, und um sechs macht meine Gnädige Toilette; Gott steh' mir bei, wenn wir nicht da sind."

„Hat sich was," erwiderte der Alte brummig. „Dazu sind

die beiden zu alt" — er deutete mit der Peitsche auf die Pferde —; „warum sind Sie nicht pünktlicher gewesen, das gnädige Fräulein hat schön in der Hitze hier braten müssen."

„Kann ich etwas dafür, daß der Schneider die Robe nicht fertig hatte?" fragte sie schnippisch, ohne sich im geringsten vor mir zu genieren. „Ich mußte auf das Kleid warten, das war meine Pflicht, und Sie müssen mich zu rechter Zeit nach Hause bringen, das ist Ihre Pflicht."

„Ich glaub's schon," nickte der alte Mann, sich zurechtsetzend, „kann's aber nicht ändern; 's hätt' sollen der Friedrich mit der Gnädigen ihren Füchsen hereinkommen, dann konnte sie ihren Firlefanz zur rechten Zeit haben — was nicht geht, geht nicht. Fort!" rief er mit der Zunge schnalzend, und in langsamem Tritt setzten sich die Pferde in Bewegung.

Wie war das schön, zu fahren! Ich vergaß alle Bangigkeit, als wir nun die Höhe der Chaussee erreicht hatten, die steil an einem waldigen Berge emporführte; dort unten schlängelte sich ein kleines, rasches Flüßchen durch saftiges Wiesengrün, und drüben stieg wieder ein bewaldeter Bergrücken empor und hinter diesem hoben sich blaue Berge und Thäler, Berge und Wälder, so weit das Auge sah, in wunderbar üppiger Frische.

Die kleinen Augen unter dem Strohhut blickten mich lächelnd und verwundert an, als ich jetzt ein lautes: „Ach, wie wundervoll!" ausrief; der alte Kutscher aber wendete sich um und das Gesicht strahlte förmlich:

„Gelt, gnädiges Fräulein," fragte er, „es ist schön bei uns? Und sehen Sie, dort hinter dem hohen Berge, da liegt Wendhusen; es ist ein wahres Stückchen Paradies, das wir hier haben."

„Ach ja, schön ist es," pflichtete ich bei und sah empor zu den Wipfeln der Eichen und Buchen, denn wir waren eben in den Wald gelangt.

„Das ist noch gar nichts, gnädiges Fräulein, aber warten Sie nur, wenn wir erst in *unseren* Forst kommen — solche Bäume haben Sie noch nicht gesehen, lauter Hochwald, da ist dies nichts dagegen," fügte er, geringschätzig auf den Wald deu-

tend, hinzu. „Ja, unser Herr, der hat seine große Freude an dem Walde, und so im Stande wie bei uns ist er nicht mehr in der ganzen Provinz.“

Und langsam trotteten die Pferde weiter, hinein in die lachende Gegend. „Das ist Flissen,“ wandte er sich nach einer Weile wieder zurück, als ein stattliches Schloß aus grünen Baumgipfeln auftauchte, „das gehört dem Baron Stelten; Pr—r—r!“ rief er gleich darauf und riß die Pferde hastig zurück, und in demselben Augenblicke flog dicht vor uns aus einer Allee ein leichtes Gefährt und bog ein auf die Landstraße; ein Paar prächtige Füchse zogen spielend einen eleganten kleinen Wagen, und auf dem Bocke saßen zwei Damen. Ich sah einen Moment lang ein junges Gesicht, das aus einer weißen Spitzenumhüllung mich mit gleichgültigen Blicken streifte; von der neben ihr sitzenden Dame, welche die Zügel führte, erhaschte ich nur den Anblick einer Fülle blonden Haares, das auf den Rücken herabfloß, und eines kleinen Hütchens, das auf einem stolz getragenen Kopfe saß; auf dem Hintersitze lehnte ein Diener mit verschränkten Armen. Pfeilschnell flogen sie vor uns her, uns mit einer förmlichen Wolke von Staub überziehend.

„Himmel, meine Gnädige! Na, wenn die nach Hause kommt und findet das Kleid noch nicht — Gottlieb, so fahren Sie doch endlich einmal zu!“ rief meine Nachbarin heftig.

„Wie?“ unterbrach ich sie verwundert, „das war meine Cousine, Frau von Riedingen?“

„Frau von Riedingen, gewiß,“ bestätigte sie mit einem halb mitleidigen Blicke, „sie hat Fräulein von Stelten abgeholt, um sie mit auf die Reunion nach D. zu nehmen; das Fräulein hat keine Eltern mehr und die gnädige Frau nimmt sich ihrer sehr an, und jedenfalls wird“ — Sie räusperte sich und schwieg.

Ich schwieg auch. Ja, mir war wieder eine heiße Angst aufgestiegen, als ich die elegante Erscheinung meiner Cousine gesehen, und daneben noch ein anderes Gefühl, das der Beschämung, des Gekränktseins. Mich hatte niemand empfangen, ich wurde in der alten Klosterkutsche abgeholt und saß neben der Kammerjungfer meiner Cousine! Aber freilich, Christiane hatte es ja

prophezeit, es werde sich niemand freuen —. Ich fühlte, ich wurde dunkelrot; stolz richtete ich mich im Wagen auf, und „nur ruhig, nur den Kopf oben!" flüsterte ich mir zu. „Wenn das Mama wüßte — wie gut, daß sie es nicht weiß!"

„Dort fängt unser Forst an, gnädiges Fräulein," rief Gottlieb und zeigte mit der Peitsche auf üppigen Laubwald, „und sehen Sie, dort drüben ragt eine Kuppel aus den Bäumen hervor, das ist das Mausoleum, da liegt, Gott sei es geklagt, unser Herr nun schon lange vierzehn Jahre darin." Er drehte sich um und nickte mir treuherzig zu. „Ja, ja," sprach er weiter, „wenn der noch lebte —"

„Sie thäten weit besser daran, etwas rascher zu fahren, als dem Fräulein hier die Gegend zu erklären," fiel meine Nachbarin hier mit scharfer Stimme ein; „wenn ich zu spät komme mit den Sachen, werde ich sagen, daß Ihre Trödelei schuld gewesen ist."

Der alte Mann wurde dunkelrot. „Hören Sie, Jungfer Anna," sagte er mit Nachdruck und wandte sich vollends zu ihr herum, „Sie sprechen mit mir, mit dem alten Kutscher Gottlieb, der den seligen Herrn zwanzig Jahre lang zu dessen Zufriedenheit gefahren hat — ich lasse mir auf meinem Kutscherbocke von keinem einzigen Menschen Vorschriften machen; und wenn ich auch den schlechtesten Wagen fahre, der in der Remise steht, und es die ältesten Pferde sind, die ihn ziehen, darum bin ich doch noch derselbe, der ich immer war, und unter Ihrem Befehle stehe ich nun schon gar nicht, Sie wissen, was ich meine; ich bin hergeschickt, das gnädige Fräulein zu holen, Sie sind bei Gelegenheit mitgefahren und kommen auch bei Gelegenheit wieder mit nach Haus — und damit basta!"

„Ich werde der gnädigen Frau melden, was Sie da schwatzen," eiferte die Zofe zornesrot.

Der Alte antwortete nicht.

„Und die gnädige Frau wird es dem Herrn erzählen, wie Sie ihren Befehlen nachkommen."

„Das wäre das beste, was Sie thun können," murmelte er.

„Ich bitte Sie, Gottlieb, fahren Sie ein wenig rascher,"



sagte ich nun; mir wurde jeder Augenblick im Wagen neben der keifenden Nachbarin zur Ewigkeit.

„Sehr wohl, gnädiges Fräulein," erwiderte er und trieb die Pferde an.

Wir fuhren bereits in dämmerigen Parkwegen, die kühle Waldesluft hauchte erfrischend an meine brennenden Augen, das Herz aber pochte stürmisch vor Angst und Weh — wie ungemütlich, wie schrecklich war mir zu Mute —. Meine Blicke flogen den Weg entlang, jeden Augenblick konnte das Kloster vor mir auftauchen, in dem ich nun leben sollte; ach, wenn ich in ein wirkliches Kloster gemußt hätte, mir konnte nicht banger sein als in jenem Augenblick. Ein Handwerksbursche kam uns entgegen, er sang eine schwermütige Melodie; beim Näherkommen verstand ich die Worte dazu:

Es thut in der Fremde dem Herzen nicht wohl,
Ich wüßt' schon, wohin ich wandern soll.
Herr Vater, Frau Mutter, du Städtchen im Thal,
Ich grüß' euch, ich grüß' euch, viel tausendmal.

Mein Mädchen, du brauchst zu grämen dich nicht,
Dem Fremdling bringt niemand ein freundlich Gesicht,
Fremd ist er und wird's in der Fremde stets sein;
O Heimat, o Heimat, du Sehnsucht mein!

Er zog den abgetragenen Hut, als er an mir vorüberschritt; es war ein junges Blut — ob er wirklich Heimweh hatte? Solange ich ihn sehen konnte, schaute ich ihm nach, erst Gottliebs Stimme ließ mich den Kopf wieder wenden.

„Dort ist das Kloster," sagte er und deutete auf hohe, spitzgieblige Dächer, die über die Wipfel der Bäume ragten, „und dort unten leuchtet die Villa durch das Geäst."

Die Villa — eine Menge von Fragen drängten sich auf meine Lippen, ich wußte doch so gar nichts von den Personen, zu denen ich jetzt treten sollte; Christiane hat mir so wenig von ihnen gesprochen. Nur durch Mamas kurze Andeutungen hatte ich erfahren, daß eine Tante existiert und daß sie zwei Söhne und ebensoviel Töchter habe, von denen die eine bereits verheiratet sei — zu wem sollte ich Vertrauen haben, an wen mich wenden? „Es wird kein Freuen werden, Kindchen, wenn Sie ankommen!" Die Worte Christianes klangen mir immer wieder in den Ohren.

Aeußerlich ruhig sah ich dem näher rückenden weißen Gemäuer entgegen, welches aus üppigem Baumschlag auftauchte; noch eine Biegung, und da lag es vor mir wie ein Wunder aus dem Feenlande, das kleine, reizende Schlößchen. Die Abendsonne umwob es mit rosigem Schimmer und ließ die Marmorgruppen auf Balkon und Treppe fast lebenswarm erscheinen; ein samtgrüner Rasen breitete sich auf dem Platze davor aus, wie schimmernde Edelsteine lagen kleine leuchtende Blumenbeete darauf und umschlossen ein Sandsteinbecken, aus dem ein krystallheller Wasserstrahl emporstieg, dessen Plätschern allein die tiefe Stille unterbrach. Entzückt schaute ich das reizende Gebäude an, das so luftig und leicht dastand mit seinen durchbrochenen Balkons und dem säulengetragenen Vestibule. Kletterrosen rankten sich üppig um das zierliche Geländer der Veranda, und Hunderte der blaßroten Blüten sandten ihren Duft mir entgegen. So hatte Christiane mir immer die Schlösser in den Feenmärchen beschrieben; wenn Georg das sehen könnte! — Georg! das eine Wort brachte mich wieder in die Wirklichkeit zurück.

Da hielt der Wagen; meine Nachbarin sprang behende heraus



und verschwand mit ihrem Karton hinter der hohen Glasthür. Der alte Mann blickte horchend ihr nach.

„Bleiben Sie sitzen, gnädiges Fräulein,“ sagte er, „es wird gleich jemand kommen.“

Einen Augenblick blieb alles ruhig, es kam niemand; entschlossen stieg ich aus.

„Das Gepäck werde ich schon besorgen,“ rief der Alte mir nach, dann hörte ich den Wagen fortfahren.

Da stand ich nun allein in dem fremden Hause und wagte nicht, vorwärts zu schreiten; kein Laut, kein Ton drang zu mir. Am liebsten wäre ich dem alten Gottlieb nachgelaufen und hätte ihn gebeten: Fahren Sie mich wieder fort, so weit Ihre müden Pferde gehen können, nur fort aus dem Hause, wo mir niemand ein Willkommen bringt, wo dem mutter- und vaterlosen Mädchen kein liebes Wort entgegengerufen wird. So blieb ich regungslos stehen mitten auf der Treppe, das Herz klopfte mir, daß ich meinte, es hören zu können, und in meiner Blödigkeit wagte ich nicht, weiter zu schreiten. Ein heißes Sehnsuchtsgefühl nach meiner toten Mutter überkam mich, und ein ebenso heißes Ver-

langen nach meinem kleinen Bruder — die Thränen drängten sich mit aller Gewalt in die Augen.

Da horch! War das nicht ein Schritt, das Rauschen eines Kleides? Ich hielt den Atem an, und richtig, da schimmerte ein Gewand durch das zierliche Bronzegeländer und eine schlanke Mädchengestalt flog die Treppe hinauf, die zu dem obern Stock führte; goldblonde Haare leuchteten einen Moment zu mir herunter, dann war sie verschwunden. Ich hörte, wie sich eine Thür öffnete und schloß, dann war alles wieder still.

Unwillkürlich folgte ich ihr, es war sicher meine Cousine. Ob nur mein Kommen nicht bemerkt worden — ob die Kammerjungfer nicht — —

Da tönten Tritte, ein Diener trug eine Platte mit Selterswasser und Zucker.

„Bitte, melden Sie der Frau von Demphoff, ihre Nichte sei angekommen und wünsche sie zu sprechen," sagte ich ihm.

„Jawohl!" erwiderte er und schritt, nachdem er einen verwunderten Blick auf mich geworfen, den Gang hinunter und öffnete dort eine Thür. „Darf ich bitten einzutreten, ich werde sogleich der gnädigen Frau — —" Damit verschwand er hinter den dicken, veilchenblauen Vorhängen ins Nebenzimmer.

„Die gnädige Frau läßt bitten!" Er hielt den Vorhang zurück, viel zu hoch für meine kleine Person, und ließ mich eintreten.

Drüben am Schreibtisch, den Rücken mir zugewendet, saß eine Frauengestalt und schrieb eifrig. „Einen Augenblick!" sagte eine scharfe Stimme wie entschuldigend, „ich bin gleich bereit, setzen Sie — setze dich indessen."

Ich hatte vollständig Muße, mir die elegante Einrichtung des Zimmers anzusehen, das in Vorhängen, Möbelstoffen und Teppichen ebenfalls die veilchenblaue Farbe zeigte. Ueber dem Schreibtische hing in ovalem Rahmen das Brustbild eines jungen Mannes, ein schönes Gesicht mit dunklen Augen und etwas übermütig aufgeworfenen Lippen, die ein keckes Schnurrbärtchen zierte; er trug Kürassieruniform; der weiße Rock sah prächtig aus zu dem frischen Teint. Ueber einer kleinen Chaiselongue, die unter

einer Gruppe exotischer Blattpflanzen stand, hing das Pendant zu jenem Bilde; die feinen Spitzen der Palmenwedel reichten eben hinauf zu dem wundervoll gemalten, gelblich-weißen Atlas des Kleides, auf dem eine ganze Flut goldblonder Haare lag; prächtig geformte Schultern hoben sich aus dem gelblichen Stoff, und der Hals trug ein idealschönes Köpfchen, das dem Beschauer mit Halbprofil zugewendet war; ein feines gerades Näschen und große tiefdunkle Augen zeigte es, nur lag hier ein beinahe kindlich-unschuldiges Lächeln um den roten Mund.

Da machte die Schreibende eine Bewegung, sie schob den Sessel zurück und erhob sich; ich ging ihr instinktiv einige Schritt entgegen, ehe ich es wagte, sie anzusehen, und als ich es jetzt that, da traf mich aus einem Paar kalter, grauer Augen ein völlig fremder, gleichgültiger und trotz alledem musternd neugieriger Blick.

Ich weine von Natur nicht leicht, und von jemand bemitleidet zu werden, war mir stets ein peinliches Gefühl; nur die letzten schweren Wochen hatten es verschuldet, daß ich, wie Christiane sich ausdrückte, allzunahe ans Wasser gebaut habe; auch jetzt hingen noch große Tropfen an den Wimpern, aber im Nu hatte ich sie abgewischt, es durften keine neuen kommen — vor diesen kalten Augen hätte ich nicht weinen können, um die Welt nicht; sie sahen genau so aus, als wüßten sie nicht, was Thränen bedeuten, nicht, daß sie Quellen sind, die nur aus tiefstem Leid entspringen. Nein, ihr konnte ich nicht zeigen, wie unglücklich ich war, wie ich litt in der Trauer um meine Mutter, in der Sehnsucht nach Georg, in dem bangen Gefühl des Verlassenseins. Ich preßte die Lippen aufeinander und sah düster zu ihr hinauf.

„Wann bist du gekommen?“ fragte sie, indem sie eine Handbewegung nach einem Sessel machte und sich ebenfalls niederließ. Sie saß kerzengerade und die Hände ruhten leicht gefaltet ineinander.

„Vor einer halben Stunde,“ erwiderte ich.

„Weshalb kommst du erst jetzt zu mir?“

„Weil sich niemand um mich bekümmert hat und ich nicht

wußte, wohin!" drängte es mich auszurufen, ich unterdrückte es aber mit anerkennungswerter Energie; doch ehe ich noch antworten konnte, öffnete sich hastig eine Thür, die blauen Vorhänge flogen auseinander und eine junge Dame trat in das Zimmer. Ich erkannte auf den ersten Blick das Original des Bildes über der Chaiselongue, nur verhüllte augenblicklich den schönen Hals ein langer, spitzenbesetzter Pudermantel, und ein reichgestickter weißer Rock schleppte lang hinterdrein.

„Mamachen!" rief eine sanfte, schmeichelnde Stimme — und auf dem rosigen Gesichtchen lag ein bittendes Schmollen —, „ich muß klagen kommen zu dir, Gottlieb hat die Anna grob behandelt und sie verlangt Genugthuung; willst du nicht Gerhard sagen, daß er ihn zurechtweist?" Sie war bei diesen Worten näher getreten und stand, mir den Rücken zuwendend, vor ihrer Mutter; in den Puffen des blonden Haares blitzte hie und da ein Brillant in leuchtendem Glanze auf, und ein paar frische dunkelrote Rosen hingen wie verloren in den Locken.

„Nicht wahr, liebes Mütterchen," schmeichelte sie, „du sorgst dafür, daß diesem Grobian seine Unverschämtheit nicht so hingeht? Gerhard ist ja leider nie zu bewegen, dem alten Schleicher ein böses Wort zu sagen; Melanie Stelten ist auch empört, du hast keine Ahnung, wie grob er war. Uebrigens, die Kleine soll ja hier sein, wo hast du sie denn —?"

Im nächsten Augenblick hatte sich das schöne Gesicht mir zugewendet. „Ah, sieh da!" sagte sie gedehnt und die großen, mandelförmigen Augen sahen mich kalt prüfend an. „Nicht einen Zug von den Demphoffs hat sie an sich; sieht sie nicht aus, als käme sie geradeswegs von den Zigeunern, Mama?" fragte sie, mir die Hand reichend und doch die meine kaum erfassend. „Jedenfalls sehen Sie Ihrer Mutter ähnlich, nicht wahr? Oder doch nicht? Denn jene soll ja eine beinahe gefährliche Schönheit —"

„Fernande, weißt du nicht, wo Charlotte ist?" fragte die alte Dame, sie hastig unterbrechend. „Ich habe sie seit Mittag nicht gesehen. Gott weiß, wo sie wieder herumstreicht."

„Hier bin ich," lachte eine frische Stimme und die schlanke Mädchengestalt, die ich im Treppenhause flüchtig gesehen, stand

im Zimmer. Das sonnigste Lächeln lag auf dem rosigen Gesichte, ein Paar lange, goldig schimmernde Zöpfe fielen auf den Rücken hernieder; man sah es an der Aehnlichkeit, sie waren Schwestern, die beiden, und doch gab es kaum ein Paar verschiedenere Wesen wie sie.

„Ach, die kleine Cousine!“ rief sie, noch immer lachend auf mich zueilend. „Willkommen, Lena, so heißt du ja wohl?“ fügte sie hinzu, mir beide Hände entgegenstreckend. „Siehst du, ich habe mir deinen Namen wohl gemerkt, als der Brief von deinem Vormund kam; nein, wie bist du klein,“ lachte sie und schüttelte den Kopf, daß die Zöpfe flogen.

„Sei nicht kindisch,“ ermahnte die Mutter und stand auf; „gehe jetzt und mache Toilette; Melanie von Stelten ist auch schon da, es wird die höchste Zeit.“

„Ich fahre nicht mit, Mama,“ erklärte das Mädchen kurz und wandte sich von mir.

„Aber Lotte!“ rief die Schwester, „das ist nicht dein Ernst, mein Liebchen.“

„O ja,“ beharrte sie; „ich mag mich nicht an einem so schönen Sommerabend in einen glühend heißen Saal sperren lassen, um in der erdrückenden Hitze zu tanzen; Gerhard ist auch meiner Ansicht. Ich gehe lieber noch ein Stündchen im Parke spazieren, das ist angenehmer und gesünder.“

„Da siehst du es, Mama,“ rief die junge Frau, „Gerhard ist auch der Ansicht! Wo es gilt, eine verrückte Laune durchzusetzen, beruft sie sich auf ihn — ich meine,“ wandte sie sich an das junge Mädchen, „du bist heute genug im Parke herumgestreift und —“

„Und ich verbiete dir diese Streifereien ein für allemal, Charlotte, sobald du weißt, Robert ist hier; es paßt sich nicht für dich, ihr seid keine Kinder mehr,“ befahl Frau von Demphoff. „Warst du heute bei Tante Edith?“ fragte sie streng, als das junge Gesicht vor ihr, von einer dunklen Röte überflammt, sich senkte.

„Ja!“ antwortete sie fest, den Blick wieder hebend, „heute, so wie jeden Tag. Ich kann keinen Grund darin finden, fern

zu bleiben, weil Robert kam; wir haben als Kinder stets zusammen gespielt und sind außerdem Cousin und Cousine. Uebrigens ist Robert nicht mehr hier heute abend." Sie wandte sich hastig um und schritt hinaus.

„Da haben wir's! Was soll daraus werden?" klagte die junge Frau; „immer ist Gerhard auf ihrer Seite, wir sind völlig machtlos, Mama!" Dann blieb sie stehen; aus dem angrenzenden Zimmer klang eine Männerstimme herüber, weich und beschwichtigend, wie man zu einem Kinde spricht:

„Du wirst mitfahren, Kleine, wenn Mama es so sehr wünscht, nicht wahr, Lotte?"

Die junge Frau schritt hinüber in das Zimmer.

„Gott sei Dank, lieber Gerhard," hörten wir sie sagen, „daß du sie dazu bestimmst — sie hat heute wieder ihr ärgstes Trotzköpfchen aufgesetzt, obgleich sie recht gut weiß, daß man doch nur ihretwegen die strapaziöse Partie unternimmt. Geh, Lottchen, mach Toilette," bat sie.

„Dein Kleiner ist ja wieder ganz wohl auf, Fernande," sagte die Männerstimme jetzt, „ich traf ihn eben drüben an den Ställen, er saß, jauchzend vor Freude, auf einem von Gottliebs alten Pferden."

„Das ist unerhört, das ist empörend! Gerhard, du hast ihn doch hoffentlich heruntergehoben? Mademoiselle ist eine leichtsinnige Person, daß sie es gestattet, den Jungen aufs Pferd setzen zu lassen — wenn er hinunterfällt und unter die Hufe kommt, dann ist's natürlich ein unglücklicher Zufall, weiter nichts!"

Sie sprach rasch und heftig und die weiche Stimme hatte etwas Scharfes bekommen.

„Nein, ich habe ihn nicht heruntergehoben, Gottlieb hielt ihn mit beiden Händen, wie er auch dich als Kind gehalten hat, Fernande, ich erinnerte mich vorhin lebhaft daran," wurde ihr ruhig entgegnet.

„Ich will es aber nicht, daß der Mensch mein Kind anfaßt; ich habe einmal Mißtrauen gegen ihn, er thut, was er kann, mir zum Aerger; erst vorhin hat er sich grob gegen Anna benommen und ihr erklärt, es sei ihm höchst gleichgültig, ob ich

meine Toilette zur rechten Zeit bekäme — oder nicht, und hat sich geweigert, rascher zu fahren."

„Ich werde mich erkundigen, Ferra," erwiderte er ruhig.

„O, das ist nicht nötig, wenn ich dir es sage," schmollte sie; „übrigens, Gerhard," setzte sie nach kurzem Besinnen hinzu, „wir haben hier ja einen Zeugen —"

Im nächsten Augenblick lugte das schöne Gesicht der jungen Frau durch die veilchenfarbenen Vorhänge und sah zu mir herüber, die ich noch immer mit Hut und Mäntelchen auf demselben Fleck saß. Meine Tante schrieb schon wieder eifrig und hatte offenbar nicht auf den Wortwechsel der Kinder geachtet.

„Cousinchen," klang es bittend, „nicht wahr, Gottlieb war unerhört grob zu meiner Anna?"

Ich weiß nicht, wie es kam, in ihren Blicken lag eine so dreiste Aufforderung, die Frage zu bejahen, daß der Abscheu vor der Lüge mich mit aller Gewalt ergriff. „Nein!" sagte ich laut, „Gottlieb ist durch sie gereizt worden, wir haben schrecklich lange auf sie warten müssen, und —"

Der blonde Frauenkopf verschwand und gleich darauf traf ein silberhelles Lachen mein Ohr; Lotte amüsierte sich augenscheinlich kostbar über meine Offenheit.

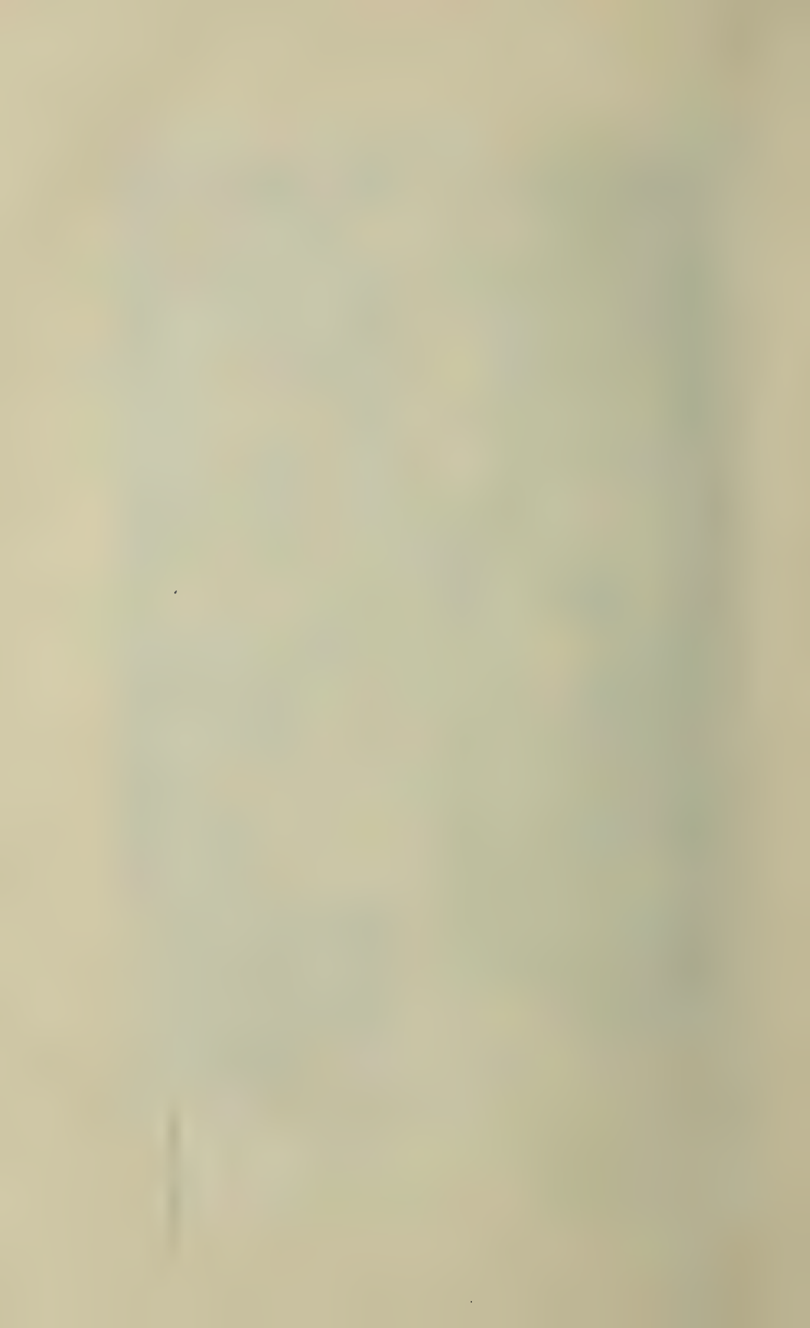
„Wie? Ist Fräulein von Demphoff mit deiner Kammerjungfer hier angekommen?" fragte jetzt Vetter Gerhards tiefe Stimme. „Wie ging das zu, Ferra, du versprachst mir doch, sie abzuholen?"

„Mein Gott, Gerhard — ja — ich — ich wollte — aber nachher erinnerte ich mich, daß ich Melanie von Stelten versprochen, sie zum Spazierenfahren abzuholen; da ließ ich im Kloster den Gottlieb bestellen, und Anna konnte dann auch gleich mitfahren, ich — sei nicht böse, Gerhard," schmeichelte sie, „das Kind ist ja auch so heil und ganz hergekommen."

Er erwiderte nichts; gleich darauf trat ein Herr durch die blauen Vorhänge. Fast hätte ich laut aufgeschrieen vor Staunen und Schreck, so Zug um Zug glich dieser schlanke Mann meinem Vater, wie er mir so deutlich in der Erinnerung lebte; dasselbe üppige blonde Haupt- und Barthaar, dieselben hellen Augen,



Im nächsten Augenblick lugte das schöne Gesicht der jungen Frau durch die veilchenfarbenen Vorhänge zu mir herüber. (36.)



die suchend nach mir spähten; nur lag ein Hauch krankhafter Blässe auf dem Gesichte, und als er näher schritt, sah ich, daß er etwas gebückt ging.

„Willkommen auf Wendhusen!“ sagte er, zu mir tretend und mich augenscheinlich verwundert betrachtend, „aber wie ich sehe, sind Sie noch in Hut und Mantel; verzeihen Sie, die Damen befinden sich schon halb und halb auf der Reunion mit ihren Gedanken; ohne Zweifel hat Mama Ihnen bereits mitgeteilt, daß Sie vorläufig bei Tante Edith wohnen sollen; das Leben hier im Hause möchte Ihrem trauernden Herzen doch nicht wohlthun.“

Ich sah ihn angstvoll an. Wo wollten sie mich nur hinbringen?

Meine Tante wandte sich um. „Ich habe ihr noch nichts mitgeteilt, Gerhard,“ sagte sie langsam; „Ferra kam dazwischen mit ihrer Beschwerde, und dann der Brief — es ist gut, daß du es übernimmst. Du wirst müde sein, mein Kind,“ wandte sie sich kaltfreundlich zu mir, „es ist das beste, ich lasse dich hinüber bringen.“

„Seit wann ist denn dies beschlossen?“ fragte Fernande, die plötzlich wieder im Zimmer stand, „gestern wart ihr ja noch grundverschiedener Ansicht über diesen Punkt?“

„Mama hat meinen Vorschlag heute früh endgültig adoptiert,“ versetzte Gerhard gelassen, aber nicht ohne Ironie, „eine junge Dame in Trauer würde dir doch störend sein, Ferra, ganz abgesehen von ihren verletzten Gefühlen.“

„Eine junge Dame!“ lachte die schöne Frau. „Aber Gerhard, wo hast du denn deine Augen? Sieh dir doch die Kleine an; ein Kind ist sie, ein richtiges Kind, und ein verzogenes dazu! Puh, was sie für Augen machen kann, wenn sie so von unten herauf sieht; Tante Edith wird ihre Freude haben an dieser Acquisition.“

„Um so besser für sie, wenn sie noch ein Kind ist,“ sagte er ruhig und ohne mich bei der Personalbeschreibung anzusehen; „ich hoffe allerdings, daß Tante Edith Freude an ihrer jungen Hausgenossin haben wird.“

„Du hast recht, lieber Gerhard,“ fiel sie mit veränderter

Stimme ein, die eine leise Ungeduld nicht verkennen ließ; „bringe sie immerhin zu Tante Edith, meinetwegen mag sie sich ebenfalls ein Dutzend Katzen anschaffen, mir soll es recht sein. Ich habe übrigens keine Zeit mehr — du begleitest mich doch nach D.? Melanie fährt auch mit."

„Es thut mir leid, Schwester, ich fühle mich nicht wohl genug, heute die Anstrengungen eines Ballfestes —"

„Du bist nicht wohl, Gerhard?" unterbrach sie ihn und legte, ihn erschreckt anschauend, die feinen Hände auf seine Schultern. „Liebster, bester Gerhard, warum sagtest du das nicht gleich, ich würde ja selbstverständlich kein Wort von der Reunion erwähnt haben — natürlich bleibe ich zu Hause."

Er wehrte ungeduldig ab. „Ich bitte dich, Ferra, laß das," bat er, „du weißt, mir ist diese Teilnahme solch unbedeutender Dinge wegen entschieden unangenehm."

„Unbedeutend, Gerhard?" fragte sie zärtlich, „nein, ich sehe es jetzt erst, wie krank du aussiehst; bester Gerhard, es ist gar keine Rede mehr von der Reunion, Mama mag mit Lotte und Melanie fahren, ich bleibe bei dir."

„Ich wünsche es aber nicht," sagte er kalt, „und als Beweis, daß ich nicht so elend bin, mag dir dienen, daß ich mir den Inspektor herbestellt habe in Rechnungsangelegenheiten. Du würdest mich also nur stören, drum fahre und — amüsiere dich, wenn du kannst. Vor allen Dingen aber," er schritt zur Thür und faßte den Glockenzug, „muß jetzt auf Fräulein von Demphoff Rücksicht genommen werden."

„Mama," wandte er sich an die alte Dame, die wieder eifrig schrieb, „hast du noch etwas anzuordnen in Betreff unseres Gastes?"

„Nein," entgegnete sie kurz, ohne sich umzuwenden.

„Hast du Joachim mitgeteilt — ich nehme an, dein Schreiben gilt ihm —, daß der Preis des Schweißhundes bedeutend über meinen Etat geht?" fragte er.

„Nein," erwiderte sie ebenso kurz, „ich werde ihm den Hund kaufen."

„Du, Mama?" Er sah offenbar unangenehm überrascht

zu ihr hinüber. „Schön," sagte er dann, „mir wäre er zu teuer gewesen." In diesem Augenblick trat ein sauberes Hausmädchen ein.

„Haben Sie die Güte," wandte er sich freundlich zu mir, „dem Mädchen zu folgen; Sie werden der Ruhe und Erquickung sehr bedürfen." Ich erhob mich und sagte meiner Tante adieu.

„Adieu, mein Kind," erwiderte sie, sich flüchtig nach mir umwendend. Als ich mich dann von der jungen Frau verabschieden wollte, war diese verschwunden. Gerhard begleitete mich bis zur Treppe. „Ich werde mich morgen erkundigen lassen, wie Sie geruht haben, Cousine," sagte er artig, „vorläufig wünsche ich Ihnen eine erquickende Nacht."

3.

Die Dämmerung war herabgesunken, als ich meiner Führerin durch den teppichbelegten Korridor folgte und die Marmortreppe hinabschritt; die kühle Abendluft draußen legte sich beruhigend auf meine heiße Stirn. Die Parkwege, in welche wir einbogen, lagen in tiefem Dunkel, ich wandte noch einmal den Kopf und sah zurück zu dem Feenhause, das ich eben verlassen; seine weißen Mauern hoben sich leuchtend von dem dunklen Hintergrunde der Bäume, deren Konturen sich scharf an dem abendlichen Himmel abzeichneten; noch rauschte leise der niederfallende Wasserstrahl und machte die breiten, fächerförmigen Blätter der umstehenden Pflanzengruppen unaufhörlich schwanken und nicken, und aus den üppigen Boskets tauchten die Marmorfiguren in blendender Weiße auf. Wie war es prächtig hier! Und doch hätt' ich fortlaufen mögen, fort — so weit die müden Füße mich tragen konnten, zu Georg, zu Christiane, hin zu jemand, der mich ansah mit Augen voll Zärtlichkeit, der mich schmeichelnd „Lena, liebste Lena“ nannte — was sollte ich hier zwischen den Menschen, die ich eben gesehen; sie würden mich nie lieben, ich war ihnen eine Last, die sie sich so leicht als möglich zu machen trachteten. Himmelweit war die Entfernung zwischen uns: Mißachtung, Neckerei und kalte, geschäftsmäßige Freundlichkeit, das war es, was dem fremden Kinde entgegengebracht wurde, und jetzt —? Wo führten sie mich nur hin? Wer war diese Tante Edith und was wollte die schöne junge Frau mit der Anspielung auf die Katzen? Mechanisch folgte ich dem Mädchen durch die verschlungenen Wege.

„Es ist nicht weit bis zum Kloster,“ begann sie freundlich, „das Singen kann man schon hören.“

Ich horchte auf, sollte ich denn in ein wirkliches Kloster?

Aber nein, das waren keine geistlichen Melodieen; ein zweistimmig vorgetragenes, ganz bekanntes Volkslied drang in mein Ohr: „Steh' ich in finst'rer Mitternacht —"

„Wo wird gesungen?" fragte ich.

„Auf dem Wirtschaftshofe unter der Linde," war die Antwort. „Die Mägde sind's und die Knechte, es ist Feierabend — sehen Sie, dort ist das Kloster, und hinter den erleuchteten Fenstern oben wohnt die Frau Tante."

Da lag es vor mir in der düstern Erleuchtung des sinkenden Abends, unheimlich, groß und finster, das langgestreckte Gebäude, das mir nun eine Heimat sein sollte. Noch trennte mich ein eisernes Gitter von dem Vorgarten, den die beiden mächtigen, unter rechtem Winkel verbundenen Flügel des Klosters begrenzten; die Gitterthüren waren zurückgeschlagen, ich sah, wie das Mädchen den Fahrweg überschritt, und hörte, wie ihr Fuß jenseits des Gitters auf Kies trat. Meine Augen hafteten noch immer auf dem finstern Gebäude; die unteren Fensterreihen waren mit starken Eisenstäben versehen wie ein Gefängnis, und der Flügel zu meiner Linken, an den eine hohe Mauer grenzte, zeigte geschlossene Läden; unglaublich unheimlich war der Eindruck, den das Ganze mir machte.

Das Mädchen kam suchend zurück; zögernd schritt ich über den Fahrweg und trat durch das Thor; wir umschritten einen mit eisernen Ketten eingehegten Rasenplatz, in dessen Mitte eine von üppigem Epheu umwucherte Sandsteinurne stand. Eine große, eisenbeschlagene Thür, deren einer Flügel geöffnet war, führte direkt zu einer breiten, mit plumpem Holzgeländer versehenen Treppe; kühle, feuchte Luft umfing mich, fröstelnd schauerte ich zusammen und wich zurück vor dem spukhaften Dunkel, das unter der gewölbten Halle lag; unwillkürlich dachte ich an gespenstische Nonnengestalten, die unhörbar dem Fremdling entgegentreten würden, zürnend über das Eindringen in die geweihten Räume — da hörte ich trippelnde Schrittchen hinter mir und Kinderstimmen, und kleine Köpfe lugten um die Hausthür: „Katzentante! Katzentante!" rief es durcheinander, und ein fast schreiendes Stimmchen sang:

„Dacht', es fiel 'ne Katz von der Bank,
Ein Kind nur war es, Gott sei Dank!"



Gellend klang es zurück von den hohen Steinwänden. Ich blieb stehen, das Mädchen aber lief, flink wie ein Wiesel, die Stufen wieder hinunter und erfaßte glücklich einen der kleinen Schreier an der Jacke.

„Schämst du dich nicht, du unartiges Kind!“ rief sie, den kleinen Burschen hin und her schüttelnd. „Du willst die gute Dame verspotten, die dich alle Jahre zu Weihnachten beschenkt, die dir Schulgeld und Kleidung gibt, du undankbarer Bengel!“ Der Junge brach in jämmerliches Weinen aus.

„Jette, Jette, laß ihn doch!“ rief da eine sanfte Stimme,

und mich umwendend, erblickte ich dicht vor mir die Gestalt einer schwarzgekleideten Dame; ihr weißes Häubchen und das blasse Gesicht leuchteten hell in der Dämmerung zu mir herüber und zwei schmale Hände streckten sich mir entgegen.

„Willkommen, mein Kind!“ sagte sie leise. Ich fühlte einen Kuß auf meiner Stirn und einen feuchten Tropfen, und dann noch einen und noch einen, und mein Kopf lag an ihrer Brust. „Mein armes, kleines Mädchen,“ flüsterte sie, „Gott segne diese Stunde, in der er dich mir zuführte! — Aber nun komm, komm, damit ich dich bei Licht ansehe,“ unterbrach sie den feierlichen Ton, in dem sie gesprochen. — „Jette, laß den Jungen laufen, er weiß nicht, was er thut, er macht es den andern nur nach; besorge den Thee, mein kleiner Gast wird hungrig und durstig sein.“

An ihrer Seite schritt ich einen langen Korridor hinunter, es war fast finster hier, und dann trat ich in ein großes, erleuchtetes Zimmer mit altmodischen Möbeln und Tapeten; eine Lampe brannte auf dem schneeweiß gedeckten Tische, und nun schauten mich ein Paar milde Frauenaugen an, so lieb, so gütig, daß mir zu Mute ward, als sei ich aus Eis und Schnee plötzlich in den freundlichsten Sonnenschein getreten. Unwillkürlich schlang ich meine Arme um den Hals der mir gänzlich Unbekannten und weinte mir all die Bangigkeit der letzten Stunden hinweg.

Sie ließ mich eine Weile ruhig gewähren, dann richtete sie meinen Kopf empor.

„Nun ist's genug, Kind,“ sagte sie ruhig, „komm, laß dich einmal beschauen — du bist ja gerade so ein Liliput wie deine Mutter war, kaum drei Käse hoch! Schäme dich, Kind, und spute dich, sonst sieht dich niemand für voll an.“

Ich lächelte. „Ach ja, Cousine Fernande hat es eben auch gesagt, ich sei ein Kind,“ und es war fast, als wollte mein alter Uebermut wieder hoch kommen, der sich seit langen Wochen vor den finsteren Sorgen geflüchtet hatte. Denn als ich jetzt am Tische saß und mit bestem Appetit die belegten Butterbrötchen verzehrte, die mir so zierlich vorgelegt wurden, und frische Milch

trank, da jubelte ich laut auf, als mit leisem Schnurren plötzlich eine schneeweiße Katze mir auf der Schulter saß und ihr weiches Fell liebkosend an mein Gesicht schmiegte.

„Sieh einmal, sieh einmal!“ rief fröhlich die alte Dame, „die Minka will Freundschaft mit dir machen, sie ist sonst gar scheu — wie mich das freut, wie mich das freut!“ wiederholte sie noch einmal und streichelte das glatte Fell ihres Lieblings.

Mir fiel plötzlich ein, daß Frau von Riedingen von einem Dutzend Katzen gesprochen hatte, und dann der Vers:

Dacht', es fiel 'ne Katz' von der Bank,
Ein Kind nur war es, Gott sei Dank!

Unwillkürlich sah ich mich im Zimmer um, ob etwa noch mehr — —? Richtig, da aus der dunklen Ecke des Ofens leuchteten zwei grünliche Katzenaugen, im Sorgenstuhl am Fenster streckte sich behaglich eine schwarz und weiß gefleckte Mieze, und dort hinten in dem Winkel saßen zusammengekauert zwei junge, gefleckte Kätzchen. Erschreckt legte ich Messer und Gabel hin und heftete meine Blicke fragend auf das alte, feine Gesicht mir gegenüber.

„Magst du die Katzen nicht leiden, Kind?“ fragte sie und sah beinahe betrübt aus.

„O ja, aber so —“

„So viel, meinst du?“ vollendete sie. „Laß, Kind, du wirst dich daran gewöhnen, um so mehr, wenn ich dir sage, daß die Katzen jahrelang meine einzigen Gesellschafter waren — und sie haben mich nie betrübt oder geärgert,“ schloß sie und blickte wehmütig lächelnd zu Minka hinüber, die es sich recht bequem gemacht hatte auf meiner Schulter.

„O nein, ich mag Katzen sehr gern,“ beeilte ich mich zu versichern, obgleich mir ein wenig bange war.

„Wirklich? Das freut mich!“ rief sie. „Du sollst einmal sehen, sie sind klug wie die Menschen und mitunter auch —“ Sie brach ab und sah mich freundlich an. „Nun, Kindchen, komm zu mir aufs Sofa,“ bat sie, „und wenn du noch nicht müde bist,

so erzähle mir von deiner Mutter. Hast du nicht auch ein Brüderchen?"

„O ja!" erwiderte ich, und beinahe hätte ich vor Sehnsucht wieder geweint. Aber die alte Dame neben mir zog meinen Kopf an sich und konnte so süß trösten und sprach von der fernen Zukunft und daß in meinen Jahren noch aller Kummer nur eine dunkle Wolke sei, die vorübergleite, um desto strahlenderem Sonnenschein Platz zu machen. Sie sprach so tröstend und mild, daß ich ruhiger wurde als seit vielen, vielen Wochen.

„Wer bist du eigentlich, Tante," erkundigte ich mich schon halb im Schlafe, als sie mich später mit mütterlicher, etwas umständlicher Sorgfalt in mein Zimmer begleitet hatte, das dicht neben ihrem Schlafzimmer lag, und nun mit leiser Hand über die verblichene grünseidene Steppdecke des riesengroßen Himmelbettes strich, in welchem sich meine kleine Person beinahe verlor. Ich war sehr müde und sah nur noch mit halbgeöffneten Augen, wie die schlanke Gestalt der alten Dame lautlos durch das nur schwach erleuchtete Zimmer glitt.

„Du weißt es ja," flüsterte sie leise lachend, „Katzentante! rufen mich die Kinder, du sollst mich aber Tante Edith nennen — willst du? In der Villa drüben sagen sie nur: ‚Tante Edith' zu mir, ich heiße Edith — — " sie nannte einen Namen, den ich nicht deutlich verstand, „und bin eine rechte — —, doch davon später, das verstehst du nicht; und nun schlaf, Lena, und träume etwas Schönes," flüsterte sie und drückte einen Kuß auf meine Stirn; „hat denn deine Mutter nie von mir gesprochen?" fragte sie noch.

Ich schüttelte schlaftrunken den Kopf, die Augen fielen mir zu vor Ermüdung. „Wie sollte sie auch!" sagte leise Tante Edith vor sich hin, „damals war sie jung —;" dann hörte ich nicht mehr recht, was sie sagte, es kam der Schlaf.

Und er legte sich betäubend auf meine Stirn, bis ich plötzlich mit dem lauten Ruf: „Georg!" wieder aufschreckte; ich hatte ihn so deutlich vor mir gesehen, er streckte mir die Arme entgegen und sah so krank und elend aus. — „Schlaf, Lena, sei nicht bange um Georg," flüsterte da wieder die sanfte Stimme der



Tante Edith. „Glaubst du denn nicht mehr an den Engel, den ein jedes Kind hat? Sieh, daran denke, und du wirst ruhiger werden.“

„Gewiß, Tante,“ sagte ich erleichtert und schon wieder halb im Schlafe, der jetzt süß und fest auf den müden Augen ruhte. —

Als ich am andern Morgen erwachte, konnte ich mich im ersten Augenblick nicht besinnen, wo ich eigentlich sei? Ueber mir wölbte sich ein Gardinenhimmel von schwerem, grünseidenem Stoff, und hölzerne vergoldete Fransen hingen plump daran, die verblichenen, hie und da fast gelb gewordenen Vorhänge meines Bettes waren zurückgeschlagen und mein schlaftrunkener Blick fiel in ein hohes Gemach, welches die voll hereindringenden Sonnen=

strahlen mit blendendem Lichte erfüllten. Ein wahres Ungetüm von einem Kamin mit schwarzer Marmorbekleidung befand sich meinem Bette gegenüber, ein hoher Spiegel zierte die Wand über demselben; dieser mußte wohl sehr alt sein, denn seine ungeheure Fläche war aus drei Stücken zusammengefügt, und den Rahmen bildete eine schmale, aber reich geschnitzte, vergoldete Holzleiste. Die Möbel gehörten ohne Zweifel verschiedenen Zeitaltern an, denn neben einer wundervoll eingelegten Kommode mit geschweiften Kästen und blitzenden Beschlägen stand ein Tischchen auf vergoldeten, zerbrechlichen Füßen, die so unmöglich verschnörkelt und verbogen waren, daß man auf den ersten Blick sah, es müsse der leichtlebigen Rokokozeit seine Entstehung verdanken. Die Tapete zeigte in blaugrauen Schattierungen eine regelmäßig wiederkehrende weibliche Figur, die auf einem Delphine, dessen Schweif in einer schön gebogenen Arabeske endigte, kühn die plump angedeuteten Wogen durchschwamm; eine breite Blumenbordüre schloß unten am Boden und an der Decke ab, und letztere trugen riesige Balken. Augenscheinlich war dieses Haus in einer Zeit gefügt worden, als noch solid und für die Dauer gebaut wurde, denn diese gewaltigen Mauern, in denen sich tiefe Fensternischen befanden, schienen einer Ewigkeit trotzen zu wollen.

Ein behagliches Gefühl überkam mich in dem sonnendurchleuchteten Zimmer; ich schmiegte meinen Kopf in die schneeweißen Kissen und schloß blinzelnd die Augen, bis mich eine klangreiche Stimme aus diesem Zustand zwischen Träumen und Wachen erweckte. Die vorhin noch geschlossene Flügelthür nach dem Nebenzimmer stand jetzt weit geöffnet und ich erhaschte den Anblick einer schlanken, weißen Gestalt und zweier blonder Zöpfe, die ihr lang über den Rücken herabfielen.

„Sie schläft noch, Tante," sagte dieselbe frische Stimme, „ich war dicht an ihrem Bette; sie liegt mit offenem Munde und die schwarzen Haare hängen über das braune Gesichtchen; was für ein wunderbares kleines Menschenkind, wenn man solch große blonde Riesen zu sehen gewohnt ist — komm, Minka, mein Herzchen."

Die weiße Gestalt bückte sich und hob die Katze empor,

dann saß sie plötzlich auf der Fensterbank, der Strohhut flog auf den nächsten Stuhl, und ich erkannte unter den blütenweißen Mullvorhängen das rosige Gesicht meiner Cousine Charlotte, die, augenscheinlich in behaglichster Stimmung, der Tante einen Morgenbesuch machte. Sie baumelte mit den Füßchen, die in kleinen durchbrochenen Schuhen steckten, drückte und streichelte Minka und trillerte dabei mit leiser, aber unendlich lieblicher Stimme eine Melodie, wie ein kleiner Vogel, der im Schlafe singt. —

„Wecke mir das Kind nicht auf, Lottchen!" ermahnte Tante Edith sanft, und gleich darauf trat ihre zierliche Gestalt im einfachen grauen Morgenkleide in den Bereich meines Gesichtskreises und nahm in dem Lehnstuhle nahe bei Charlotte Platz, so daß sie mir den Rücken wandte und ich den vollen Anblick ihres saubern Morgenhäubchens hatte.

Charlotte saß plötzlich still. „Tante," fragte sie mit etwas gedämpfter Stimme, aber doch so, daß ich deutlich jedes Wort vernehmen konnte, „Tante, ist es wahr, was Fernande gestern abend auf der Fahrt nach D. Melanie von Stelten erzählte, daß nämlich die Mutter der Kleinen da drinnen — nun, wie soll ich doch sagen — na, kurz — eine Dame vom Theater war, die den armen Onkel durch ihren unerhörten Luxus vollständig ruiniert hat?"

Ich schloß die Augen in diesem Augenblick; es war, als führte man einen Schlag gegen mich, dem ich nicht mehr entgehen konnte. Meine Mutter eine Dame vom Theater! Meine Mutter — ihr liebes Gesicht schwebte mir plötzlich vor, die zierliche Gestalt, wie sie, sich die Finger wund nähend, am Fenster saß — „durch unerhörten Luxus!" — O, wenn Fernande sie gekannt hätte!

„So? Hat Ferra ihr Herz erleichtert?" fragte Tante Edith, „es war jedenfalls sehr interessant, Lottchen, und die Fahrt ist euch gedankenschnell vergangen?"

„O ja, Tante Edith, es hat mich interessiert. Weißt du, fast in jeder Familie kommt so ein kleiner, pikanter Skandal vor, nur in der unsern sah es in dieser Beziehung, dank dem unver-

gleichlich ruhigen, leidenschaftslosen Blute der Demphoffs, über alle Maßen harmlos und hausbacken aus."

„Charlotte!" rief Tante Edith zürnend.

Ein silberhelles Lachen antwortete ihr. „Es ist doch wahr, Tante, und ich denke mir so etwas außerordentlich interessant. Stelle dir vor, welche Abwechselung durch solche Liebesleidenschaft unter dem Stande in ein friedliches, langweiliges Familienleben kommen müßte! Da gibt es Scenen mit den Herren Eltern, der Sohn droht, sich das Leben zu nehmen, die Mutter arrangiert Feste, um ihn seine Liebe vergessen zu machen; der Vater schlägt eine Reise vor, die Schwestern laden sich ein halb Dutzend heiratsfähige Freundinnen zum Besuch, und schließlich ist eines Morgens in dem Lokalblättchen zu lesen: ‚In unserer nächsten Nähe spielt sich eine, für die heutige blasierte Zeit ungewöhnlich romantische Geschichte ab; der Sohn einer unserer ersten Familien heiratete, trotz des energischen Widerstandes der Seinen, eine junge Dame vom Theater, die es verstand, durch ihre Schönheit den jungen Kavalier so in Fesseln zu schlagen, daß er —' Gelt, Tantchen, so war es?" fragte sie, aus ihrem vortragenden Tone fallend.

„Hat es dir Ferra so mitgeteilt, Charlotte?"

„So ähnlich, Tante, nur noch ausführlicher, noch bunter," erwiderte meine Cousine.

„Fernande kennt die Geschichte viel zu wenig, um sie erzählen zu können," sagte Tante Edith sehr ernst; „dies beweist schon der eine Umstand, daß die Mutter der Kleinen nie mit ihrem Fuße auf den Brettern gestanden hat; von einer Dame vom Theater kann also nicht wohl die Rede sein, und ich möchte dich sehr bitten, Charlotte, nicht wieder in dieser Weise von ihr zu reden."

„Kennst du die Geschichte genauer, Tantchen?" bat das junge Mädchen lebhaft. „Hast du je die Frau gesehen, die Papa und Onkel für immer trennte?"

„Ich habe sie gesehen, Lottchen, wenn auch nur einmal," sagte Tante Edith weich; „ich habe jene traurige, noch heute nicht aufgeklärte Geschichte ja miterlebt. Diese Frau — lieber



Gott, Charlotte! Diese kleine, kinderhafte Frau mit den großen, dunklen Augen war freilich die unschuldige Ursache des Zerwürfnisses, aber **ihr** kommt wahrlich nur der geringste Teil der Schuld zu; sie war ein harmloses Kindergemüt — keine Kokette — wie man dir gesagt zu haben scheint."

Gute Tante Edith! Mein Herz klopfte ihr in stürmischer

Dankbarkeit entgegen; sie nahm mein Mütterchen in Schutz, über die jenes junge Mädchen dort mit der Leichtfertigkeit eines Wesens, das keine Ahnung hat, was es heißt, unglücklich zu sein, urteilen wollte. Ich öffnete die Augen und sah zu ihr hinüber; sie saß dort so unbefangen, und ihre Blicke ruhten, ohne jedes wahre Interesse zu verraten, auf Tante Ediths Gesicht.

„O bitte, erzähle, Herzenstante!“ bat sie, „du thust ein gutes Werk damit; erstlich entschädigst du mich für die gestern ausgestandene Langeweile auf der Reunion, und zweitens kann ich Ferra dann doch endlich auch einmal beweisen, daß ich von einer Sache besser unterrichtet bin, als sie.“

„Sind das deine einzigen Gründe, diese traurige Geschichte zu erfahren, Lottchen?“ fragte Tante Edith ernst.

Charlotte senkte die Augen und schwieg.

„Es thut mir sehr leid, daß ich es sagen muß, Charlotte,“ fuhr Tante Edith fort, „aber du bist grenzenlos oberflächlich aus deiner Pension zurückgekehrt; ich habe mich immer mehr überzeugt, daß es leider so ist. Du bist nicht mehr das freundliche kleine Mädchen, das für fremdes Unglück so leicht eine Thräne fand, du willst dein Leben genießen, willst unterhalten sein, das scheint dir der einzige Zweck des Daseins.“

Einen Augenblick streckte das junge Mädchen wie bittend die Hände zu der alten Dame hinüber, dann senkte sie wieder den Kopf und schwieg.

„So viel ich davon weiß, will ich dir gern erzählen,“ begann Tante Edith aufs neue; „aber es ist wenig und ich thue es nur, um dir einen Blick in das Leben zu gewähren, das du noch so wenig kennst und das dir wie ein verführerisches Spiel vorgaukelt, in dem nur Schönes dir begegnen muß. Ich will dir deine sonnige Heiterkeit nicht nehmen, um die Welt nicht, aber gewöhne dich, an fremdem Unglück nicht leichtfertig vorbeizugehen oder es gar als ergötzliches Gesprächsthema zu behandeln; in jedes Menschen Hoffnungsblüte fällt einmal ein Reif, es wird auch dir nicht erspart bleiben.“

„Es ist nur eine gar kurze Erzählung, die du zu hören bekommst, aber sie enthält eine ganze Welt voll Leid, Charlotte,“

begann Tante Edith, während ich mit Herzklopfen dalag und ihren Worten lauschte. „Hermann von Demphoff, der Vater unserer kleinen Schläferin und der Bruder deines Vaters, war der jüngere Sohn, wie du ja weißt; er bekam mithin nur ein sehr mäßiges Vermögen, eben genügend, um ihm die Carriere als Offizier zu ermöglichen. In seiner Garnison lernte er das Mädchen kennen, das ihm so verhängnisvoll wurde; es geschah im Hause ihres Onkels, als dessen Adoptivtochter sie galt. Ich glaube, wenn die Sachen sich so verhielten, wie es damals schien, so hätte dein Vater kaum einen Einspruch gegen die Verbindung der beiden erhoben, denn der alte Onkel war ein angesehener Mann und galt als vermögend.

„Da starb er plötzlich; es fand sich kein Testament vor, und das junge Mädchen stand bettelarm da, gewöhnt an jeden möglichen Luxus. Das wirklich große Vermögen fiel einer ganz entfernten Seitenlinie zu, die von der Hinterbliebenen absolut keine Notiz nahm.

„Dein Onkel kam hier angereist und bat um Aufnahme seiner kleinen Braut — da ging der Sturm los! Leider hörte ich in jener für mich tieftraurigen Zeit so gut wie gar nichts von dem, was im Aebtissinnenhause, in der Familie deines Vaters vorging, ich hatte auch jenen Zwiespalt nur andeutungsweise von Gottlieb vernommen, der Hermann nach einem stürmischen Auftritt zur nächsten Poststation fuhr; letzterer zürnte mir ja auch. So erhielt ich denn auch nicht die Anzeige seiner Verheiratung, die sehr bald stattfand; erst aus der Zeitung ersah ich es. Bald nach der Vermählung mußten indessen sich die Brüder soweit wieder ausgesöhnt haben, daß Hermann eingeladen wurde, mit seiner jungen Frau einen Besuch auf Kloster Wendhusen zu machen. Erst als die meiner Stube gegenüberliegenden Besuchszimmer geöffnet wurden, erst als Gottlieb in großer Livree mit dem Staatswagen durch das Gitterthor rollte, um die Gäste abzuholen, erfuhr ich auf mein Befragen, daß das junge Ehepaar erwartet werde.

„Ich war damals zu sehr an drückende Zurücksetzung seitens meiner Geschwister gewöhnt, als daß mich dieses wundern konnte;

ich wurde gleichsam wie eine Tote betrachtet, ja, nicht einmal wie eine Tote, denn einer geliebten Verstorbenen legt man doch noch zuweilen eine Blume auf das Grab. Aber — das gehört ja nicht hierher.

„Wie man so ist, Lottchen, es steckt so etwas von einer Pudelnatur im Frauenherzen; anstatt im beleidigten Stolz mich tief in mein Zimmer zurückzuziehen, stand ich stundenlang an jenem Tage lauernd hinter den Gardinen, um meines jüngsten Bruders junge Frau zu sehen und ihn selbst als glücklichen Gatten. Leider wurde mir die Aussicht in dem Hauptmomente benommen durch den verdeckten Wagen, und außer einem blauen Schleier, der hoch aufwirbelte im Frühlingswinde, sah ich nichts von meiner neuen Schwägerin. Auch ferner nicht, denn ich wurde krank in jener Zeit und mußte das Bett hüten. Nur mitunter hörte ich eine weiche, klangvolle Frauenstimme und kleine leichte Schritte, die den Korridor heraufflogen. Schön sei sie, wunderschön — berichtete mir meine Dienerin. ‚O, gnädige Frau, wie eine der Heiligen, die in Ellingen in der katholischen Kirche über dem Altar hängen, und dabei ist sie nur so ein Püppchen, so ein kleines!‘ pflegte sie zu sagen.

„Wohl zwei Wochen mochten vergangen sein, ich befand mich zum erstenmal außer Bett; es war ein heißer Junitag gewesen und die drückende Schwüle wollte selbst der Dämmerung nicht weichen, da hörte ich, als ich gegen Abend müd und matt auf meinem Sofa lag, die trippelnden Füßchen wieder draußen auf dem Korridor. Es war ein hastiges Laufen, und bald darauf schlug dröhnend die Thür des Fremdenzimmers zu; nach einer Weile schallten eilige Männertritte den Gang herauf, und wieder öffnete sich die Thür und die Stimme meines jüngsten Bruders scholl durch das Haus: „Die Sache ist abgemacht, Else, wir reisen sofort!“ Zu gleicher Zeit aber drang Weinen zu mir herüber, so recht herzbitterliches Weinen.

„Im Nu hatte ich meine Thür geöffnet; auch jene mir gegenüber war weit zurückgeschlagen; ich konnte das Zimmer übersehen und erkannte in dem rosigen Dämmerlicht der sinkenden Sonne eine zierliche, weiße Gestalt auf dem Sofa und meinen

Bruder vor ihr auf den Knieen, leise tröstende Worte sprechend. — ‚Hermann, ich that nichts Böses, o, ich schäme mich tot, laß mich fort, Hermann, laß mich fort von hier!‘ bat sie immer wieder, und ein junges, bethräntes Gesicht voll unsäglichen Liebreizes hob sich aus den Kissen und schmiegte sich an seine Wange.

„‚Ja, ja, aber beruhige dich, Else, es muß doch gepackt werden, und du bist aufgeregt im höchsten Grade; glaubst du denn, daß ich auch nur einen Moment an dir gezweifelt? Mein Himmel, wer konnte auch so etwas ahnen?‘ Er erhob sich und schritt zu einem Tische, und im nächsten Augenblick flog es klirrend durch das Zimmer und die Scherben einer Krystallkaraffe lagen glitzernd auf dem Teppich. Die junge Frau war erschrocken in die Höhe gefahren und starrte mit den dunklen Augen zu ihrem Manne herüber. ‚Nicht einmal ein Glas Wasser in diesem gastfreien Hause, wenn man es gebraucht!‘ rief er mit unterdrücktem Zorn und riß an der Glockenschnur; dann wurde die Thür heftig zugeschlagen.

„Betroffen schloß ich auch die meine und zerbrach mir den Kopf, um zu ergründen, was vorgefallen sein könne. Der rasche Hufschlag eines Pferdes lockte mich ans Fenster, und ich sah deinen Vater, Lottchen, ganz gegen seine Gewohnheit, fortreiten in den sinkenden Abend hinein, und ehe er noch zurückgekehrt war, hatten Hermann und seine junge Frau Wendhusen verlassen — um niemals wiederzukommen.

„Ich konnte das reizende Gesicht mit den dunklen Augen, die so scheu und fragend unter den langen Wimpern hervorsahen, nicht wieder vergessen, und als später das Gerücht auch bis zu uns drang, sie leben in der bittersten Armut, da konnte ich nicht widerstehen; ich setzte mich hin und schrieb an sie, um ihr eine, freilich kleine, Unterstützung anzubieten. Aber der Brief kam uneröffnet zurück; sie ahnte wohl kaum, wer die Schreiberin war; ich glaube, sie wußte nicht einmal, daß eine Schwester ihres Mannes existiere, oder dachte vielleicht, der Brief sei von deiner Mutter, und so bin ich ihr fremd geblieben, wo ich ihr doch so gern näher getreten wäre.

„Noch einmal machte ich den Versuch, aber wieder wurde

mir das Schreiben durch die Post zurückgegeben, mit dem kurzen Vermerk von einer zierlichen Damenhand, daß aus Wendhusen keine Briefe angenommen würden. — Es war dies ungefähr ein Jahr nach Hermanns Tode."

„Aber Tantchen," unterbrach Charlotte die alte Dame, „in deiner Erzählung ist nichts, was zu Gunsten der Frau von Onkel Hermann redet, und Ferra sagt doch, sie habe den Onkel durch ihren unerhörten Luxus — —"

„Charlotte! Sollte Ferra dir maßgebend sein mit ihren Urteilen? Freilich lebte das junge Paar glänzender, als ihre Verhältnisse es gestatteten, aber da trifft die Schuld zumeist den Mann. Sie hat geglaubt, er sei reich, seine Mittel erlaubten ihm solch eine stattliche Haushaltung zu führen; ahnungslos lebte sie in dem Luxus, den er ihr verschwenderisch bot! Ich bin überzeugt, hätte er ihr nur eine Andeutung gemacht, sie würde sich mit Freuden in die bescheidensten Verhältnisse gefügt haben."

„Woraus schließt du das, Tante Edith?"

„Aus der Art und Weise, wie sie ihren unbewußt begangenen Fehler gesühnt hat. Oder meinst du nicht, Lottchen, daß es eine Sühne ist, wenn die Frau mit Aufopferung ihrer ganzen Kraft, mit den zarten, der Arbeit ungewohnten Händen Tag und Nacht schafft, um sich und ihre Kinder anständig und ehrlich durch die Welt zu bringen? Meinst du nicht, daß durch solch eine thränen- und arbeitsvolle Stunde, durch das schwer erkämpfte Wollen und Vollbringen, Jahre eines unbewußt begangenen Unrechts wieder gut gemacht worden sind? Weißt du, was es heißen will, Charlotte, nächtelang zu arbeiten bei trüber Lampe und peinigenden Gedanken dazu? Weißt du, was es bedeutet, wenn man sich sagen muß: sobald die Arbeitskraft versagt, wirst du mit den Deinen darben? Geh, Kind, du weißt es nicht, mag Gott dich davor bewahren."

„Tante!" bat Charlotte; ihre Stimme klang wie durch Thränen. „Liebe Tante."

Ich sah nicht, was sie that bei diesen Worten; ich hatte mich stürmisch auf die Seite geworfen und den Kopf tief in die Kissen gesteckt, damit niemand das Schluchzen hörte, das meine



Brust zu zersprengen drohte. Da fühlte ich einen Kuß auf meinem Haar, und als ich mich umwandte, fielen meine verweinten Augen auf Cousine Lotte, die an meinem Bett niedergekniet war.

„Ich will dich lieb haben, kleine Cousine," sagte sie und die blauen Augen schimmerten in Thränen, obgleich der frische Mund lächelte. „Ich will dich lieb haben, vergib mir, was ich vorhin im Uebermut gesprochen, denn du hast es gehört, ich weiß es. — Komm her, du kleines Geschöpfchen, und gib mir einen Kuß," bat sie, mich an sich ziehend und mich küssend. „Nicht wahr, du bist mir nicht böse? Nein?" fragte sie und ihr vorhin rosiges Gesicht sah bleich aus vor Erregung.

Ich schüttelte den Kopf und legte meinen Arm um ihren Nacken. „Ich will dich auch lieb haben, Charlotte," versicherte ich treuherzig.

„Aber nun mußt du aufstehen," rief sie, sich erhebend und wieder in ihren muntern Ton übergehend. „Darf ich beim Lever zugegen sein?" Unter Lachen und Kichern half sie mich ankleiden. „Du weißt gewiß noch gar nicht, was dir passiert ist?" neckte sie. „Ja, ja, kleines Stadtfräulein, wir sind jetzt auf dem Lande zwischen Kühen und Kälbern, die sind nämlich berühmt auf Kloster Wendhusen. Gras, Blumen, Bäume und frische Luft haben wir im Ueberfluß; warte nur, du sollst bald rote Backen bekommen." Sie strich liebkosend über mein Gesicht, während sie mir half, die Locken in ein Netz stecken.

„Charlotte," fragte ich, „nicht wahr, Tante Edith heißt eigentlich Frau Berker oder Berka?"

Sie lachte hell auf und schlug in die Hände. „Kind, weißt du denn das nicht? Freilich, Tante Berka."

„Ich habe nie von ihr gehört," entgegnete ich. „Mama sprach ja nie mit uns von Wendhusen."

„Kind! Da weißt du am Ende noch gar nicht einmal, wer ich bin?" rief sie in komischer Verzweiflung. „Nein, das geht ja gar nicht; also höre zu, ich will dir unsere Familie der Reihe nach vorführen." Sie setzte sich auf den Rand meines Bettes und sah zu mir herüber, indem sie an den Fingern abzuzählen begann:

„Also Numero eins, selbstverständlich meine Mama, die Frau von Demphoff, eine Geborene von Thienen aus Thüringen, steht in größtem Respekt bei ihren Kindern und Untergebenen; wenn Ferra und ich von ihr sprechen, nennen wir sie Serenissima. Ferra und Joachim sind ihre Lieblinge, Gerhard und ich stehen erst in zweiter Linie; ich bekomme sehr viel böse Worte von ihr, weil — nun, das kommt bei meiner Personalbeschreibung.

„Numero zwei, Luitpold Gerhard von Demphoff, Majoratsherr und Chef der Familie, mein goldener Bruder, der beste, edelste Mensch, den es gibt. Aber leider ist er so ein ganz klein wenig kränklich," fügte sie hinzu und das Aufleuchten der

blauen Augen wich einem dunklen Schatten. „Er wird aber gesund werden, Lena, ich weiß es,“ versicherte sie dann zuversichtlich. „Wenn du einmal etwas zu bitten hast, so wende dich an ihn, er sagt nicht nein.

„Numero drei, meine schöne Schwester Fernande von Riedingen, die seit zwei Jahren wieder unter dem väterlichen Dache wohnt, weil ihr Mann bei einem großen Rennen in R. so unglücklich mit dem Pferde stürzte, daß er sofort tot blieb und sie zur Witwe machte. Sie hat anderthalb Jahre ganz schwarz getrauert, es sah so unvergleichlich schön aus zu dem blonden Haar — —“

„Lotte! Lotte!“ rief Tante Edith, die jetzt auf die Schwelle getreten war, „du verfällst wieder in den alten Fehler!“ Dann schritt sie auf mich zu und küßte mir liebevoll die Stirn. „Hast du gut geschlafen?“ fragte sie. „Sieh, nun wird dir gleich eine Personalbeschreibung von der Familie gemacht, die nach dem eben Gehörten —“

„Numero vier,“ unterbrach Charlotte die Bemerkung der Tante, „Joachim von Demphoff, Lieutenant im neunten Kürassierregiment, ein sehr schöner Mann, Cavalier comme il faut mit allen dazu gehörigen Tugenden und Fehlern, liebt nächst dem Ballet am meisten die Jagd.“

„Ich bitte dich, hör auf, Lotte, was soll Magdalene von dir denken?“ schalt Tante Edith etwas ärgerlich.

„Numero fünf, Charlotte von Demphoff, enfant terrible, Schrecken aller Familienmitglieder, sieht alles, was sie nicht sehen soll und hört stets das, was nicht für sie bestimmt ist, hat einen ganz häßlichen Charakter; wen sie einmal mit ihrer Liebe verfolgt, der kann sich nicht retten vor ihr; hält sich am liebsten im alten Kloster bei der Tante Edith auf, um sich von ihr schelten zu lassen — o, du gute, einzige Tante Edith du!“ rief sie, die alte Dame stürmisch in die Arme nehmend. „Ich bitte dich nur um eins, laß mich nicht eifersüchtig werden auf diese da.“

„Wildfang, laß mich, du erdrückst mich ja!“ rief die Tante. „Wenn du dich nicht änderst, so ist es immer möglich, daß dir die Kleine den Rang streitig macht.“

„Dann, Lena, nimm dich in acht!“ drohte sie, ins Nebenzimmer laufend, so daß zwei oder drei von Tantens Lieblingen scheu zu uns herüber flüchteten. „Ich hetze sämtliche Katzen auf dich in diesem Falle, und das ist keine Kleinigkeit, denn die gelbgescheckte hat eben wieder einmal sechs Junge.“

Sie erschien nochmals in der Thür, schwenkte den großen Strohhut gegen uns und dann war sie verschwunden; wir hörten noch ihr frisches Lachen im Korridor verhallen.

„Jetzt weiß ich, wer du bist,“ sagte ich, mich an Tante Edith schmiegend, „du bist meines lieben Vaters einzige Schwester?“

Sie strich zärtlich mit der Hand über mein Haar. „Deines Vaters Schwester,“ wiederholte sie leise und setzte dann hinzu: „Kind, Kind, wie siehst du deiner Mutter ähnlich; dieselben Augen, ganz dieselben.“

„Tante, ich danke dir,“ sagte ich und schlang die Arme um ihren Hals. „Wenn ich gewußt hätte, wie gut du bist, dann hätte Mama an dich schreiben müssen und nicht an Tante Dempthoff, als sie einer Unterstützung bedürftig war; du hättest gewiß nicht geantwortet, daß sie schuld sei an dem Unglück meines Vaters.“

Tante Edith schob mich plötzlich zurück und sah mich erbleichend an.

„Wie? Deine Mutter schrieb an sie? Und sie hätte ihr da geantwortet, was du eben sagst?“

Ich nickte bejahend. „Sie wurde sehr krank bald darauf und hat immer davon phantasiert.“

Tante Edith schwieg; sie sah starr in die grünen Wipfel, die sich draußen im goldenen Morgenlicht wiegten; ein unbeschreiblich bitterer Ausdruck lag um ihren Mund. Dann schritt sie zu dem Fenster, und nachdem sie die mächtigen Flügel geöffnet, wandte sie sich mit den Worten zu mir: „Nun komm, Magdalene, und frühstücke, es ist heute spät geworden; morgen heißt es zeitig aufstehen. Ich mache immer in aller Frühe einen Spaziergang durch den Park, und du sollst mich begleiten — du glaubst nicht, wie köstlich das ist, du armes Stadtmäuschen.“

4.

Das war der Tag meiner Ankunft in Wendhusen und mein erstes Erwachen. Fast fünf Jahre sind seit jenem Morgen vergangen und doch steht er mit solcher Deutlichkeit vor meiner Seele, daß ich meinen könnte, erst gestern sei ich, ein kleines, unerfahrenes, heimatbanges Mädchen, unter Tante Ediths grünem Himmelbette erwacht und habe jenes Gespräch vernommen, das tausend bange Fragen in dem Kinderherzen hervorgerufen; als sei es gestern gewesen, daß Charlotte an meinem Bett gekniet, um mir unter Thränen und Lachen zu versprechen, mich lieb zu haben; dies wunderliche, liebe Geschöpf, das zusammengesetzt schien aus Thränen und Lächeln, dem das Leben im jähen Wechsel Lächeln und Thränen und, Gott sei Dank, doch endlich wieder Lächeln brachte.

Ach, Lottchen, wenn du nicht längst wüßtest, daß ich dich liebe, so machte ich dir hier noch einmal eine Liebeserklärung bei der Erinnerung an alles das, was wir gemeinschaftlich erlebt und erlitten.

Auch jener Tag steigt deutlich wieder vor mir auf, an dem ich zum erstenmal auf Entdeckungsreisen im alten Kloster ausging. Es war, glaube ich, noch an jenem ersten Tage; Tante Edith besuchte eine kranke Frau im Dorfe; ich saß mutterseelenallein in einer tiefen Fensternische und schaute über den Rasenplatz hinweg in die hohen Wipfel der Parkbäume, hinter denen die Villa versteckt lag. Unheimlich still war es in dem großen Gebäude, auch draußen keine Spur von Leben; seitwärts lag das Aebtissinnenhaus mit seinen verhangenen Fensterreihen in tiefem Schatten, über die Freitreppe waren die Ranken des wilden

Weins gewuchert in zwangloser Ungebundenheit, sie hatten die Stufen übersponnen und verhingen die mächtige Hausthür mit üppigen Guirlanden, daß es aussah, als sei hier der Eingang zu Dornröschens Zauberschloß. Und hinter diesen verhangenen Fenstern hatte einst mein Vater gelebt als glückliches Kind, über diese moosbewachsenen Stufen war später der kleine Fuß meiner Mutter geschritten in das Haus, in welchem sie so schwer beleidigt wurde; — was konnte man ihr gethan haben, ihr, die so gut, so schön gewesen? Wer doch einmal hineingehen könnte in jene Räume, aber sie waren ja verschlossen seit Onkels Tode.

Warum nur? Es erschien so rätselhaft alles, was ich bis jetzt gesehen und gehört! Eine kleine Anwandlung von Grauen überkam mich, so daß ich aufsprang und auf den Korridor hinauslief. Der lange Gang lag stets, auch bei grellstem Sonnenschein, in Dämmerlicht, und in den vielen Ecken und Nischen bargen sich tiefe Schatten. Wo war es wohl, wo meine Eltern gewohnt bei jenem Besuch? Da drüben, sicher da drüben.

Ich stand vor einer der hohen, dunkelgebeizten Thüren, die in regelrechten Entfernungen die weißgetünchten Wände unterbrachen; ich lugte durch das Schlüsselloch und sah ein Streifchen großblumiger Tapete; ein scharfer Zug flog mir entgegen, offenbar waren die Fenster drinnen geöffnet. Tante hatte mir ja erzählt, daß bei großen Jagden die Zimmer noch immer als Logierstuben benutzt wurden; dieser Flügel hieß ja auch das Logierhaus. In der Blütezeit des Klosters hatte man den gewaltigen Steinbau zu diesem Zwecke dem Aebtissinnenhause angefügt, und nach der Menge und Größe der Zimmer zu urteilen, mußten die frommen Schwestern außerordentlich gastfrei gewesen sein.

O, es mutete mich plötzlich ganz köstlich an, dieses heimliche Dämmerlicht in dem verlassenen Gebäude; wie aus den Sagen alter Ritterburgen, in deren Gängen die Burgfrau einherschreitet in seidener Schleppe und goldgewirktem Ringelhäubchen, das Schlüsselbund und die Tasche zur Seite; das war so etwas für mich, umherzustöbern in alten Räumen, die seit Jahren nicht bewohnt gewesen und die einst so viel, so viel gesehen.

Auf den Zehen schlich ich den endlos langen Gang hinunter,



hie und da fiel aus einem Schlüsselloch ein heller Streif auf die altersgrauen Dielen, und dort am Ende des Ganges leuchtete ein heller Schein; ein paar Stufen führten hinunter in das Aebtissinnenhaus, zunächst in einen großen, weißgetünchten Vorsaal, dessen Fenster mit leinenen Vorhängen verhüllt waren. Schön geschnitzte braune Flügelthüren führten zu den Zimmern, mächtige

Hirschgeweihe zierten die Wände, und von der Decke hing im altmodischen Messingreifen eine große Glasglocke hernieder, jedenfalls zur Aufnahme einer Lampe bestimmt. Auch hier lugte ich durch ein Schlüsselloch, mit verhaltenem Atem und klopfendem Herzen — das mußten ja die Räume sein, in denen mein Vater geboren und aufgewachsen war. Aber ich erspähte auch hier nichts weiter als ein Streifchen lederbrauner, mit Gold verzierter Tapete und ein Stückchen Goldrahmen von einem Bilde.

Tante Edith muß mir viel erzählen, dachte ich und stand, ehe ich es selbst recht wußte, auf der obersten Stufe einer breiten Treppe, die unheimlich unter meiner geringen Last zu knarren begann. Einen Augenblick schwankte ich, dann aber lief ich eilends hinunter, mit meinem Kleide eine förmliche Staubwolke aufwirbelnd. Wieder eine verschlossene Thür dicht vor der Treppe? Doch nein, ein Druck auf die Klinke öffnet sie; mit einem Kreischen, das die ganze Tonleiter durchging, flog sie zurück, und fast hätte ich aufgeschrieen vor Staunen und Ueberraschung — viele Jahrhunderte glaubte ich mich zurückversetzt, so mittelalterlich wölbten sich die Spitzbogen unter der Decke des luftigen, breiten Ganges, von zierlich gemeißelten Steinrosetten zusammengehalten; die Außenwände fehlten, schlanke Säulen trugen Rundbogen, und Kletterrosen und wilder Wein hingen ihre üppigen Ranken gleich luftigen Vorhängen herab, und darunter hinweg schweifte der Blick hinaus über blumige Grasplätze in die dichte, grüne Wildnis uralter herrlicher Bäume. Greller Mittagssonnenschein lag auf den Rasenplätzen, kein Laut, kein Ton ringsumher, während ich zögernd zwischen den Säulen hindurch auf den grasbewachsenen Gartenweg trat; weiße Schmetterlinge tummelten sich in ungezählter Menge über den Beeten, deren Pflanzen wilde Schößlinge getrieben; Centifolien rankten, alles unter sich erstickend, über den Buchsbaum der Einfassung weit in die Wege hinaus und hielten, wie unwillig über mein Erscheinen, mich am Kleide fest, und hie und da leuchtete eine Statue aus dunklem Schatten auf, von Epheu fast überwuchert, der auch die Stämme der Bäume dicht umrankt hielt.

Wie träumend schritt ich weiter. Das war in der That

Dornröschens Zaubergarten, so weltverlassen, so spukhaft einsam lag er da im Lichte der Mittagssonne, die doch nicht unter dem grünen Laubdache das Dämmerlicht gänzlich zu vertreiben vermochte. Die Zweige hingen so tief hernieder, daß sie mein Haar streiften, sie verbargen auch mit ihrer üppigen Blätterpracht die hohe Mauer, die den Garten rings begrenzte, und ließen ihn unermeßlich erscheinen.

O, du alter, verlassener Klostergarten, wie lieb bist du mir geworden! Schier das liebste Fleckchen auf dem großen, weiten Erdenrund!

Der riesige Park um die elegante Villa, mit seinen englischen, samtweichen Rasenflächen, seinem weiten Blumenparterre, er verschwand vollständig vor diesen Grasplätzen, mit Wiesenblumen bunt durchflochten; und auf keinem der modernen Wiegenstühle saß es sich so gut, wie auf der alten, moosbewachsenen Steinbank unter den beiden großen Lindenbäumen, die mit ihren Zweigen das köstliche Plätzchen noch heimlicher und versteckter machten.

O, wieviel hundertmal habe ich dort gesessen in Leid und Freud', zu Häupten die schwanken Zweige und zu Füßen den halb versunkenen Grabstein einer alten Aebtissin, deren Ebenbild in Lebensgröße mit starrem Faltengewand, die Hände über die Brust gekreuzt, die Stätte zierte, unter der sie sich ausruhte, schon über zwei Jahrhunderte lang. Der Regen war auf den Sandstein geplätschert, im Winter war das Schneewasser darüber hingesickert, aber immer noch lag die fein gemeißelte Gestalt dort, und noch immer verkündeten die plumpen Buchstaben, daß Anno 1558 die hochehrwürdige Aebtissin, Frau Magdalene Sibylla, Reichsgräfin zu Rabeberg und Hohenstein, in einem seligen Todesstündlein in Christo eingegangen sei zu Gott. — Es wurde mein Lieblingsplatz, dieses alte Grab; ich habe die Nesseln ausgerissen und Epheuranken und Immergrün herumgepflanzt und dabei dachte ich an ein liebes fernes Grab, und wie dankbar ich fremden Händen sein müsse, die das Unkraut fern hielten von ihm. Und das, was ich einer lang, lang Verstorbenen that, das galt ja meiner Mutter.

„Es ist recht,“ sagte später der alte Gottlieb, den ich um

Blumenpflanzen angebettelt hatte, „das ist recht, gnädiges Fräulein, der Mensch muß was Greifbares haben, einen Platz, wo er so recht zu Hause ist mit seinen Erinnerungen, und wohin einem kein anderer Mensch mit den Gedanken folgen kann. Ich halt's auch so; sehen Sie, wenn ich so ein recht schweres Herz habe — ach, Jesus, und wer hätte das nicht zuweilen —, dann gehe ich aus der Wohnstube und steige hinauf auf den Boden in die Flachskammer, die war meiner seligen Alten ihr Stolz, ihr Liebstes, und wenn ich so das Herz voll Blut und Ingrimm habe und ich trete da hinein und rieche den Flachsgeruch und sehe das feine Garn hängen, das sie noch gesponnen, dann ist mir's grad, als sagte sie: „Laß es gut sein, Alter, laß es gut sein, mit dem Kopf durch die Wand kommst du doch nicht!"

Wie manch langes Zwiegespräch habe ich im Klostergarten mit dem alten ehrlichen Manne gehalten; er zeigte mir die Fenster von meines verstorbenen Onkels Arbeitszimmer, aus dem mitunter die Lampe bis lange nach Mitternacht in den stillen Garten geleuchtet habe; dann seinen Lieblingsweg, den er jeden Morgen vor dem Frühstück zu gehen pflegte, an der Sonnenuhr vorüber mit der finstern Devise: „Memento horae novissimae." Gedenke der letzten Stunde! Ich ließ mir erzählen, wie so ganz anders das Leben im Hause war, als der selige Herr noch lebte, und er — Gottlieb — noch Herrschaftskutscher gewesen; jeden Sonntagmorgen habe da die große Glaskutsche Schlag sieben Uhr vor der Hausthür gehalten, und Herr, Frau und Kinder, Hauslehrer und Gouvernante seien nach Welsroda zur Kirche gefahren, und hei! dann nachmittags ging es hinüber nach Littwitz zu den Istheims, oder nach Tromsdorf zu den Münchs, oder gar zu einem Picknick in den grünen Wald, wo Kaffee gekocht wurde und gesungen und gespielt. Die Herrschaften waren froh, und die Kutscher hatten auch was vom Sonntag in der Gesindestube bei Schweinebraten und selbstgebrautem Bier. „Ja, ja, die Zeiten ändern sich. Heutzutage ist's nicht mehr fein, sonntags auszufahren und in die Kirche —? Wenn der junge Herr nicht noch darauf bestände, unsere Damen kämen das ganze Jahr nicht mehr hin. Ja, ja, aber was geht's mich an. Die



Welt ist rund und muß sich drehen, sie ist aber nicht mehr das, was sie früher war, wenigstens hier nicht."

Einmal that ich denn auch schüchtern die Frage, warum er nicht mehr herrschaftlicher Kutscher sei?

Zuerst wurde das alte, gute Gesicht zornrot, aber dann leichenblaß. „Ja, ja, weil's mir die Gnädige nie vergeben konnte, daß ich dazumal das Fräulein Edith gefahren habe. Sie hat mir's immer nachgetragen, aber solange der Herr lebte, schien die Sache vergessen, ich bekam tüchtige Schelte von ihm und damit

basta! Die gnädige Frau aber, die hat's wohl aufgehoben in ihrem Herzen, und als der Herr vier Wochen tot war, da hieß es, Gottlieb solle die Stelle auf dem Hofe haben, das heißt die Fuhren thun für die Inspektoren und Verwalter und für Frau Berka, denn niemand könne zwei Herren dienen! Merkst du was, alter Gottlieb? Das ist noch von derowegen! dachte ich und machte dem feinen Kutscher Platz, der nun kam. Meine Alte wurde krank vor Aerger, sie war schon ein gebrechliches Weib dazumal. — O, Herrgott, von der Zeit will ich nicht mehr reden, aber zusammennehmen mußte ich mich, daß ich nicht alles zu Boden schlug, was mir nahe kam. — Als ob ich anders gekonnt hätte, wenn mir das gnädige Fräulein sagt: ‚Gottlieb, sei heute abend mit dem kleinen Jagdwagen an der Gartenpforte, ich will ausfahren.‘ Das war ein Befehl, ich mußte es thun; daß sie nicht wieder mitkam — konnt' ich dafür?"

„Sie kam nicht wieder, Gottlieb?"

„Nein, nein, Fräulein; sie blieb eben da, wo es ihr besser gefiel als hier. Ja so, Sie werden nichts wissen sollen von der Geschichte; ich weiß auch weiter nichts, ich sage bloß das eine: Kann ich ihr heutigestags wieder einen Gefallen thun, so geschieht's, und müßte ich selbigen Abend noch vom Hofe."

Das webte sich immer geheimnisvoller um mich zusammen, und meine geschäftige Phantasie erging sich in tausend fabelhaften Vermutungen, die sich bald um meine Mutter, bald um Tante Edith gruppierten; halbe Tage lang konnte ich darüber nachgrübeln und vergaß beinahe meine Angst und Sorge um Georg. Wenn irgend das Wetter es erlaubte, huschte ich die Treppe hinab zum Klostergarten und schleppte beim Heimkommen ganze Arme voll Blumen mit herauf, mit denen ich Tantes und mein Zimmer ausschmückte; sie ließ mich still gewähren und strich nur lächelnd mit der feinen Hand über mein Haar. Und wenn ich das hübsche Jünglingsgesicht über ihrem Nähtische bekränzte mit Rosen und frischem Grün, dann lachte sie und nickte! „Ein prächtiger Bursch, nicht wahr, Lena? So wird dein Georg auch werden — sehen sie sich nicht ähnlich?" Und dann holte ich die kleine Photographie Georgs und wir verglichen und schauten

und fanden schließlich wirklich Aehnlichkeit, obgleich das feine brünette Kindergesicht nichts mit jenem Kopf gemein hatte, der so über seine Jahre ernst und sinnend aus dem schmucklosen Holzrahmen blickte.

Es waren wohl schon über acht Tage vergangen, Georg und Christiane hatten bereits meinen ersten Brief beantwortet, und mein Leben fing an, sich etwas regelmäßiger zu gestalten. Ich half nähen für Tantes arme Kinder, übte auf einem altmodischen Klavier Tonleitern und Etuden, und hielt mit Tante Edith Konversation auf englisch und französisch, las auch häufig vor, kurz, ich fand mich von Tag zu Tag heimischer in dem alten, düsteren Kloster. Nicht wenig entzückte mich auch der große Gutshof hinter den Klostergebäuden; die Zimmer, die den unseren gegenüberlagen, sahen auf den Hof; eines der kleineren benutzte Tante Edith als eine Art Polterkammer und dort stand ich oft und lange und schaute hinunter. Für die Großstädterin waren ja die bunten Hühner, der stattliche Taubenschlag, die prächtigen weißbunten Kühe und die hochbeladenen vierspännigen Erntewagen etwas ganz wunderbar Interessantes. Auch Vetter Gerhard bemerkte ich dort mitunter, er ging freundlich grüßend von den Scheunen in die Stallungen, und zu meiner Freude sah ich ihn sogar einmal, von Gottlieb kutschiert, vom Felde zurückkommen und dem Alten freundlich zunicken beim Aussteigen.

Von den Bewohnern der Villa sah ich niemand, auch Vetter Gerhard hatte wohl längst vergessen, daß da neben der stillen Tante ein kleines, fremdes Mädchen lebte, nach deren erster Nachtruhe er sich zu erkundigen versprach, und die Damen hatte ich nur einmal erblickt, als sie rasch auf dem Parkwege vorbeifuhren; und da hatte Charlotte nicht einmal nach Tantes Fenstern geschaut.

Tante Edith schien die lange Abwesenheit von Charlotte nicht sonderlich zu befremden, sie sprach nicht einmal davon, nur schien es mir, als sei sie unruhig und zerstreut, als erwarte sie irgend etwas; und um die Abendzeit, wenn der Briefbote zu kommen pflegte, schritt sie mitunter durch den langen Korridor und bog sich lauschend über das plumpe Holzgeländer der Treppe;

oder, falls sie nicht pünktlich um jene Zeit von einem Krankenbesuche heimkam, sah sie mit großen Augen, aus denen etwas wie Angst und Hoffnung zugleich sprach, nach dem Eckschranke, auf dessen Platte Jette gewöhnlich die Postsachen zu legen pflegte. Fand sie dann nur die Zeitung vor, so setzte sie sich tief aufseufzend ans Fenster und sah hinaus auf die grünen Wipfel der Bäume, die Hände eng gefaltet, und wenn sie sich dann nach einer Weile umwandte und mir ein freundliches „Guten Abend, Kleine!“ zurief und ihre Lieblinge lockte, dann lag auf ihrem Gesichte wieder ein freudiges Hoffen.

„Morgen ist auch ein Tag,“ sagte sie halblaut eines Abends, als ich freudestrahlend einen Brief meines Bruders in Empfang nahm und der Postbote auf Tante Ediths Frage lakonisch mit „Nichts“ geantwortet hatte.

„Wieviel Briefe hast du nun schon erhalten, Kind, in den vierzehn Tagen deines Hierseins?“ fragte sie eines Abends. „Sieh, der Kleine verwöhnt dich — nun, es ist noch die erste Sehnsucht und der erste Schmerz; geht's ihm gut?“

Ich setzte mich auf die Estrade zu Tantes Füßen und las den Brief vor, kam aber damit nicht zu Ende, weil die Sehnsucht mir schon wieder die heißen Thränen in die Augen trieb, denn Georg schrieb klagend, daß von seinem Sonntagskittelchen die Knöpfe abgerissen seien und die Frau Doktor gar keine Zeit habe, sie anzunähen. Ich ließ betrübt den Kopf sinken und schwieg, indem ich mir vergegenwärtigte, wie sorgsam des kleinen Burschen Toilette immer unter den fleißigen Händen der Mutter gehalten war und wie peinlich solche Nachlässigkeiten den so streng zur Ordnung gewöhnten Knaben berühren mochten, und wie ich ihm so gar nicht helfen konnte.

Tante Edith aber mußte eben nicht auf mein Vorlesen gehört haben, sie schaute gedankenvoll in den Park hinaus und strich dabei über das weiße Fell Minkas, die sich neben ihr auf die Fensterbank gesetzt hatte. Das war mir schrecklich, weil ich bei Tante solche Teilnahmlosigkeit noch nicht kannte, und ein Gefühl von Zurücksetzung stieg in mir auf; ich hätte die weiße Minka am liebsten mit einem heimlichen Stoß aus dem Fenster

praktiziert, wenn es angegangen wäre. Sollte ich nun stillsitzen und warten, bis Tante Edith sich wieder zu mir wandte, oder in mein Zimmer gehen und mich dort ausweinen? Aber ehe ich noch zu einem Entschluß kam, öffnete sich die Thür und Charlotte trat ins Zimmer. Sie flog in größter Hast auf Tante Edith zu, schlang über mich hinweg beide Arme um ihren Hals, so daß ihr duftiges, weißes Kleid mich ganz verhüllte, und als ich schleunigst zur Seite rückte, kniete sie auf meinen eben verlassenen Platz und legte den Kopf in Tante Ediths Schoß.

Das war in einem Moment geschehen, und im nächsten sah ich Tante Ediths Haupt heruntergebeugt und hörte sie leise etwas fragen, und Charlotte antwortete darauf mit fast herzbrechendem Schluchzen. „Tante, liebe Tante, die Quälereien halte ich nicht mehr aus!" rief sie dann, das Gesicht emporrichtend und sich die Thränen abwischend, „den ganzen Tag höre ich nichts weiter als: ‚Sei vernünftig, Kind! Wir wollen nur dein Bestes! Ueberlege doch nur!' ꝛc. Mama ist überhaupt schon in sich fertig und sagt höchstens: ‚Es wird sich finden,' wenn ich einen Widerspruch anzudeuten wage, und zu alledem hatten sie mir verboten, mit dir über die Sache zu sprechen —. Aber heute ertrug ich es nicht länger, ich erklärte eben Ferra energisch, daß ich jetzt auf dem Fleck zu dir gehen würde, um deinen Rat zu erbitten."

„Das war thöricht, Charlotte," erwiderte Tante Edith, „denn du machst dir die fragliche Angelegenheit — ich kann mir denken, um was es sich handelt — dadurch um nichts leichter, und wie mein Rat bei solchen Sachen beurteilt wird — — Kind, du hast recht unüberlegt gehandelt. Warum sprichst du nicht mit Gerhard?"

„Weil er schon seit acht Tagen verreist ist, liebe Tante."

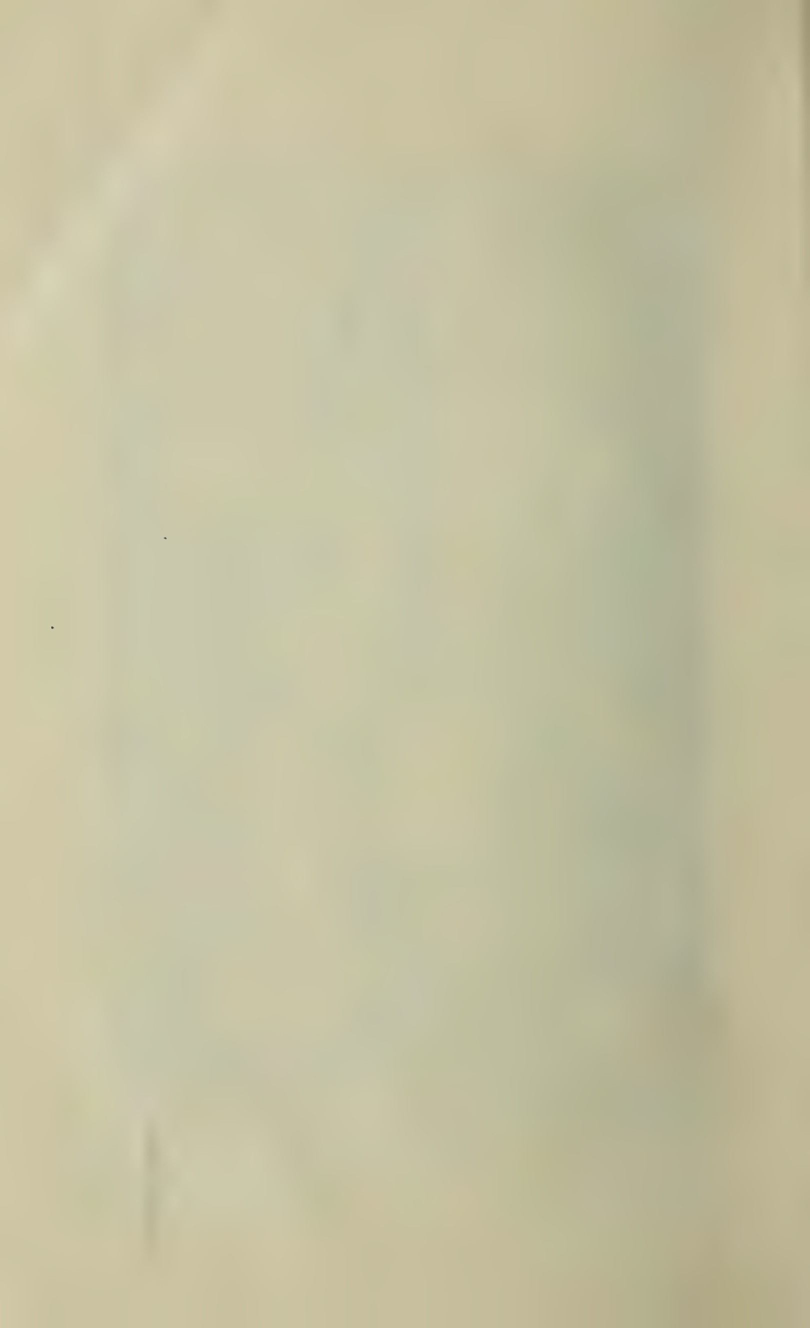
„Das ist ja freilich schlimm, mein Liebling; nun, da schütte dein Herzchen aus, was wollen sie denn von dir, Charlotte?"

Charlotte warf den schönen Kopf in den Nacken zurück, legte beide Arme wieder um Tantes Hals und sah zu ihr empor, und plötzlich schallte ein silberhelles Lachen durch das hohe Zimmer.

„O, es ist zu furchtbar komisch, beste Tante!" rief sie, aber



„Tante, liebe Tante, die Quälereien halte ich nicht mehr aus!“ (S. 72.)



dabei rannen ihr die hellen Kummerthränen aus den Augen. „Ich muß lachen, und doch ist's so verzweifelt ernsthaft — denke dir, Tante, ich soll den — —"

Sie brach ab und sprang aus ihrer knieenden Stellung empor, denn in der geöffneten Thür stand, wie hingezaubert, Ferra —.

Ferra hatte, wie ich später einsehen lernte, eine beneidenswerte Gabe, sich unbefangen zu stellen; man merkte anfänglich nie, daß sie einen bestimmten Zweck im Auge habe bei ihrem Thun und Treiben, und so kam sie auch heute mit freundlichem Lächeln, das ihren weichen Zügen so unvergleichlich gut stand, über den braun getäfelten Fußboden von Tante Ediths Zimmer geschritten, als mache sie alle Tage diesen Weg. Sie reichte dieser die Hand, wobei sie aber vermied, in die fragenden Augen der alten Dame zu sehen, drohte Charlotte schalkhaft mit dem Finger und nickte mir flüchtig zu.

„Ei, sieh einmal," sagte sie dann, „bei Tante Edith scheinst du dein verlorenes Lachen wiedergefunden zu haben, Kleine! Ich versichere dich, Tante, zu Hause geht das Kind umher, als wären ihre ganzen Lebenshoffnungen ins Wasser gefallen —; nun, warte nur, du kleine Heuchlerin, ich weiß jetzt, was ich von deinen Thränen zu halten habe."

Charlotte antwortete nicht, sondern wandte sich schnell, die letzte Thränenspur abwischend, zu mir und setzte sich neben mich auf die Estrade des andern Fensters. „Nun, Cousinchen," begann sie, „wir haben uns lange nicht gesehen; ich dachte immer, du würdest einmal nach mir fragen auf Grund unserer gelobten Freundschaft, aber wer nicht kam —"

„Ja, darf ich denn das?"

„Freilich, Kind, frage nicht so dumm; du gehst eben einfach in mein Zimmer, und wenn ich nicht drinnen bin, schickst du die Jungfer nach mir, falls du es nicht vorziehen solltest, selbst mich aufzusuchen bei Mama."

Ich schüttelte lebhaft den Kopf. „Nein, Charlotte, das thue ich nicht; komm nur lieber hierher zur Tante Edith, dann zeige ich dir auch meinen Platz unten im Klostergarten."

Ferra hatte sich indessen einen Stuhl zu Tantes Fensterplatz gerückt und lag recht bequem darin; es sah gar nicht so aus, als ob sie gewillt sei, das Zimmer früher als ihre Schwester zu verlassen. Auch Charlotte schien dies zu bemerken und ihre weißen Zähne preßten sich unmutig auf die Lippe.

„Nun, Tantchen," fragte Ferra, „was sagst du denn eigentlich zu der ganzen Geschichte?"

„Gar nichts, mein Kind, denn ich kenne diese Geschichte nicht."

Ferras Augen leuchteten plötzlich auf und sie warf ihrer Schwester einen freundlichen Blick zu. „Es ist recht von Lottchen, daß sie diese Angelegenheit mit sich allein ausmachen will," lobte sie, „es taugt gar nichts, hier und dort um Rat zu fragen, man wird nur immer konfuser dadurch."

„Ich war gerade im Begriff, mit Tante Edith zu sprechen, Ferra, als du eintratest; aber — aufgeschoben ist nicht aufgehoben," entgegnete Lotte.

„Nun, da kann ich ja wohl auch dabei sein, Lottchen, wenn du es nicht anders willst. — Sieh, Tantchen, ich bin überzeugt, du wirst mir recht geben; — findest du nicht auch, daß Lotte gar keine Ursache hat, sich so verzweifelt zu gebärden, wenn ein liebenswürdiger Mann ihr einen Heiratsantrag macht?"

„Darüber bin ich auch gar nicht verzweifelt," verteidigte sich Charlotte; „denn dieser ‚liebenswürdige' Mann ist mir sehr gleichgültig; nur das macht mich unglücklich, daß du und Mama trotzdem konsequent dabei bleibst, ich müsse ihn heiraten, als ob — —"

„Du willst es nie einsehen, daß wir es gut mit dir meinen, Lottchen," unterbrach Ferra sie mit weicher Stimme.

„In diesem Falle kann ich es allerdings nicht einsehen," entgegnete Charlotte trotzig.

„Wollt ihr nicht Gerhards Rat in Anspruch nehmen?" fragte Tante Edith dazwischen. „Ich kann wirklich nichts dazu sagen, denn erstens weiß ich gar nicht, wer der Herr ist, selbst wenn ich seinen Namen erfahre; ich bin ja jahrelang nicht mehr aus dem Hause gekommen, kenne natürlich niemand und kann also wirklich hier kein Urteil fällen."

„Nein, Tante, nein!" rief Ferra heftig. „Gerhard soll verschont bleiben mit solchen Dingen; er ist krank, das dürfen wir nicht vergessen, und hat außerdem schon vielerlei, was ihm mehr zum Herzen geht, als just nötig ist; er sieht, wie alle Kranke, den unscheinbarsten Punkt für einen großen schwarzen Berg an; er darf nichts von der Sache erfahren."

„Nun, nun, in diesem Falle bist du diejenige, Ferra, die eine Sache zu schwarz ansieht," sagte Tante Edith ruhig; „ich halte Gerhard durchaus nicht für so krank —"

„Gerhard ist sehr leidend, liebe Tante — verzeihe; ich, die ich beständig um ihn bin, kann das eben besser beurteilen, wie jemand, der ihn selten sieht. Betrachte ihn dir doch einmal, bitte, wenn er von seiner Reise zurückkehrt, wie angegriffen und elend er aussehen wird."

„Ja, das glaube ich," bemerkte Charlotte trocken, „solcher Aerger, wie er ihn durchzukämpfen hat, greift natürlich an. Joachim wird sicherlich die angenehmsten Ueberraschungen für ihn in petto gehabt haben."

„Du sprichst wie ein unverständiges Kind, Charlotte," verwies Ferra; „wenn Joachim Schulden macht, so ist es die natürliche Folge von Gerhards Knauserei. Weshalb gibt er ihm nicht eine ausreichende Zulage? Ich nehme entschieden Joachims Partei; ich weiß auch, was es heißt, mit knappen Mitteln zu existieren."

„Arme Ferra!" lachte Charlotte gleichgültig. „Du bist allerdings immer unverantwortlich knapp gehalten worden."

Ferra sah einen Moment bitterböse aus. „Ich will mich gar nicht für haushälterisch ausgeben," fuhr sie dann fort, „ebensowenig wie ich Joachim dafür halte; aber daß man mit dem nicht anständig leben kann, was Gerhard dafür ausreichend hält, das liegt klar auf der Hand. Indes man muß Nachsicht mit ihm haben, weil er krank ist — wie wissen kranke Menschen davon, was Leben heißt."

„Das ist richtig! Gerhard wäre ebensowenig im stande, in einer Woche zwei Pferde kaput zu reiten, wie er im stande sein würde, in einer Nacht ein paar Tausend Thaler zu ver-

spielen. Ob das nun gerade Zeichen von Gesundheit sind? Ich halt's für das Gegenteil." Charlotte tippte dabei allerliebst mit dem Finger an ihre Stirn und fuhr, aufstehend, fort, so daß Ferra nicht zu antworten vermochte: „Und nun, Tante Edith, sage mir nur ein Wort — nicht wahr, ich habe das Recht, einen Korb auszuteilen, wenn ich Herrn von Sanden nicht heiraten mag; er flößt mir wirklich Widerwillen ein, ich habe mich schon als Kind vor ihm gefürchtet."

„O Himmel, Ferra!" rief Tante Edith, „das Kind soll den alten Mann heiraten?"

Charlotte fing wieder an zu lachen, sie schlug die Hände zusammen und die hellen Töne klangen wie erlösend in mein Ohr; es war mir ganz schwül geworden bei dem Wortwechsel der Schwestern.

„O, ist es nicht zu komisch, Tante, beste Tante?" rief sie. „Stelle ihn dir doch nur vor, so etwas gebückt, aber immer noch elegant und gewandt, mit lächelnder Miene, den Mund gespitzt, als wolle er pfeifen, eine Rose im Knopfloch und eine rabenschwarze Perücke! — Mein gnädiges Fräulein," sprach sie mit veränderter Stimme, rasch einen Staubwedel von der Wand nehmend, und schnitt dazu ein furchtbar komisches Gesicht, so daß man sah, sie kopiere ihren alten Freier, „ich erlaube mir, Ihnen mit größter Devotion einige meiner grunwaldner Rosen zu Füßen zu legen, sie sehnten sich nach ihrer schönsten Schwester!" und dabei überreichte sie Ferra mit grotesker Verbeugung den Federwedel, daß selbst diese, wenn auch ärgerlich, in unser heiteres Lachen mit einstimmen mußte.

„Du bist und bleibst kindisch," schalt sie, und warf unmutig den Federbesen auf das Sofa, so daß zwei von Tantes Lieblingen entsetzt flüchteten. „Schäme dich, einen liebenswürdigen Menschen so zu verspotten; sei froh, daß Mutter es nicht gesehen hat."

„O Ferra!" neckte jetzt der Uebermut, „wenn ich nicht viel Besseres für dich wüßte, würde ich dir zureden, ihn zu nehmen, aber — —"

„Charlotte, du weißt, daß ich hierin keinen Spaß verstehe;

ich heirate nicht wieder, ich habe es dir hundertmal gesagt, ich bleibe bei Gerhard."

„Das Opfer verlangt Gerhard gewiß nicht, Ferra," sagte Tante Edith gleichmütig, „ich halte ihn nicht für einen Egoisten."

„Ja, Tante," bestätigte Charlotte, „das sage ich auch immer, und eines schönen Tages kommt Gerhard und stellt dir eine hübsche, liebe Braut vor, und dann —" Sie kicherte wieder und drehte sich auf dem Absatz herum.

„Dazu ist Gerhard, Gott sei Dank, zu vernünftig," fuhr jetzt die schöne Frau wirklich gereizt auf, „er weiß, wie krank er ist und wird keine Frau unglücklich machen wollen; er ist viel zu ehrenhaft dazu!"

„Die Sache faßt du gänzlich falsch auf, Ferra," warf Tante Edith ein, und ließ einen Moment ihr Strickzeug ruhen. „Wie schon gesagt, ich halte ihn nicht für so krank, und außerdem, warum soll ein kränklicher Mann nicht auch eine liebevolle Gefährtin finden? Gerhard ist wie geschaffen zu einem glücklichen Familienleben, und wenn ein Mädchen ihn liebt und ihm bei seiner Frage sagt: ich liebe dich just so, wie du bist, und ich will dein sein in Krankheit und Not ebenso wie in Freude und Glück — was wolltest du dagegen einwenden, Ferra? Und dann, mein Kind, du widersprichst dir selbst in deinen Grundsätzen — hier bemühst du dich, deine junge Schwester an einen alten Mann zu binden, der doch wahrhaftig viel eher ans Sterben denken müßte, denn ans Freien, und Gerhard, der trotz seinem bißchen Kränklichkeit neunzig Jahre alt werden kann, dem sprichst du alles Glück in dieser Beziehung ab?"

Um Tantes Lippen spielte ein feines Lächeln, als sie schloß; sie sah aber keines von uns an, sondern streichelte ihre Minka.

„Nun, habe ich nicht recht?" fragte sie dann nach einer Pause.

Ferra zuckte ungeduldig die Schultern. „Ich konnte es mir denken, daß Charlottes Trotzkopf hier recht bekommt," sagte sie heftig, „deshalb wollte ich auch nicht, daß sie herging; ich meine, es ist doch wohl ein Unterschied zwischen Gerhard und Charlotte; — Gerhard ist der reiche Majoratsherr, und Lotte hat

nur ihr bescheidenes, sehr bescheidenes Vermögen, wovon sie leben soll. Sie muß sich verheiraten, wenn sie so weiterleben will, wie sie es gewohnt ist — und sie käme in sehr gute Verhältnisse. Auf irgend einen romantischen Märchenprinzen kann sie nicht warten, und die dummen Ideale, die man als Mädchen nun einmal hat von einer einzigen, großen Liebe des Frauenherzens, die muß man bekämpfen, denn sie sind ein Unsinn — das ist meine Meinung, in die du gewiß einstimmen wirst, liebe Tante." Sie war aufgestanden und die kleinen, ringgeschmückten Hände agierten heftig bei ihrer Rede. Tante Edith aber war plötzlich bleich geworden.

„Halt ein, Ferra," sagte sie tonlos, „es ist genug! Ich habe meinen Rat nicht aufgedrängt, sondern bin deshalb befragt worden. Um Charlotte ist mir nicht bange, sie wird ihren Weg allein zu finden wissen. Ich bitte dich, das Gespräch als beendet zu betrachten." Sie erhob sich und schritt in ihr Schlafzimmer.

„Brr!" sagte Ferra, als sich die Thür hinter ihr geschlossen, „da habe ich was Schönes angerichtet; warum bringt man mich in Zorn?"

Charlotte sah erstaunt ihre Schwester an, dann wollte sie der Tante nacheilen, aber vernehmlich schob sich drinnen der Riegel vor die Thür.

„Was sagtest du denn eigentlich, Ferra?" fragte sie.

„Nichts weiter, als daß Tante gar nicht über solche Dinge urteilen darf, denn sie hat bei der Geschichte ihrer eigenen Verheiratung so kopflos und überspannt gehandelt, daß sie sich und ihre ganze Familie kompromittierte. Das Nähere brauchst du ja nicht zu wissen, sonst könnte deine Verehrung für sie bedenklich ins Schwanken geraten. Du wirst doch jetzt mit spazieren fahren?"

Charlotte regte sich nicht; alles Blut war aus ihrem Gesichte gewichen, nur ihre Augen sprühten seltsam auf. „Ich möchte wissen, was Tante gethan hat?" fragte sie hastig.

Ferra, die gleichgültig die Bilder über Tantes Nähtischchen musterte, bog eben die Epheublätter von einem Porträt zurück, das sorgfältig unter ihnen verborgen war. „Da ist er ja," sagte



sie spöttisch. „Nun, es ist eigentlich nichts für Kinder," fügte sie dann hinzu; „die Tante hat ihn nicht heiraten sollen, und da ist sie eben bei Nacht und Nebel aus ihrem Elternhause geflohen!"

„Das ist nicht wahr!" schrie Charlotte auf. „Ferra, das ist nicht wahr! Sage nein, bitte, bitte!" Sie schlang beide Arme um den Nacken der Schwester und schaute ihr leichenblaß ins Gesicht.

„Doch, doch, mein Schatz," nickte diese und strich wie liebkosend über die blonden Haare. „Es ist Thatsache; Gottlieb, der alte Schleicher, hat sie damals gefahren, als sie flüchtete. Zu welchem Unglück die unselige Geschichte geführt hat, weißt du

ja auch; jahrelang hat der Unfriede in unserem Hause gewohnt. Aber laß mich doch los, du erdrückst mich ja; kommst du nun mit spazieren oder nicht?"

„Nein, nein," murmelte Charlotte und ließ die Arme sinken.

„Dann bleib, du närrisches Ding." Und ohne mich eines Blickes zu würdigen, schritt Ferra aus dem Zimmer. In der langen Schleppe ihres hellen Sommerkleides hing spielend ein Kätzchen, das sie unwillig abschüttelte; dann warf sie noch einen letzten Blick, in dem Aengstlichkeit mit leisem Spott gemischt war, auf Charlotte, die ihr fast ausdruckslos nachstarrte, und war verschwunden.

5.

Einen Augenblick herrschte Schweigen in dem großen Zimmer, dann streckte Charlotte die Hände nach mir aus. „Lena, komm,“ sagte sie flüsternd, „zeige mir deinen Platz im Klostergarten, ich könnte jetzt der Tante nicht entgegentreten, ich käme mir gar zu schlecht vor, als hätte ich eine Sünde begangen, daß ich so etwas anhörte; komm, komm!“

Hastig zog sie mich hinaus durch den dämmerigen Korridor, die verstaubte Treppe hinunter; ihr Arm hielt mich fest umschlungen, und so traten wir unter den steinernen Rundbogen des Kreuzganges hervor in den abendfrischen Garten hinaus. Purpurrote Lichter fielen durch die hohen Bäume auf unseren Weg und huschten über Charlottes schönes Gesicht, das plötzlich einen so veränderten Ausdruck bekommen hatte. Auf den Rasenplätzen war das Gras gemäht und erfüllte den Garten mit köstlichem Duft, und als wir endlich unter den Linden neben dem alten Grabstein saßen, fragte Charlotte:

„Lena, glaubst du das, was meine Schwester eben erzählte? Ich glaube es nicht, oder es hängt anders zusammen.“ Dann schwieg sie und sah nachdenkend in den Garten hinaus. „Ich habe sie so lieb, so lieb wie eine Mutter,“ fuhr sie halblaut fort und eine zarte Röte stieg bei diesen Worten in ihr Gesicht. „Sieh, Lena, du kannst es dir gar nicht denken, was mir die Tante ist, und da soll es nicht weh thun, wenn Ferra — —“

Sie mußte es total vergessen haben, daß sie sich erst vor wenigen Tagen über den Mangel eines kleinen Familienskandals beklagt hatte.

„Nein, sage mir nichts,“ bat sie, als ich den Mund öffnete,

um ihr zu erzählen, daß Gottlieb Tante Edith allerdings eines Abends heimlich davongefahren; das Wie und Warum war mir freilich auch verborgen. „Du kennst sie noch viel zu wenig; laß nur, ich werde schon allein fertig.“

Und so saßen wir und hingen beide unseren Gedanken nach. Charlotte pflückte von einem neben ihr stehenden Malvenstock eine purpurrote Blüte nach der andern und begann einen Kranz zu flechten, und ich saß mäuschenstill und flickte in Gedanken Georgs Samtkittelchen und setzte ihm die schönsten Knöpfchen daran. Und als ich ihn dann glücklich lächeln sah, gingen meine Gedanken zu Vetter Gerhard und trugen ihm kühnlich die Bitte vor, meinem Bruder für die Herbstferien im alten Kloster Gastfreiheit zu gewähren. Und dann sah ich uns beide hier umhertollen, sah ihn auf Gottliebs alten Pferden sitzen und tausenderlei ungekannte und unverhoffte Freuden kosten; und als ich dies Bild fertig ausgemalt und mir, obgleich unter Herzklopfen, gelobt hatte, diese Bitte wirklich zu wagen, kniete ich mich auf den alten Grabstein und schaute träumend zwischen den Bäumen hindurch in den Garten. Ich merkte kaum, wie mir Charlotte an den Haaren herumzupfte und dann wieder den Malvenstock zu plündern begann; allerlei romantisches Zeug schoß mir durch den Sinn; ich dachte mir Tante Edith als Nonne, die ein Ritter lieb gehabt, wie in Christianes Kindermärchen, und die hier im Klostergarten traurig umhergegangen sei, bis er sie in dunkler Nacht geholt, um mit ihr davonzureiten auf sein Schloß.

Es sind wohl hoch die Berge,
Es ist wohl grün das Thal;
Mein Schatz, der ist ein Jäger,
Den lieb' ich tausendmal!

sang Charlotte mit ihrer leisen, lieblichen Stimme.

Da flog ein wilder Falke
Hoch über mir dahin;
Falk, schaust du meinen Liebsten,
Sag' ihm, treu wär' mein Sinn.



Ich merkte kaum, wie mir Charlotte an den Haaren herumzupfte und dann wieder den Malvenstock zu plündern begann (S. 84.)



Wo Eichen stehen und Buchen,
Da blüht Wildröslein rot,
Und soll ich dich nicht lieben,
So kränk' ich mich zu Tod.

Wenn du mich dann begraben,
Schreib' auf den Stein dabei,
Hier ruht mein feines Liebchen,
Dem brach das Herz entzwei!

Ich wandte mich zu ihr hinüber, sie hatte sich einen dunkelroten Malvenkranz auf das Haupt gesetzt und das süße Gesicht sah mit einem fast verklärten Blick unter dem feurigen Schmuck hervor; die Hände hielt sie um die Kniee geschlungen und wiegte den schlanken Körper nach dem Takte der einfachen Melodie.

Es sind wohl hoch die Berge,
Es ist wohl grün das Thal;
Mein Schatz, der ist ein Jäger,
Den lieb' ich tausendmal!

sang sie noch einmal, aber jetzt laut und fast übermütig, dann schritt sie an mir vorüber, den Weg hinunter, langsam, mit gesenktem Haupte, als suche sie etwas. Ich folgte ihr mit den Augen, wagte aber nicht nachzugehen; zuletzt verschwand sie gänzlich in dem dichten Boskett des Gartens; nur hin und wieder tauchte ihr blonder Kopf einen Moment über dem grünen Wirrnis der Zweige auf.

Da saß ich nun allein auf meinem Lieblingsplätzchen. Vor mir lag der Garten in der rotglühenden Abendbeleuchtung; selbst die grauen Mauern des Hauses und die Säulen des Kreuzganges schimmerten rosig; kein Laut, kein Hauch unterbrach die tiefe Ruhe, grabesstill und verlassen ringsum. Ich setzte mich recht bequem auf dem alten Grabstein zurecht und schlang den Arm um den Stamm einer Cypresse; Charlotte mußte ja bald wieder kommen; und nun beschäftigten sich meine Gedanken wieder mit dem Moment, wo ich Vetter Gerhard bitten wollte, Georg zu den Ferien

herkommen zu lassen —. Ich wandelte im Geist die Stufen der Villa hinan und trat schüchtern in sein Zimmer.

„Lieber Vetter,“ würde ich sagen, „ich habe eine so große Bitte an Sie — bitte, bitte, erlauben Sie doch, daß Georg in den Ferien mich besuchen darf, ich habe Sehnsucht nach ihm und ich muß ihm doch auch seine Sachen ausflicken.“

In diesem Augenblick fiel ein dunkler Schatten über meine kleine Persönlichkeit und im nächsten streckte ich wie abwehrend die Hände aus, denn vor mir, gerade dort unter dem Lindenzweig, so hoch, daß die Blätter sein blondes Haar berührten, stand Vetter Gerhard und sah lächelnd zu mir herunter.

„Nun, hinsichtlich des letzten Grundes dürfte die Bitte doch schon jedenfalls genehmigt werden müssen,“ sagte er mit seiner wohlklingenden, tiefen Stimme. „Also in den Herbstferien, Cousine; aber wie bekommen wir den kleinen Mann her?“

Ich sah ihn noch immer betroffen an; daß ich die Anrede an den Vetter halblaut gehalten, kam mir nicht in den Sinn, dann aber jubelte die Freude, meinen Liebling bald hier zu wissen, laut auf. „O, Vetter, liebster Vetter, Sie wollen erlauben, daß Georg kommt?“ Ich faßte seine Hand und hing mich wie ein Kind an seinen Arm. „O, das wird herrlich, das wird eine Lust! Was sagt aber Tante Edith dazu? Wird sie ihn auch haben wollen, und — —“

„Gewiß, gewiß!“ beruhigte er mich. „Aber nun erweisen Sie mir einen Gegendienst, Cousine; ich suche Charlotte, sie soll bei Tante Edith sein; dort fand ich indessen alle Thüren geschlossen, das Mädchen aber sagte mir, die Fräulein wären im Klostergarten und nun finde ich hier zwar im melancholischten Winkel des ganzen Gartens die eine — aber wo mag die andere sein?“

„Hier, Bruder, hier!“ rief Charlotte und hing im nächsten Augenblick an seinem Halse. „Sage rasch, wie geht es dir, was bringst du, siehst du wohl aus?“

„Nun, Lottchen, einesteils gut, aber anderenteils —, doch lassen wir das. Ich habe für dich tausend Grüße von Robert, und du möchtest Tante Edith die Nachricht bringen, daß er wohl-

bestallter Oberförster in Fölkerode geworden ist. Ich sollte es ihr nicht sagen, er wollte es auch nicht schreiben, sie soll es aus deinem Munde erfahren, so wünscht er."

Charlottes schönes Gesicht erglühte plötzlich so rosig wie die Strahlen der untergehenden Sonne, und die blauen Augen glänzten vor Freude; sie hob sich auf den Fußspitzen empor, drückte einen Kuß in den blonden Bart ihres Bruders, dann lief sie geschwind wie ein Reh über die Rasenplätze und Wege, und bald verschwand ihre weiße Gestalt unter den Bogen des Kreuzganges.

Gerhard sah ihr lächelnd nach, dann wandte er sich zu mir und setzte sich auf die steinerne Bank, offenbar in der Absicht, der Schwester eine ungestörte Minute mit der Tante zu gönnen. „Ist dies Ihr Lieblingsplätzchen?" fragte er.

Ich bejahte.

„Mögen Sie den Park nicht lieber? Es ist doch eigentlich gar zu melancholisch hier für ein so junges Mädchen —."

„Nein. Ich bin lieber hier, weil ich hier niemand begegne; es ist gerade, als gehöre dieser Garten mir ganz allein."

„Also Hang zur Einsamkeit?" sagte er scherzend. „Wer hält denn dies Plätzchen hier so schön in Ordnung? Auch Sie, Cousine?"

Ich nickte und sah scheu zu ihm hinüber, weil ich zu bemerken glaubte, er lächele über mich. Aber er blickte so nachdenklich auf die graue Sandsteinfigur unter dem Epheu, daß ich fühlte, er denke an etwas ganz anderes als gerade an das, wovon er sprach. Ruhig nahm ich meinen Platz auf dem alten Grabsteine wieder ein, und so saßen wir regungslos; nur einmal hatte ich das Gefühl, als ob er mich anblicke, und als ich den Kopf wandte, sah ich seine Augen auf mich gerichtet; dann strich er sich hastig mit der Hand über das Gesicht und begann mit einem Stöckchen Figuren in den Sand zu zeichnen.

„Nun wollen wir gehen, Cousine," sagte er sich erhebend. „Kommen Sie, es wird ohnehin spät werden, ehe ich heute zur Ruhe gelange drüben in der Villa, und meine Mutter erwartet mich." Ich erhob mich und schritt neben ihm durch die dunklen

Gänge. Er sprach nicht mehr, und stumm betraten wir den Kreuzgang des alten Klosters.

„Nehmen Sie sich in acht an der finstern Treppe, die Stufen sind hoch —" warnte er, als ich hastig vorwärts eilte. Ein Grauen hatte mich plötzlich erfaßt in dem verlassenen Hause, in der spukhaften Beleuchtung; es war mir, als lauere hinter jedem Treppenpfeiler ein entsetzliches Etwas, das mich packen wollte; ich hätte ihn bitten mögen: „Geben Sie mir die Hand!" Aber das wäre doch lächerlich gewesen. Und da, als ich eben zwei Stufen hinaufspringen wollte, um ihm nachzukommen, empfand ich einen heftigen Schmerz im Fußgelenk und sank in die Kniee.

„Dacht' ich es doch!" sagte er, sich umwendend, auf meinen Wehruf, und die Stufen eilig wieder hinunter eilend. „Thut es sehr weh? Können Sie gehen? Nein? Nun, da muß ich Sie eben tragen." Und wie eine Feder hob er mich empor und schritt leichten Fußes die Treppe mit mir hinauf.

„O, Vetter, und Sie sollen krank sein?" lachte ich plötzlich, halb aus Verlegenheit über die eigentümliche Situation, in der ich mich befand, halb belustigt über die Unwahrscheinlichkeit jener Behauptung.

„Wer sagt denn das?" forschte er, als wir eben den Korridor betraten.

„Nun, Ferra. Aber es ist nicht wahr, gelt?"

„Nein!" erwiderte er einfach. „Ich denke, ich bin es nicht mehr, aber ich war es. Wer hat Sie denn so geschmückt heute nachmittag, Cousine?" fragte er nach einer kleinen Pause, just als wir vor Tante Ediths Zimmerthür angelangt waren; und in dem schwachen Lichte der altmodischen Hängelampe unter der gewölbten Decke sah ich seinen blonden Kopf zu mir niedergebeugt, und seine Augen schauten mich aus allernächster Nähe an.

„Mich geschmückt?" wiederholte ich fragend, und strebte zugleich, von seinem Arme herabzukommen, was indessen nicht gelang. „Reizend geschmückt!" wiederholte er und öffnete geschickt die Thür zu Tantes Wohnzimmer, und im gleichen Augenblick schallte mir schon Charlottes fröhliches Lachen entgegen.



„Hast du ein Kälbchen zu verkaufen, Gerhard?“ rief sie vom Sofa aufspringend, wo sie neben Tante gesessen, und mich an den Haaren zupfend.

„Ich will hinunter!“ rief ich fast weinend, denn auch Tante lachte über das ganze liebe Antlitz. Aber Gerhard hielt mich fest und trug mich direkt vor den großen Pfeilerspiegel, und ein

Blick in das krystallhelle Glas zeigte mir ein wohlbekanntes braunes Gesicht, das jetzt so fremdartig unter einem feurigroten Blumenkranz hervorsah. Erschreckt riß ich ihn aus meinem Haar und warf ihn zur Erde. „O, pfui, Charlotte!“ rief ich ärgerlich und hinkte zur Tante hinüber, die mich lachend in die Arme nahm.

„Hast du denn gar nicht gemerkt, wie ich dir den Kranz aufsetzte?“ kicherte Charlotte. „O, du verträumtes, kleines Menschenkind!“

„Das Fräulein Cousine ist Patientin,“ berichtete Gerhard jetzt, „sie hat sich, wie man so sagt, den Fuß verknackst — soll ich Ihnen den alten Schäfer schicken, Cousinchen?“ fragte er lächelnd.

„Geh mir mit deinem Schäfer,“ erklärte Tante Edith, „das können wir allein, gelt, meine Kleine? Aber nun hab' Dank, Gerhard, für die Nachricht, die du mitgebracht; es ist heute der erste frohe Tag seit langen, langen Jahren.“ — Sie hatte bei diesen Worten Gerhards Hand ergriffen und sah ihn freudig bewegt an. „Du glaubst nicht,“ fügte sie leiser hinzu, „wie glücklich es mich macht, ihn in Fölkerode zu wissen, in Fölkerode! — Aber nun geht, eure Mutter wird ebenfalls nach Botschaft von Joachim verlangen. Es ist doch nichts Schlimmes passiert, Gerhard?“ fragte sie dann besorgt.

Seine Züge verfinsterten sich augenblicklich. „Schlimmes genug, um große Sorgen zu machen,“ erwiderte er und schüttelte lange die Hand der alten Dame, dann nahm er Charlottes Arm in den seinen, und indem er mir noch einmal freundlich ernst zunickte, verließ er mit ihr das Zimmer.

Nach einer kleinen halben Stunde lag ich mit sorglich verbundenem Fuße auf dem Sofa und verfolgte die zierliche Gestalt der Tante mit meinen Blicken, wie sie heute so ruhelos auf und ab wanderte. Das feine Gesicht war von einer zarten Röte wunderbar verjüngt und die Augen leuchteten, wie sie es gewiß vor langen Jahren gethan hatten. Sie ging vom Schlafzimmer zum Wohnzimmer, sie öffnete Kommodenschübe und Schränke und stand dann sinnend davor, und wie im halben Traume sah ich dies geschäftige und anscheinend doch so zwecklose Treiben mit an.



Mir war selbst so wunderbar zu Mute, als sei ich nicht mehr dieselbe, die ich noch heute morgen gewesen, als sei ich gewachsen und ein großes, vernünftiges Mädchen geworden, obgleich ich mich doch gerade recht kindisch benommen hatte heute abend. Woher es kam, konnte ich mir nicht erklären; ich drückte Minka, die neben mir lag, an mein Herz und erzählte ihr flüsternd: Vetter Gerhard habe mir versprochen, daß Georg kommen solle, und was für ein lieber kleiner Junge er sei.

Tante Edith hatte heute kein Auge für ihre Lieblinge, sie nahm eben Roberts Bild von der Wand und setzte sich damit neben mich in einen Lehnstuhl; sie hielt es in den gefalteten Händen und schaute es zärtlich an. „Sieh, Lena," begann sie, „hier ist er noch ein halbes Kind, und nun sollst du sehen, was für ein stattlicher Bursche er geworden, der neue Herr Oberförster. Ja, ja, Lena, er hat dieselbe Stelle bekommen, die einst sein Vater gehabt, er soll wieder in dem Hause wohnen, wo er geboren wurde, und wo seine Mutter die einzigen paar schönen Jahre ihres Lebens verbrachte — sieh, Kind, das macht mich ja so glücklich, ich kann es dir nicht sagen. Der liebe Gott ist

gerecht, Kind, und das, was er mir heute abend gegeben, das wiegt alles auf, was ich je erduldet." Und als sie nun das Bild so zärtlich an ihre Wangen drückte in stolzer Mutterfreude, da erfaßte mich wieder die bittere Sehnsucht nach jener treuen, treuen Liebe, die Georg und ich nun verloren hatten.

Indessen trug Tante das Bild wieder hinweg, und als sie es eben an seinen Platz gehangen, klopfte es draußen und der alte Gottlieb trat herein.

„Guten Abend," gnädige Frau, sagte er, an der Thür stehen bleibend, und begann mit seiner eigentümlich gedämpften Stimme von einer ganzen Reihe Aufträgen zu berichten, die ihm Tante wohl erteilt haben mochte. Es betraf fast nur Kranke und Sparkassenangelegenheiten; einen Stoß kleiner Bücher hielt er unter dem Arme und in der Hand drei oder vier Medizinflaschen.

„Die alte Neumann soll alle Tage ein halbes Gläschen voll Wein haben, sagt der Herr Doktor," schloß er endlich seinen Bericht, „und da habe ich gedacht —"

„Gut, gut, Gottlieb," unterbrach ihn Tante, „das kann sie ja bekommen; wie macht sich denn das Wieschen in der Stadt?"

Der alte Mann kratzte sich hinter den Ohren. „Na, gnädige Frau, das ist nun einmal so. Hui! immer oben hinaus, feine Kleider und 'nen Strohhut wie 'ne große Dame; na, ich hab' ihr aber heimgeleuchtet!" setzte er ausdrucksvoll hinzu, und seine weißen Augenbrauen zogen sich in die Höhe.

„Das kann ich mir wohl denken," lachte Tante Edith, „sehr höflich werdet Ihr das arme Ding nicht behandelt haben. Laßt sie nur, sie ist noch jung und sie hat ein gutes Teil alter halsstarriger Redlichkeit von ihren Großeltern geerbt; Art läßt nicht von Art —!"

„Hm, so!" murmelte der alte Mann; „ich steck' nicht darin — wer kann's wissen — wollen's hoffen."

„Noch was, Gottlieb?" fragte Tante Edith.

„Nichts weiter gerade, gnädige Frau," entgegnete er. „Aber Sie nehmen es mir wohl nicht übel, da hat mir eben das Lottchen — Fräulein Charlotte —" verbesserte er sich eilig —

„gesagt, daß Herr Robert Oberförster in Fölkerode geworden sind! Gnädige Frau, ich bin nicht einer von denen, die sich was herausnehmen, weil sie lange bei einer Herrschaft dienen, aber heute — ich kann wohl sagen, so hat mich lange nichts gefreut. Sternhagelelement!"

„Na, gebt nur Eure Hand her, Gottlieb, wir sind doch alte Freunde," sagte Tante Edith, und ihre feinen, weißen Finger legten sich in die schwielige Hand des Alten. „Meine Freundschaft hat Euch genug gekostet, Gottlieb, nicht wahr?"

„I, gar keine Rede davon, gar keine Rede," wehrte er ab, und über sein ernstes, kluges Gesicht flog ein freundlicher Schimmer. „Wenn's heute noch einmal so käme und ich wüßte alles, wie's werden thät', ich machte es doch noch einmal, weil Sie mich dauerten; was eben so sein soll! gnädige Frau, sag' ich immer!"

„Ja, alter Gottlieb, ich habe recht daran denken müssen heute," nickte Tante und goß ein Glas Wein am Nebentische ein. „Da, trinkt einmal auf meinen Jungen — die Nacht damals vergesse ich mein Lebtag nicht —!"

„Ich auch nicht, gnädige Frau, ich auch nicht! Das war ein Wetter, Himmelelement! Keine Hand konnte man vor Augen sehen und der Sturm fegte über die Wendhuser Chaussee, daß ich dachte, Pferd und Wagen sollten den Abhang hinunter! — und nun die Angst, daß ich pünktlich wieder heimkam, eh' einer von der Herrschaft auf den Beinen war; und wie ich mir denke, es ist alles am schönsten, und weiß Sie bei der alten Großmutter gut aufgehoben, und will mein Gespann so recht heimlich und sachte in den Hof hineinbringen, da führte der Teufel — ich weiß heute noch nicht wie — in aller Frühe die Gnädigste daher; geradeswegs quer über den Hof kam sie in einer großmächtigen Schürze, als wollte sie nach dem Milchkeller gehen. Na, das muß ich sagen, fleißig und thätig war die gnädige Frau immer. — Ich sperre Mund und Nase auf, als sie mich anruft: ‚Woher denn so früh, Gottlieb? Wie sehen die Pferde aus?' — O, Herr Jesus, wenn ich daran denke!"

„Ja, ja, Gottlieb, ich weiß es, laßt nur gut sein," wehrte

Tante Edith und schritt erregt auf und ab, während der alte Mann einige Schritt weiter ins Zimmer getreten war.

„Nichts für ungut, gnädige Frau," entschuldigte er sich, „es kam mir eben so in den Sinn; denn schlimmer ist mir in meinem ganzen Leben nicht zu Mute gewesen, selbst nicht, wie meine Alte starb, als damals, wo ich in dem Herrn seine Stube kommen mußte und Auskunft geben über meine nächtliche Fuhre. O, du meine Güte!"

Noch lange setzte Tante ihre ruhelose Wanderung fort, selbst dann noch, als die schnarrende Klosteruhr längst Mitternacht geschlagen hatte, und ich schon ein paar Stunden in meinem großen Himmelbett lag. Schlafen konnte ich nicht, mein Fuß schmerzte mich empfindlich, und außerdem wogte es in meinem Kopfe von tausenderlei Dingen durcheinander; ich that mir tausend Fragen, und konnte doch keine einzige beantworten. Alles, was ich bis jetzt hier erlebt, zog in bunter Reihe an mir vorüber, und dies alles gruppierte sich um Tante Edith.

Sie war jetzt in ihrer Schlafstube, die Thür zu der meinen stand, wie gewöhnlich, offen und ein breiter Lichtstreifen fiel auf den gewürfelten Fußboden meines Zimmers. In regelmäßigen Zwischenräumen glitt ein Schatten darüber hin, und der leise Tritt der alten Dame tönte unablässig zu mir herüber.

Es hat etwas Aufregendes, so ein ruheloses Wandern eines andern. Zuletzt fiel ich in einen Zustand zwischen Schlafen und Wachen, und da war es mir, als wandle dort nicht mehr die ältliche, kleine Gestalt der Tante, sondern ein junges, blühendes Mädchen, das so geschäftig und heimlich sich rüstete, das Vaterhaus zu verlassen. Aber warum nur, warum? Und dann erschien sie mir wieder, wie sie jetzt war, blaß und die Haare silbern von vielem, vielem Kummer, und „Katzentante!" flüsterte ich leise, „Katzentante!"

Da bog sich das alte, liebe Gesicht über mein Bett. „Schläfst du noch nicht, Lena?" Ich schüttelte den Kopf und schlang meinen Arm um ihren Nacken. „Tante," fragte ich, „liebe Tante, warum hat dich Gottlieb damals so heimlich fortgefahren, und warum bist du denn wieder gekommen und die Katzentante geworden?"

„Ei, Kind, du bist noch viel zu jung, um solch traurige Geschichten zu hören, am allerwenigsten heute abend. Schlafe nur, schlaf," ermahnte sie und drückte einen Kuß auf meine Stirn. Dann ging sie und in ihrem Zimmer verlöschte bald das Licht.

Um mein Bett aber drängten sich bunte Träume und schlichen unter die verblichenen seidenen Vorhänge; dunkelrote Blumen blühten darin; Gerhards Augen sahen so seltsam hernieder in die meinen, und dazwischen hörte ich Charlottes Singen:

Mein Schatz, der ist ein Jäger,
Ich lieb' ihn tausendmal!

und in demselben Moment war ich wieder ganz und gar wach geworden; Tantes Robert war ja auch ein Jäger! Wie ein Blitzstrahl erleuchtete die Thatsache das Chaos meiner Gedanken. „O, Charlotte, nun weiß ich etwas!" sagte sie beinahe laut. Und dann schlief ich köstlich bis zum Morgen.

6.

Wochen waren seit jenem Abend vergangen und für mich hatten sie nur Freude gebracht. Georg war hier und ich sah mit wahrer Seligkeit, wie sein bleiches Gesicht in der frischen Landluft von einem köstlichen Rot der Gesundheit überzogen wurde. Der schöne Junge hatte aller Herzen beinahe im Sturm erobert, selbst Ferra drückte mitunter sein brünettes Gesichtchen mit den südlich dunklen, leuchtenden Augen an ihre rosige Wange und nannte ihn ihren kleinen Pagen. Charlotte aber in ihrer allerliebst boshaften Weise beschuldigte Ferra der Koketterie, sie wisse sehr gut, die bella Ferra, daß neben dem dunkelfarbigen Teint des Knaben ihre zarte blonde Schönheit erst recht zur Geltung gelange.

Ferra ertrug solche kleine Ausfälle mit bewundernswürdiger Sanftmut, das heißt, sie begnügte sich damit, Charlotte enfant terrible zu nennen und dann still zu schweigen, wohl wissend, daß sie bei einem Wortgefecht mit der jungen Schwester doch nur unterliegen würde.

Charlottes gute Laune war im vollsten Maße wiedergekehrt. Ihrem ältlichen Freier hatte Gerhard eine artige, aber entschieden verneinende Antwort zu teil werden lassen: „sie sei noch gar so jung"; und dieser war mit dem empfangenen Korbe für einige Zeit auf Reisen gegangen; allerdings mit der Versicherung, er werde die Hoffnung auf den Besitz der jungen Dame noch nicht aufgeben. Indessen, er war doch vorläufig abgefunden und Charlotte dachte nicht mehr an dieses Schreckgespenst, wie sie ihn nannte. Ferra aber schien seine Hoffnungen zu teilen, denn sie

sprach stets mit einer gewissen Vertraulichkeit von ihm, als gehöre er bereits sicher zur Familie.

Bei solchen Gelegenheiten war es geradezu kostbar, Charlotte zu beobachten. Sie hatte eine sehr gelungene Manier, von dem Gespräch scheinbar nichts zu hören, die ungemein komisch wirkte; gewöhnlich sang sie dann leise vor sich hin und fiel gerade in dem Moment, wo Ferra auf dem Höhepunkt ihres Gesprächs angelangt war, mit irgend einer so weit hergeholten Frage oder Bemerkung dazwischen, daß sofort das ganze kunstreich aufgebaute Gesprächsthema ihrer Schwester wie ein Kartenhaus aufs kläglichste zusammenfiel.

In jener Zeit war ich öfter in die Villa gebeten worden, fast immer zu Charlotte. Nur einmal sah ich die Tante Dempshoff, als ich mit Georg hinging, um ihr den kleinen Burschen vorzustellen. Ich hatte Mühe, ihn mitzubekommen, denn er fand in seiner Kinderlogik es durchaus nicht für nötig, der bösen Tante, die Mama nicht leiden konnte, guten Tag zu sagen. „Sie hat hier ja gar nichts zu befehlen, Lena," bestürmte er mich, „es gehört alles Vetter Gerhard — ich will nicht zu ihr."

„Du mußt, sonst würdest du den Vetter betrüben," sagte ich; und da er mit einer wahren Leidenschaftlichkeit an Gerhard hing und dieser den Knaben beinahe nicht von sich ließ, so daß ich fast eifersüchtig wurde, gelang es mir, ihn hinzuführen. Es war merkwürdig zu sehen, wie das Kind und die hohe, strenge Frauengestalt sich gegenüberstanden. Das bräunliche Gesicht des Jungen war bleich geworden, die kleinen Hände hatten sich heimlich zu Fäusten geballt und unter den langen Wimpern hervor sahen seine Augen mit einem unnachahmlichen Gemisch von Geringschätzung und kindlicher Neugierde empor.

„Georg wollte guten Tag sagen," stammelte ich schüchtern. Das kalte Gesicht vor uns versteinerte förmlich in Unnahbarkeit. Es war dasselbe Zimmer, in dem ich sie zuerst gesehen, und dasselbe Gefühl ertötender Kälte stieg wieder in mir empor.

Sie antwortete nicht; ihr Blick war fast durchdringend auf das Knabengesicht vor ihr geheftet. „Wie heißt du?" fragte sie dann.



„Georg von Demphoff," antwortete er.

„Wie alt bist du?"

„Acht Jahre."

Dann schritt sie zur Klingel und befahl dem eintretenden Diener, im Nebenzimmer Limonade und Kuchen aufzusetzen und Fräulein Charlotte von unserem Hiersein zu benachrichtigen, ersuchte uns, in besagtes Nebenzimmer zu treten und verabschiedete sich mit der Bemerkung, Charlotte werde uns Gesellschaft leisten. Dort hätte ich Georg indessen nicht mit zehn Pferden halten können; er stürmte zur Thür hinaus und verschwand sans façon in Gerhards Zimmer, weil dieser ihm gesagt habe, er solle mit in die Felder fahren.

Charlotte, die dies mit angesehen, wollte sich tot lachen und erklärte auf meine Verwunderung über die Ortskenntnis des Jungen, daß Gerhard ihn bereits am ersten Tage seines Hierseins mit in die Villa genommen habe, und nun komme der kleine Bursche beinahe jeden Tag.

„Mama scheint ja mit ihrer süßen Bewirtung gänzlich abgefallen zu sein," schloß sie dann, den Kuchen betrachtend. „Das wird sie gewiß recht wundern, Joachim leckte stets jedes Krümelchen auf. — A propos, in einiger Zeit kommt er mit einem halben Dutzend Kameraden zur Jagd, da gibt's Leben drüben im alten Kloster, denn die ganze Gesellschaft wird dort logieren, hier wäre ja kein Platz — und Ferras Nerven, o Himmel!"

Zu dieser Jagd stand aber noch etwas bevor, und zwar erwartete Tante Edith ihren Sohn; er kam zum erstenmal in seiner jungen Oberförsterwürde. Und Tantes stille Seligkeit, mit der sie schon lange vorher Vorbereitungen zum Empfange ihres Lieblings traf, war rührend anzusehen; sie nahm selbst nicht übel, als Charlotte zur Erhöhung der Feier dieses Ereignisses sämtlichen Katzen scharlachrote Halsbänder verfertigt hatte, an denen je ein Glöckchen hing, daß es bei einer Anprobe dieses Schmuckes zu einem fürchterlichen Gebimmel, Miauen und Durcheinanderspringen der Tiere kam. Nur der alte Gottlieb, der zufällig durchs Zimmer ging, brummte unwirsch, als wir uns gar so himmlisch über diesen Anblick amüsierten, und wir hörten ihn zur Tante sagen: „Gnädige Frau, es ist mir immer, als ob wir in unseren jungen Jahren nicht gar so närrisch und kindisch gewesen wären, wie heutzutage die jungen Leute sind. Nun hören Sie nur!"

„Ei, Gottlieb, das habt Ihr vergessen!" antwortete Tante Edith freundlich. „Ihr wißt doch, ein Junge muß sieben Jahre narren, und wenn er eine einzige Stunde davon versäumt, muß er wieder von vorn anfangen."

Aber der Alte blieb dabei. „Ne, ne, heutzutage ist alles anders"; er hätte den Schnabel nur aufthun dürfen, wenn sein Vater nieste; dann habe er „Gott helf" gesagt; worauf natürlich Charlotte sofort laut nieste, und der alte Mann mit

unerschütterlicher Ernsthaftigkeit sein „Gott helf, gnädiges Fräulein!“ hinüberrief, ohne die neckische Absicht zu merken.

Gerhard kam zuweilen zu Tante Edith und hatte sich sogar nach jenem Abende, als ich mir so ungeschickt den Fuß verstauchte, selbst nach meinem Befinden erkundigt; der rote Malvenkranz aber, den ich so ärgerlich fortgeworfen, und den ich hinterher so gern wiedergehabt hätte, der war verschwunden und Tante konnte sich in ihrer Zerstreutheit nicht besinnen, wo sie ihn hingethan; er wäre gewiß von Jette mit ausgefegt worden, meinte sie.

Georgs Ferienzeit näherte sich indessen unaufhaltsam ihrem Ende. Er hatte uns so lange gebeten, bis ihm noch zwei Tage zugestanden wurden, weil Vetter Gerhards Geburtstag sei, wie er mir verriet; er solle es aber eigentlich nicht sagen.

„Lena, was schenken wir ihm denn?“ fragte er mich. Ja, was denn? Daß wir etwas schenken, war natürlich; Gerhard that so viel für uns, hatte uns beiden so schöne Tage verschafft, und Georg prangte in einem nagelneuen Anzug, „um den ihn die ganze Klasse beneiden und die Frau Doktor und Christiane die Hände über dem Kopf zusammenschlagen würden, wenn er wiederkam“. — Wir gingen in mein Zimmer und zählten meine kleine Barschaft; es waren nach damaligem Gelde zwanzig Gutegroschen, die ich wie ein Geizhals gehütet hatte, um für Georg zu Weihnachten etwas kaufen zu können. Aber das war gleichgültig, hier mußte Georg zurückstehen, und der kleine, selbstlose Junge war auch sofort bereit dazu.

„Aber nun was, Lena?“ fragte er. Ja, was? Ich sann und sann, und endlich hatte ich es heraus. „Für das Geld kaufen wir Wolle, Georg, und ich stricke ihm einen Shawl — Cousine Ferra sagt ja immer, daß er am Halse leidet, und da wird er ihm willkommen sein.“ Dieser Vorschlag hatte natürlich Georgs Beifall und so mußte denn die Botenfrau heimlich Wolle aus der Stadt mitbringen, und auf meinem Lieblingsplätzchen im Klostergarten strickte ich mit wahrem Feuereifer ein langes, warmes Geburtstagspräsent, während Georgs große Augen das Wachstum mit Interesse und Spannung verfolgten.



Die kleine Scene bei Ueberreichung des Geschenkes gehört mit zu meinen liebsten Erinnerungen.

Als ich es nämlich fertig hatte und Georg einprägen wollte, mit welchen Worten er es dem Vetter Gerhard übergeben sollte, legte dieser die Hände auf den Rücken und erklärte rundweg, er habe den Shawl nicht gestrickt und auch das Geld nicht gegeben, und also auch kein Recht, ihn zu verschenken. Alles Schmeicheln, Bitten und Zureden, ihn in seinem Entschluß wankend zu machen, war vergeblich, und so mußte ich mich denn entschließen, falls ich den Shawl nicht behalten wollte, den feierlichen Akt selbst zu übernehmen.

„O, lieber Gott, laß es doch morgen recht, recht kalt sein," betete ich am Abend zuvor, damit für die Nützlichkeit meines Geschenkes doch gleich der praktische Beweis vorhanden sei. Und richtig, es erschien ein so windiger, naßkalter Septembertag, daß wir in unseren kühlen Zimmern vor Kälte bebten. Georg war glücklich darüber, und so stand er den ganzen Morgen am Fenster, um aufzupassen, wann Vetter Gerhard komme, denn dieser hatte ihm erzählt, er wolle sich die Zimmer für die Jagdgäste ansehen.

Während ich indessen saß und grübelte, was ich wohl bei Ueberreichung meines Shawls sagen könnte, rief Georg plötzlich: „Lena, er kommt und hat keinen Shawl, er kommt!" Und im nächsten Augenblick lief ich auch schon den Korridor entlang, im Arm das weiche Präsent, und lehnte mich über das Geländer der Treppe. Als ich ihn aber heraufkommen sah, fing mein Herz ganz gewaltig an zu klopfen, und ich flüchtete mich schleunigst wieder aus dem hellen Treppenhause in den dunklen Korridor. Dort blieb ich stehen und machte wahrscheinlich ein so gottsjämmerliches Gesicht, als ob ich ihm statt eines Glückwunsches eine große Hiobspost zu verkünden hätte. Er sah mich aber erst, als er dicht vor mir stand, und über sein ernstes Gesicht flog ein freundliches Lächeln.

„Lieber Vetter, ich wollte — ich möchte zum Geburtstage gratulieren," stammelte ich, „und Georg und ich — möchten Ihnen diesen Shawl schenken, wenn es windig und kalt ist — —"

„O, wie danke ich Ihnen, Cousinchen!" rief er herzlich und erfaßte meine Hände. „Das ist ja eine unerwartete Freude heute früh. Aber nun binden Sie mir den Shawl auch um, es ist gerade solch ein Wetter, daß man ihn gut gebrauchen kann." Er bückte sich noch tiefer, und glückselig schlang ich ihm das weiche Gewebe um den Hals.

„O, wie prächtig!" sagte er, „und tausendmal Dank." Und dann beugte er sich wieder herunter und seine Augen sahen mit dem nämlichen beredten Ausdruck in die meinen, wie damals, als er mich die Treppe hinauftrug. Aber nur einen Moment, denn durch den Korridor kam es in vollstem Lauf gestürmt, und Georg hing küssend und jauchzend an seinem Halse.



„Die Lena hat dir etwas vorgelogen!“ rief er; „sie hat den Shawl ganz allein geschenkt von ihrem Gelde, und im Klostergarten hat sie ihn gestrickt!“

„Sei doch ruhig!“ schalt ich böse; aber Vetter Gerhard nahm den kleinen Verräter auf den Arm und küßte ihn, und dann setzte er ihn auf seine Schultern; ein Ende des neuen Shawls wurde als Zügel benutzt, und fort ging es den Korridor hinunter bis vor Tante Ediths Stubenthür, wie die wilde Jagd.

Und dann mußte Tante Edith gebührend das Geburtstagsgeschenk bewundern, die gar nicht begreifen konnte, wo und wann ich es gearbeitet habe. Und als wir abends zu Bette gingen, da sagte Georg: „Weißt du, Lena, allen hat unser Shawl gefallen, nur Cousine Ferra nicht.“

„O bewahre, Georg."

„Freilich, ich habe es ja gesehen; als Vetter Gerhard den Shawl ganz in Gedanken umbehielt in seinem Zimmer, da fragte sie ihn, was er da für ein ordinäres graues Ding trage? Da habe ich ihr aber gesagt, daß du es gestrickt hättest, und daß es etwas sehr Schönes sei."

„Und was that Gerhard?" fragte ich mit einem unerklärlich bangen Gefühl.

„Ja, Lena, das hab' ich vergessen."

7.

Ein trüber Oktobertag spannte sich draußen über Park und Wald aus, die Blätter der Bäume hingen naß und glänzend an den Zweigen und in den Parkwegen wurde sorgsam das gelbe Laub zusammengefegt. Es war der Vorabend der großen Jagd, man erwartete die Gäste, und ein ungewohnt lautes Treiben entfaltete sich in unserem sonst so stillen Hause. Im Korridor dröhnten die Schritte der Dienerschaft, Thüren wurden geschlagen und der Hall lief erschütternd an den hohen Wänden entlang. Vetter Gerhard und Ferra inspizierten noch einmal die Gastzimmer; man konnte Ferras langsames, deutliches Sprechen bis in Tantes Wohnstube hören. Auch hier sah es bereits ganz festlich aus, denn auch sie erwartete heute abend einen lieben Gast, ihren Sohn. Gottlieb hatte an den Stubenthüren Guirlanden aus Tannengrün befestigt, und aus dem dunklen Gezweig leuchteten die purpurroten Früchte der Eberesche hervor. Die alten, soliden, kunstreich eingelegten Möbel glänzten wie neu aus der Tischlerwerkstatt, und Tante ging in ihrer stillen Weise noch immer ordnend ab und zu im Zimmer. „Jette, wirf mir nicht die Tasse entzwei mit dem Jagdstück," ermahnte sie, „es war meines seligen Mannes Mundtasse. — Und Lena, du könntest wohl noch ein paar Blumen im Klostergarten zusammensuchen, um den Napfkuchen zu bekränzen."

Ich legte sofort meine Arbeit weg, um hinauszugehen, da schob sich Charlottes schlanke Gestalt durch die Thür; sie hielt die eine Hand auf dem Rücken, und erst als sie dicht vor Tante Edith stand, präsentierte sie ihr ein prächtiges Bouquet später Rosen. „Da, Tante, laß nur die Klosterblumen," sagte sie,

„ich habe diese da dem Gärtner beinahe auf den Knieen abgebettelt, denn Ferra hatte sie samt und sonders für sich in Anspruch genommen. Die stellst du Robert heute abend auf seinen Platz bei Tische."

„Bleibst du hier, Lottchen?" fragte Tante und beschaute entzückt den Strauß von allen Seiten.

„Jetzt, ja, solange du mich behalten willst, denn drüben ist nicht gut sein — Meinungsverschiedenheiten zwischen Ferra und Gerhard wegen Joachim — brr! — das ist schrecklich für mich; und Mama ist verstimmt. Ob ich zu Abend hier bleiben kann? Ich möchte gern, aber —" Sie zuckte unmutig die Achseln. „Robert kommt doch mit eigenem Geschirr?" setzte sie fragend hinzu.

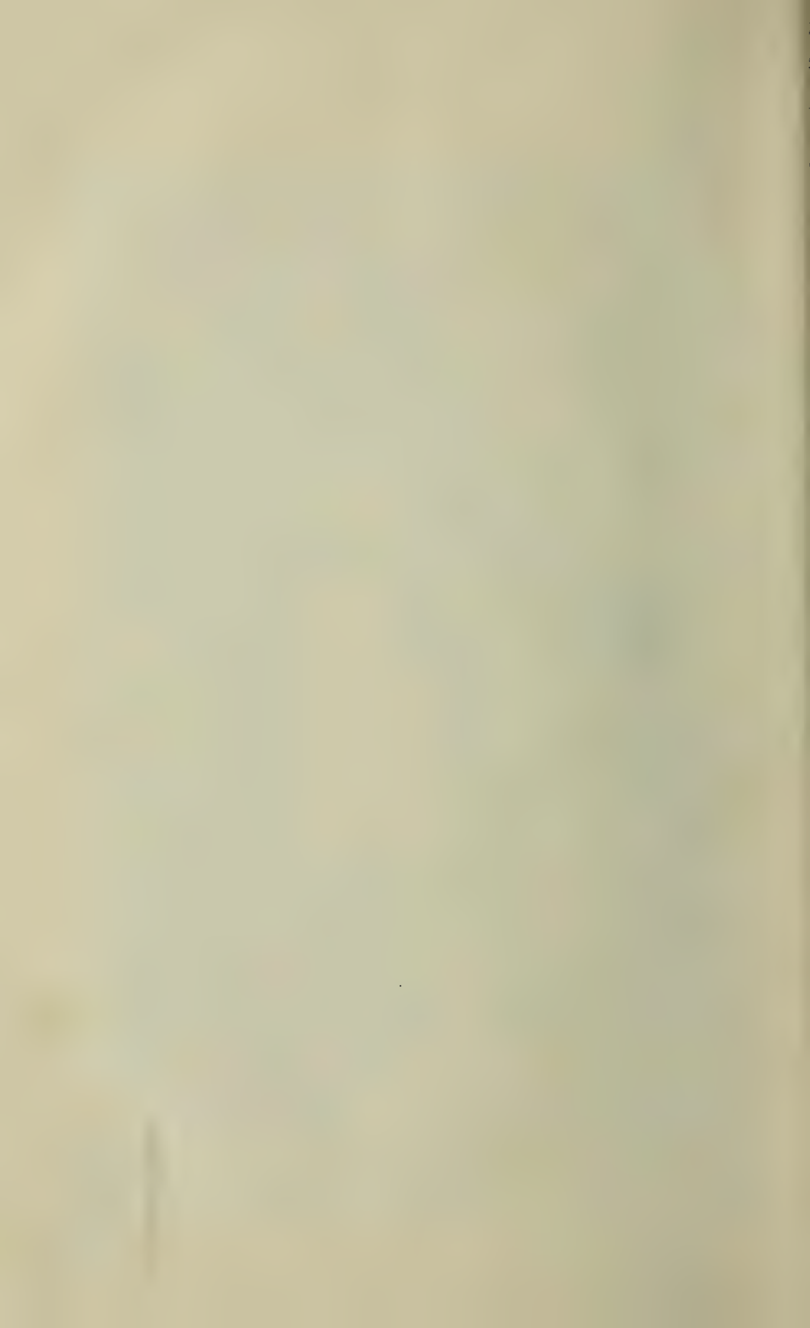
„Freilich, Lottchen, ich muß doch seine Equipage sehen; es ist ja auch gar keine so starke Tour; nun weiß ich aber gar nicht, um welche Stunde er eintreffen kann, er schreibt nur: ‚Heute abend'."

Es war um die Vesperzeit und Charlotte ließ sich den Kaffee und Honigbrot köstlich mit uns schmecken. Dann banden wir den Katzen die roten Halsbänder um, ohne Glöckchen jedoch, und Charlotte gab Tante den Rat, sie möge die guten Tierchen doch lieber einsperren, denn jedenfalls wären Schützen darunter, die eine Katze schwerlich von einem Hasen unterscheiden könnten. Nachher lief ich mit Charlotte durch die Logierzimmer und bewunderte die mächtigen Himmelbetten, die altmodischen Waschtische, die blendend weiße, feine Wäsche und die beinahe ungeheuren Räume, die in der hereinbrechenden Dämmerung des trüben Tages fast noch größere Dimensionen anzunehmen schienen! Fast die ganze Reihe der Zimmer war hergerichtet, nur die Räume des Aebtissinnenhauses lagen, wie immer, in ihrem schweigenden Verlassensein.

Charlotte hatte den Arm um mich geschlungen und war still geworden. Vorher hatte sie geträllert und gesungen, aber als wir jetzt, aus dem letzten Zimmer tretend, den Korridor wieder durchschritten, kam kein Ton mehr über ihre Lippen; nur in ihren Augen lag ein glücklicher, träumerischer Ausdruck.



„Seht her, Kinder," sagte sie weich, „dies war mein Brautkranz." (S. 111.)



„Singe doch weiter,“ bat ich, „singe noch einmal:

Mein Schatz ist ein Jäger!“

Sie ließ mich plötzlich los und sah mich wie erschrocken an. „Nein, komm nur,“ sagte sie dann, „ich mag heut' nicht mehr singen.“

Als wir wieder in Tantes Zimmer traten, saß diese vor ihrem Schreibtisch; die Klappe war heruntergelassen und sie hatte eine Menge Fächer und Schübe herausgezogen, in denen sie unter allerhand Sachen herumkramte. Der Schreibtisch nahm einen prächtigen Platz neben dem Kamin ein; auf der andern Seite stand ein Blumentisch, dessen steifblätterige Gummibäume und graziöse Palmenfächer sich miteinander mischten. Gottlieb hatte, da Tante leicht fröstelte, ein lustiges Holzfeuer angezündet und die gelben Flammen spiegelten sich in dem alten Parquetboden wieder und warfen helle Streiflichter auf Tantes graues Kleid. Charlotte kauerte sich geschwind in einen großen Lehnstuhl neben ihr und blickte nachdenklich auf das emsige Treiben der feinen Hände dort am Schreibtisch, und ich setzte mich auf ein Bänkchen in die Nähe des Feuers und gab mich ganz dem Zauber des traulichen Dämmerstündchens hin.

Da ruhten plötzlich Tantes Hände, und als ich aufblickte, hielt sie einen verdorrten, feinblätterigen Kranz in der Hand. „Seht her, Kinder,“ sagte sie weich, „dies war mein Brautkranz.“

Ich betrachtete mit einem Gemisch von Ehrfurcht und Neugierde das vertrocknete Gewinde und dann wieder die kleine, alternde Frau; es kam mir fast wunderbar vor, daß sie einst auch jung gewesen und einen blühenden Schmuck getragen hatte. Auch Charlotte bog sich hinüber und schaute mit leuchtenden Augen auf das verdorrte Zeichen eines längst vergangenen Glückes.

„Ach ja,“ begann Tante Edith leise, „an dem Tage, wo so ein Kranz noch grün und frisch ist, da meint man, der Himmel mit all seiner Seligkeit sei zu uns herniedergestiegen. Das dacht' ich auch, Kinder, und es war doch eine so traurige Hochzeit, die meine. Ich war ein Waisenkind, wie du, Lena, aber Gott behüte

dich einmal vor solch einem Ehrentage. Diesen Kranz hier habe ich mir selbst gewunden, eine Freundin hatte ich dazumal nicht, und mein Hochzeitsgeleit war die alte Großmutter meines Mannes, und außer ihr war nur noch der Pastor in der Kirche, als wir dort vor den Altar traten. Was habe ich da geweint und gebetet, Kinder; aber dann, als ich mit meinem Mann durch den taufrischen Wald ging — des Morgens ganz früh hatten wir uns trauen lassen, um alles Aufsehen zu vermeiden —, immer tiefer hinein in die grüne Wildnis, in der das Forsthaus lag, das meine Heimat sein sollte, und wie der Sonnenschein in den Tautropfen funkelte auf jedem Blättchen, wie der frische Waldesodem mich anwehte und ich so ganz allein war mit dem Manne, den ich so lieb hatte, und die beglückende Gewißheit, daß uns niemand mehr zu trennen das Recht habe als nur Gott allein, da habe ich eine Seligkeit empfunden, so voll und ganz und rein, wie sie kaum eine Braut im lärmendsten, prächtigsten Hochzeitsjubel empfinden kann. Und wenn ich einmal undankbar sein will gegen den lieben Gott, weil er mir so Schweres auferlegt hat, dann zaubere ich mir den Morgen meines Hochzeitstages herauf und den Augenblick, wo ich von seinem Arm umschlungen im Myrtenkranze neben ihm stand, just auf der Stelle, wo man zuerst den Giebel unseres Hauses sehen konnte, der aus üppigem Buchenwalde hervorragt. Ich meine wieder sein frisches Gesicht zu sehen, das da mit leuchtenden Augen hinübersah, und seine treuherzige, gute Stimme zu hören, als er sprach: ‚Da grüßt dich deine Heimat, Edith!‘ Das war eine Stunde, in der alles Leid so weit hinter mir lag, wie wenn es nie gewesen, wo kein Unfriede denkbar war in der Welt, eine Stunde des reinsten, des ungetrübtesten Glückes.“

Sie hielt noch immer den welken Kranz in der Hand und die liebliche Erinnerung an jenen Morgen färbte ihre Wangen mit fast jugendlicher Röte. Dann legte sie ihn hastig in die Schachtel zurück. „Kinder, was spreche ich da?“ sagte sie und fuhr sich über die Augen. „Was wißt ihr von solchen Sachen. — Da schaut, ist das nicht niedlich?“ Und lächelnd hielt sie uns einen vertretenen Kinderschuh entgegen.

„Das waren seine ersten Schuhchen, Lena, wie winzig klein die sind, nicht wahr?"

„O, gib ihn mir einmal!" bat Charlotte leise; und als der kleine Schuh in ihrer Hand lag, da streichelte und liebkoste sie ihn beinahe ebenso wie Tante, aber nur in scheuer Hast, als schäme sie sich deshalb.

„O, Herr Gott!" unterbrach sich die alte Dame, „die Zeit vergeht, und über den alten Geschichten vergesse ich das, was ich eigentlich hier wollte. Da seht, Kinder, das bekommt der Robert heute," rief sie und hielt einen Hirschfänger mit reich vergoldetem Griff empor; „der ist von seinem Vater und er soll ihn jetzt tragen."

Dann fing sie an, die Sächelchen und Sachen wieder in die Kästen zu thun, während Charlotte den Hirschfänger betrachtete. Endlich legte sie ihn auf ihren Schoß, und als Tante nach dem kleinen Schuh verlangte, gab sie ihn nur zögernd zurück. „Nein, nein, Lottchen, den bekommst du nicht," sagte Tante lachend, „den laß mir nur." Charlotte wurde purpurrot und wandte hastig den Kopf; es ward still im Zimmer und dämmerig, das Feuer war allmählich niedergebrannt.

„Nun erzählt mir noch etwas, Kinder," bat Tante, sich in den bequemen Stuhl setzend, den ihr Charlotte einräumte; „erzählt, damit die Zeit hingeht."

„Ach nein, liebe Tante," bat Charlotte, „du sollst uns etwas erzählen, und weißt du, was?" Sie war niedergekniet und hatte Tantes Hand ergriffen. „Sag es uns, weshalb du einstmals heimlich von hier fortgegangen bist? Du glaubst nicht, wie ich darauf brenne, es zu wissen."

„Ei, Kindchen, die Geschichte ist fast zu traurig für ein paar junge Dinger, wie ihr seid —"

„O, bitte Tante, bitte," flehte Charlotte; „nicht wahr — sie waren unfreundlich zu dir, sie wollten nicht, daß du deinen Mann haben solltest?"

„Ja, Lottchen, das war es!" sagte Tante Edith. „Gott weiß es, der Entschluß ist mir nicht leicht geworden, aber ich konnte nicht anders; mit all meinem Sinnen und Denken hing ich an ihm, den ich doch vergessen sollte um jeden Preis!

„Ja, wenn ich nur gewußt hätte, warum? Aber es war kein Tadel an ihm; gut, rechtschaffen, ein so prächtiger Mensch, wie es kaum einen gab, von Kindesbeinen an wohlbekannt und gelitten in unserem Hause — meine Brüder zählten ihn zu ihren liebsten Freunden. Daß wir uns liebten, wußte dein Vater längst, Lottchen, und meine selige Mutter hatte mir noch auf dem Sterbebette zugeflüstert: ‚Wenn es kommen sollte, Edith, daß Berka dich zur Frau möchte, dann sage nicht nein, er ist ein goldtreues, prächtiges Gemüt!‘

„Nun, nachher verheiratete sich dein Vater, Kind, und von jener Zeit an trat man unserer Liebe entgegen, wo es nur anging; nicht offenkundig, Gott bewahre, aber dies war tausendmal schlimmer. Es gingen mitunter vierzehn Tage hin, daß ich Berka nicht sah, obgleich er die Woche mehreremal von Fölkerode herüber kam; fast immer traf es sich, daß ich mit meiner Schwägerin spazieren gefahren oder ausgegangen war, und fand er mich einmal daheim, so wurde es uns zur Unmöglichkeit gemacht, auch nur ein Wörtchen ungestört miteinander zu sprechen.

„Er war aber keiner von denen, die gern mit geschlossenem Visier kämpfen. Eines Tages, nachdem — ich muß es leider sagen — ein Brief von ihm, den er mir durch einen Boten hatte senden wollen, merkwürdigerweise nicht in meine Hände gelangt war und er über dessen Verbleib nichts hatte erfahren können, kam er angeritten und ging schnurstracks in meines Bruders Zimmer. Ich saß nebenan mit meiner Schwägerin, die eben Gerhard auf dem Schoße wiegte; deine Mutter, Charlottchen, ist nie von vielen Worten gewesen, aber eben hatte sie doch eine längere Rede zu mir geredet, und zwar des Inhalts, daß Berka ein jähzorniger, heftiger Patron sei und nimmermehr dazu geschaffen, eine Frau glücklich zu machen. Ich antwortete nicht und biß mir fast die Lippen wund, um nicht zu weinen; da hörte ich durch die geschlossene Thür einen heftigen Wortwechsel und erkannte Berkas zornige Stimme.

„Im nächsten Moment stand ich zwischen den streitenden Männern und erklärte, daß ich Berkas Braut sei und bleiben wolle.



„‚Wir werden sehen,‘ sagte dein Vater.

„‚Ja, wir werden sehen,‘ erwiderte ich und damit fing unsere Feindschaft an. Tagelang blieb ich auf meinem Zimmer eingeschlossen, mir unaufhörlich das Gehirn zermarternd, was nun werden solle? Ich hatte Berka an jenem Tage vermocht, ohne größere Streitigkeiten Wendhusen zu verlassen und ihm die Versicherung gegeben, ihm treu zu bleiben. An Flucht dachte ich nicht, obgleich mir hunderterlei Pläne durch den Kopf flogen; dann kam ich auf das Einfachste und Natürlichste: ich ging zu

deiner Mutter, stellte ihr vor, wie lange und wie treu wir uns liebten, und bat, sie möge ihren Groll gegen uns fahren lassen und mit frauenhafter Milde meines Bruders Sinn für uns zu erweichen suchen; sie solle sich nur einmal in meine Lage versetzen, sich denken, es wären ihrer Liebe solche Hindernisse entgegengetreten —.

„‚Nie und nimmermehr!‘ rief sie mit einer Heftigkeit, mit einer Bestimmtheit, die mir deutlich verriet, daß ich von ihr nichts zu hoffen habe. ‚Gut,‘ antwortete ich, ‚dann muß ich sehen, wie ich allein fertig werde,‘ und ging in mein Zimmer; dort fing ich an, meine Sachen zurechtzulegen. Was ich eigentlich wollte, war mir selbst nicht klar, nur fort! fort um jeden Preis! Dann schlich ich mich in die Gesindestube, winkte Gottlieb, der damals noch ein gewandter, strammer Mensch war, und bestellte ihn mit dem Wagen draußen an die drei Buchen. — Seitwärts von Fölkerode liegt ein kleines Dorf und dort wohnte die verwitwete, sehr alte Großmutter Berkas; sie war schier kindisch und ich kannte sie nur aus seinen Erzählungen, hatte ihm doch das großmütterliche Haus das Vaterhaus ersetzen müssen, da er seine Eltern früh verlor. Und so fuhr mich Gottlieb bei Nacht und Nebel dorthin — heimlich, wie eine Verbrecherin verließ ich mein Vaterhaus; aber dort unten an den Stufen der Freitreppe, da knickte ich fast zusammen vor Jammer und Weh in jener Stunde, und beinahe wäre ich umgekehrt trotz der unglückseligen Verhältnisse. Es war mir, als ließe ich unauslöschliche Schande zurück, als legte ich etwas, das schlimmer wie ein Fluch, auf die gesegnete Stätte der Heimat.

„Aber dann warf ich mich in den Wagen, und als die Pferde anzogen und die Umrisse des alten Klosters bei der nächsten Biegung aus dem Gesicht entschwanden, da habe ich geweint und geschluchzt und gebetet wie eine Verzweifelte! — Die alte Frau verwunderte sich nicht wenig, als in tiefer Nacht die Braut ihres Enkels über die Schwelle trat, und obwohl sie nicht mehr recht begriff, um was es sich handelte, nahm sie mich doch freundlich auf und pflegte und hätschelte mich. Am andern Tage teilte ich meinem Bruder schriftlich mit, daß ich nicht wieder in sein Haus

zurückkehren werde, und schrieb zu gleicher Zeit an Berka, wo ich sei und was ich gethan. Mein Bruder antwortete mir gar nicht, sondern schickte nur die nötigen Papiere; von anderer Seite aber erfuhr ich, daß ein Sturm des Entsetzens die alten Gemächer auf Wendhusen durchbraust habe, und daß man in der Entlaufenen keine Schwester mehr anerkenne.

„O, Kinder, ihr wißt nicht, wie mir zu Mute war in jener Zeit, und doch sind die ersten Jahre meiner Ehe die glücklichsten meines Lebens gewesen. Aber dann kam es angebraust wie ein Sturm durch den Wald, das Schicksal. Zuerst hatte mein Mann das Unglück, einen Wilddieb niederschießen zu müssen; von Woche zu Woche fanden wir Drohbriefe oder Zettel in das Haus geworfen, daß man sich rächen werde; es war eine schlimme Zeit damals, das Jahr 1848. Eines Abends saß ich mit meinem Manne im Wohnzimmer, er war eben aus dem Forste heimgekehrt, und wir spielten mit Robert, da knallte es und eine Kugel pfiff dicht über seinen Kopf hinweg und zerschmetterte einen gegenüberhängenden Spiegel in tausend Scherben. Jeden Tag sah ich ihn mit einer wahren Todesangst scheiden, und ruhelos lief ich dann im Hause umher, bis ich endlich wieder den geliebten Schritt hören und die Arme um ihn schlingen konnte, der mein alles war. Kinder, in solchen Zeiten lernt man beten; ihr glaubt es nicht, wie ein solches herzinniges, aus lauter Liebesangst hervorgegangenes Gebet die Seele stärkt und uns hinwegtragen hilft über so manche unendlich bange Stunde.

„Aber — will's Gott, wer wendet's? — sagt ein altes Sprichwort, und so kam denn jener entsetzliche Tag, an dem ich seinen Schritt nicht mehr hören konnte, weil sie ihn in sein Haus trugen, tot und starr!"

Sie schwieg wie erschöpft. Mir waren die Augen feucht geworden und ich faßte unwillkürlich nach Charlottes Hand, aber ihr Stuhl war leer und im Umhertasten berührte ich ihr weiches Haar. Sie kniete vor Tante Ediths Sessel und ein leises Schluchzen drang in mein Ohr.

„Genug davon, weine nicht, Lottchen," sprach Tante weiter, „ich sagte es ja gleich, die Geschichte ist zu traurig für so junges

Volk, das noch nichts Schweres erlebt hat; bewahre euch der Himmel davor! Freilich, du, kleine Lena, du weißt es auch schon, was es heißt, an einem Sarge zu stehen und es doch nicht fassen zu können, daß drinnen in diesem engen, schauerlichen Raume eines geliebten Menschen Antlitz ruht, das uns nie wieder zulächeln soll, dessen kalter Mund kein Wort wieder spricht, daß das, was unser ganzes, großes Glück gewesen — verloren ist, unwiederbringlich verloren.

„Und nun, nachdem sie ihn begraben, trat das Leben mit all seinen ungestümen Forderungen in meine tiefe Witwentrauer. Ich mußte ja sorgen für mein Kind, und diese Sorgen waren drückend schwer. Meine lächerlich kleine Pension reichte ja nicht einmal für unsere Bedürfnisse, geschweige für die Erziehung Roberts. Mein Mann hatte, als wir uns verheirateten, in stolzem Selbstgenügen meinem Bruder geschrieben, daß er auf jede Mitgift seiner Frau verzichte. Nun mußte ich in bestimmter Frist das Forsthaus räumen und wußte nicht wohin mit meinem Kinde, wußte nicht einmal, wo ich mir Rat holen konnte.

„Da, es war ungefähr vier Tage vorher, ehe ich das alte, traute Haus verlassen sollte, brach in der Nacht Feuer aus — nie vergesse ich diese Nacht! Ich erwachte von einem Schrei, so grausig, so markerschütternd, daß ich förmlich entsetzt emportaumelte; wenn ich an diesen Schrei denke, so fühle ich immer wieder, wie mir ein eiskaltes Grauen durch die Adern rinnt; in demselben Moment wurde an meine Fensterläden gepocht und die Stimme eines Jägerburschen schrie: ‚Feuer! Feuer!‘ Und als ich die Läden aufstieß, leuchtete mir glutroter Schein entgegen; drüben stand eine Scheune in hellen Flammen.

„So recht weiß ich nicht mehr, was ich that; Robert aus dem Bette reißen und ihn in seine Kleider hüllen, war das erste. Dann suchte ich mechanisch umher nach allerlei Dingen, die ich mitnehmen, retten wollte; als ich später entdeckte, was ich eigentlich da zusammengerafft hatte, mußte ich lächeln; und doch, ich konnte mir gar nichts Lieberes gerettet haben: es war die Schachtel mit meinem Brautkranz, der kleine Kinderschuh und meines Mannes silberner Hirschfänger, nebst einem Paar silberner Löffel und etwas



Wäsche. Und als ich dann mit meinem Kinde und einem Bündelchen in der Hand unter den dunklen Bäumen stand und wie geistesabwesend in die lohe Glut starrte, da erschien mir alles wie ein wilder, wüster Traum. Ich erinnere mich noch, daß eine Menge Leute aus den umliegenden Dörfern umherstanden, aber sie rührten weder Hand noch Fuß um zu retten, es war eben 1848. Einen der Förster wollten sie ins Feuer werfen; ich hörte das Gebrüll der trunkenen Menge, sah, wie sie mit ihm rangen; sie warfen aus den Fenstern des Hauses, was drinnen war; Stück für Stück meines einfachen Haushaltes, an deren jedes sich eine süße Erinnerung knüpfte, flog heraus, zertrümmert oder um von der Menge demoliert zu werden. Es

war eine so wüste, entsetzliche Scene, beleuchtet von der roten Glut des Feuers, die nun auch die prächtigen alten Eichen ergriffen hatte, welche unser Haus umstanden. Gott sei Dank gelang es noch, das alte, liebe Wohnhaus zu erhalten.

„Robert hielt mich angstvoll umklammert und die alte Diana, meines Mannes Liebling, ein prächtiger Hühnerhund, stand neben mir mit leisem Geknurr. Da hörte ich meinen Namen rufen und wie mit tausendstimmigem Geheul wurde beigestimmt; ich wußte, sie wollten mich suchen, und jetzt kam Leben in mich, voll namenlosen Entsetzens zog ich den Knaben mit mir fort und floh. Wie weit ich gekommen, ehe ich erschöpft niedersank, ich weiß es nicht mehr, es war am Rande eines Fahrweges und eben kam ein Wagen daher; ich rief ihn an, und als er hielt, erkannte ich den Pfarrer eines benachbarten Dorfes. Der alte Herr erschrak, als er mich sah. ‚Es brennt in der Oberförsterei!‘ sagte ich noch mit Aufbietung aller Kräfte, als ich mit Robert im Wagen saß. — ‚Schufte, verfluchte!‘ murmelte er, dann fragte er, wohin er mich fahren solle?

„‚Nach Wendhusen,‘ sagte ich mechanisch, schon halb im Fieber. Ich dachte, daß, wenn es auch weiter nichts mehr, doch immer mein Vaterhaus sei, und in jenen Augenblicken der Aufregung hatte ich alles vergessen, was mich von ihm trennte. Es war tief in der Nacht, als wir hier ankamen, und die Glocke der Pforte tönte mir in die Ohren, wie ein Sterbeglöcklein; dann huschten Lichter hin und her, die große Thür im Aebtissinnenhause öffnete sich und mein Bruder, der in diesen unruhigen Zeiten wohl eine alarmierende Nachricht vermutete, stand, gefolgt von einiger Dienerschaft, auf der Freitreppe. Ich hielt mich an dem Eisenknopf des Geländers und sah ihm in die Augen; er stutzte, als er mich erblickte; einen Moment flog es über sein Gesicht wie Härte, aber dann kam der alte Zug von Güte und Milde, der doch sein ureigenstes Wesen war, zum Durchbruch.

„‚Gib mir ein Obdach, Werner, mir und meinem Kinde,‘ bat ich, so monoton, als wäre es etwas Eingelerntes, denn mein Denken war schwach und die Zunge versagte mir. ‚Sie haben mir das Haus über dem Kopfe angezündet und ich bin krank.‘

Da faßte er mich in seine Arme, weil ich wankte, und trug mich in das Haus; dann schwand mir die Besinnung.

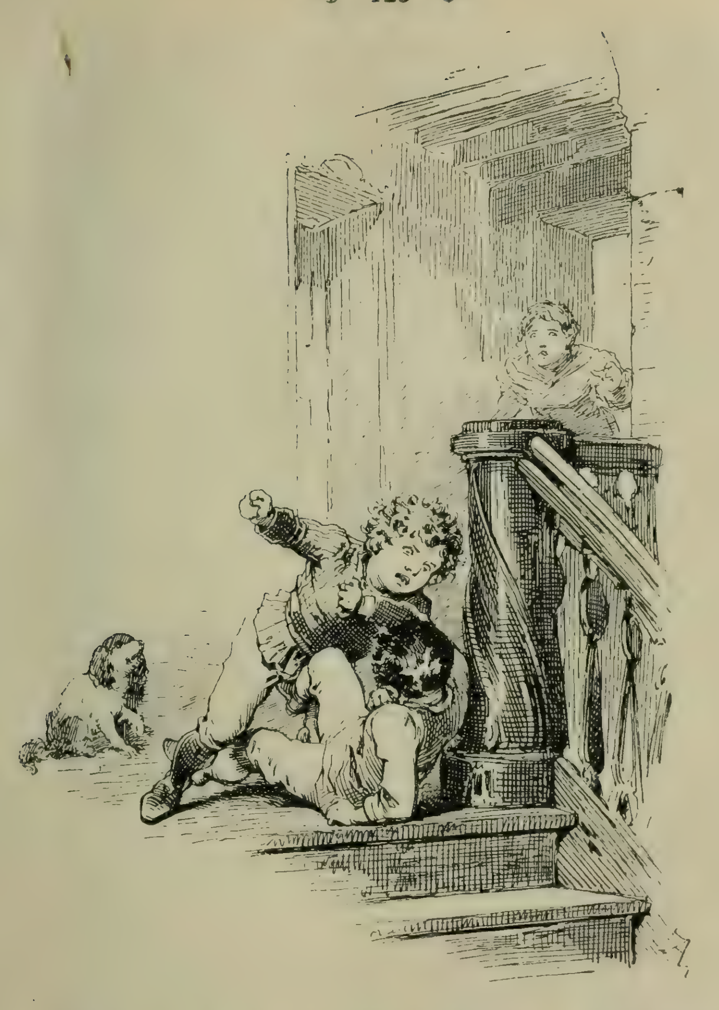
„Lange bin ich damals krank gewesen, lange und schwer; ich habe absolut keine Erinnerung mehr davon, nur des Tages erinnere ich mich, als ich zum erstenmal wieder im Bette hoch saß — es war in jenem Schlafzimmer dort — und mich besann auf alle die grausamen Einzelheiten, die mich betroffen hatten. Gottliebs Frau pflegte mich und durch sie erfuhr ich, daß ich dem Tode nahe gewesen sei. Es war ein trauriges Erwachen, und früher habe ich mir oft, so oft gewünscht, daß ich damals gestorben wäre. Das Verhältnis zu deinen Eltern, Lottchen, blieb ein gespanntes, ja feindseliges, obgleich ich versuchte, mich ihnen zu nähern, und selbst Demütigungen nicht scheute; meinen Robert aber hatten sie mir genommen, er solle mit Gerhard und Joachim erzogen werden. Mir ward diese Wohnung angewiesen, und eines Tages kam mein Bruder zu mir, das einzigemal in den vielen Jahren, um mir zu sagen, daß er das einst von meinem Manne verschmähte Kapital für mich und meinen Sohn verzinsen wolle, daß ich aber versprechen müsse, mich nicht in die Erziehungsangelegenheiten meines Kindes zu mischen, da er bezweifle, daß ich diese zu leiten verstehe.

„Was sollte ich thun? Mir blieb keine Wahl! Hinaus gehen aus dem Hause, das mir wenigstens ein Dach über dem Haupte bot, mit meinem Knaben, das durfte ich nicht, denn ich hätte nicht für unsern Unterhalt sorgen können; ich kränkelte damals fortwährend, und ein Wunder war es nicht. So lebte ich denn ein Leben hin, düster und einsam, jeden Lichtschimmers entbehrend, denn auch mein einziges Glück, mein Kind, drohte mir verloren zu gehen. Wenn ich die jubelnden Kinderstimmen hörte, die von dem verlassenen Korridor zu mir heraufschallten, dann klopfte mein Herz in Erwartung und fieberhafter Aufregung, aber wie hundertmal wartete ich vergebens. Tagelang sah ich ihn nicht, und wenn einmal draußen zögernde Schritte erklangen und ich vor Freude zitternd durchs Zimmer lief, um die Thür zu öffnen, dann stand mein kleiner Sohn scheu und fast trotzig vor mir und ließ sich meine Liebkosungen nur mit sichtlichem Wider-

streben gefallen. Das war mein frischer, herziger Junge nicht mehr, der einst mit so stürmischer Zärtlichkeit an meinem Halse gehangen!

„‚Robert!‘ bat ich mitunter, fast auf den Knieen vor dem Jungen liegend, ‚hast du denn deine Mama gar nicht mehr lieb? Hast du denn vergessen, wie schön es war, wenn wir abends in den Wald gingen, dem Papa entgegen, und wir sahen Rehe, und ich flocht dir einen Kranz für deinen Hut? Sag doch, besinnst du dich nicht mehr darauf?‘ Dann nickte er wohl und einen Augenblick flog ein freundlicher Schimmer über sein trotziges Gesichtchen. ‚Aber hier ist's doch besser,‘ antwortete er gewöhnlich. Ich bat ihn, er möge doch bald wiederkommen; ich begann, ihm von seinem Vater zu erzählen, wie gut und wie brav er gewesen — er hörte kaum auf das, was ich sagte, und trippelte vor Ungeduld von einer Stelle zur andern. ‚Aber, Robert!‘ rief ich fast verzweifelt, ‚hast du denn gar kein Mitleid mit mir, daß ich immer so allein sein muß?‘ Dann sah er mir mit einem kindisch gleichgültigen Blick in die Augen und schüttelte trotzig den Krauskopf, und wenn ich weinte, so lief er eilends davon und kam erst dann einmal wieder, wenn ich, es vor Weh und Sehnsucht nicht mehr aushaltend, Gottlieb absandte, und es ihm gelang, den Jungen durch allerlei kleine Künste und Versprechungen zu mir zu locken.

„Was habe ich damals für Zeiten durchlebt in der Angst um die Entwickelung und den Charakter meines Kindes, und doch nicht helfen zu können! Dazu hörte ich über ihn klagen, als einen zänkischen herrschsüchtigen Buben, und Joachims zeterndes Geschrei bewies mir oft genug, daß sich die beiden so feindlich gesinnten Jungen rauften. Eines Tages hörte ich auch wieder vom Vorsaal des Aebtissinnenhauses das laute Wehgeschrei Joachims und Roberts zornige Ausrufe: ‚Abscheulicher Junge du! Wart, ich will dir heimkommen!‘ drangen deutlich bis hierher in mein stilles Zimmer. Zuerst blieb ich ruhig sitzen, dann als der Tumult größer wurde, ließ ich meine Arbeit liegen und flog den Korridor entlang; auf den Stufen, die dort unten den langen Gang abschließen, lagen die beiden Knaben im wütendsten



Ringen, und das Wachtelhündchen Gerhards saß mit emporgehobener Vorderpfote daneben und heulte jämmerlich; Robert aber war mit Fäusten und Tritten über den brüllenden Joachim her und verbläute ihn weidlich. Ich zog den kleinen Wüterich zu-

rück, da stieß er wild um sich und mit zornrotem Gesicht wandte er sich zu mir. ‚Er hat den Hund gequält!‘ schrie er wütend. ‚Ich muß ihn prügeln, den schwarzen Duckmäuser!‘ Es war vergeblich, ihn zu halten; da trat aus dem Bibliothekzimmer deine Mutter heraus, Charlotte, und wir standen uns plötzlich gegenüber, das erstemal seit meiner Flucht, aber auch das letztemal; selbst nicht am Sarge deines Vaters haben wir uns die Hände gereicht. Wir starrten uns beide voll Schrecken an, über ihr einst so blühendes Gesicht waren die wenigen Jahre nicht schonungsvoll dahingezogen, und sie erkannte mich wohl auch kaum, denn aus mir war ein frühzeitig verblühtes, arg vergrämtes Weib geworden; mein Spiegel sagte es mir alle Tage. So standen wir uns gegenüber, in dem dämmerigen Vorsaal, und zwischen uns rangen die Kinder, jetzt aber in stummer Wut.

„Dann kam Leben in die Gestalt deiner Mutter; sie riß jäh meinen Knaben empor und erhob ihre Hand zum Schlage, er sah trotzig zu ihr auf; da stieß sie ihn hastig zurück und rüttelte wild ihr eigen Fleisch und Blut, alles lautlos mit festgeschlossenen Lippen. Ich griff nun auch nach meinem Kinde und zog es zu mir, es strafend anzusehen, aber im Nu hatte sich der Junge losgerissen, und die Arme um deine Mutter schlingend, barg er den Kopf in ihren Kleidern —.

„Da stand ich, entsetzt und ratlos! Ueber das Gesicht meiner Schwägerin flog ein Lächeln, das ging mir durch und durch. Es war nicht schadenfroh — o nein, es war ein beglücktes Lächeln, das ihr kaltes Gesicht wunderbar verschönte —. Ich aber wandte mich und schritt in mein Zimmer, und dort lag ich elender wie ich je gewesen; meines Kindes Herz glaubte ich verloren!

„Und so lebte ich lange, lange fort, an nichts mehr Freude habend, an nichts mehr einen Halt. Die Kinder wuchsen empor, du wurdest geboren, Lottchen; Gerhard und Robert bezogen das Gymnasium in B. und nur selten kam eine Nachricht von ihm; Joachim war im Kadettencorps, und verbrachten sie die Ferien hier, dann brach der alte Haß zwischen den beiden aufs neue hervor.

„In jener Zeit habe ich mir den Namen ‚Katzentante‘

erworben, du wolltest es ja so gern wissen, Lena. Ich war gerade an einem Tage, dem Todestage meines Mannes, so recht zum Bewußtsein meines unglücklichen Lebens gekommen; in meiner Verzweiflung hatte ich mich hinausgeflüchtet ins Freie und saß am Waldesrand; ich fragte unzähligemal, warum ließ der Herr mir all das Leid geschehen? In meiner damaligen Gemütsstimmung quälten mich böse Zweifel an einen guten und gerechten Gott, ja überhaupt an der Existenz eines Gottes, ich war recht schlecht geworden in meinem Jammer. Ich fürchtete mich vor mir selbst und hatte doch nicht die Macht, anders zu denken und besser; mein Geist war wie gelähmt, nur meinen Schmerz fühlte ich noch, meine Verlassenheit, und da — es klingt lächerlich heute, und noch danke ich dem lieben Gott so innig —, wie ich so dasaß und in die grünen Zweige schaute mit brennenden Augen und an den Mann dachte, den nun der Tod, an das heißgeliebte Kind, das das Leben mir genommen, und wie ich so mutterseelenallein sei auf der weiten, weiten Welt, da griff etwas an meinem Kleid und krallte sich empor, und als ich erschrocken niedersehe, da sitzt mir ein kleines, weißes, hungermageres Kätzchen auf dem Schoß, sieht mich mit seinen klugen Augen an und sagt kläglich: Miau! Und dann fängt es an zu spielen mit den Fransen meines Tuches, so anmutig und zierlich, daß ich einen Augenblick im Zuschauen alles vergaß, was mich bedrückte. Ich nahm es in meine Hände und streichelte es, und eine schier kindische Freude, wie ich sie gar nicht beschreiben kann, kam über mich bei dem Spiele mit dem Tierchen. Ich erdrückte es beinahe in meiner Zärtlichkeit, und daß es sich nicht vor mir fürchtete, nicht davonlief, rührte mich tief. Freilich, als ich mich zu Hause mit ihm satt gespielt hatte und es nun im Fenster saß und sich zierlich putzte, da trieb mir das Bewußtsein, daß ein unvernünftiges Tier mein ganzes Glück und Freude ausmache, und wie arm ich doch sei, die bitteren Thränen in die Augen; und doch, mir war das zutrauliche Tierchen so lieb wie eine Freundin. — Seht, das alles sind die Nachkommen von ihr, nicht wahr, Minka? O, gelt, wir beide verstehen uns?“ sprach sie schmeichelnd zu der Katze, die längst wieder auf der Lehne ihres Stuhles saß.

„Es hat alles ein Ende in dieser Welt, Kinder," fuhr sie dann fort, als Charlotte still weinte und ich mir vornahm, die Katzen noch viel besser zu behandeln als bisher, „auch jene schreckliche Zeit; ich habe meinen Jungen wiedergefunden, mit Leib und Seele ist er wieder mein Kind geworden; Gott sei gelobt, der mein heißes Flehen erhört hat. Das liegt alles hinter uns, weit, weit; und heute abend tausche ich mit keinem König in der Welt!"

„Nicht wahr, Tantchen?" fragte Charlotte leise. „Damals, als Robert so schwer am Typhus erkrankte, da —"

„Da hat er seine Mutter erkennen gelernt, Lottchen, ja; aber ich mußte doch erst kämpfen um ihn, denn deine Mutter wollte ihn pflegen; man hatte ihn bereits in ein Zimmer drüben gebracht, und wenn nicht der alte, verständige Arzt ein Machtwort sprach — — aber lassen wir das; der Tag, als er zuerst wieder Mutter, liebe Mutter! sagte, und heute, das sind gesegnete Tage!"

Charlottes leises Weinen war verstummt. „Mama wollte ihn pflegen?" fragte sie ungläubig. „O, liebe Tante, da irrst du dich, sie hat solche Angst vor ansteckenden Krankheiten."

„Ich irre mich nicht, Kind," erwiderte Tante Edith bestimmt und fest.

„Aber ich verstehe nicht," fragte Charlotte fast aufgeregt, „du sagtest doch vorhin, sie habe ihn damals nicht geschlagen, und jetzt, sie habe ihn pflegen wollen, und ich weiß doch bestimmt, daß Mama Robert nicht — —"

„Siehst du? Da hast du nun das ganze Köpfchen voller Zweifel," unterbrach die Tante. „Du weißt, daß deine Mama Robert kalt, fast schroff behandelt, daß sie kaum Notiz von ihm nimmt, ja, noch mehr, daß sie es gar nicht gern hat, wenn er hier ist. Und nun erzähle ich dir, daß sie ihn pflegen wollte? Das paßt nicht zusammen, gelt? Laß nur gut sein, Charlotte, und denke nicht darüber nach, es würde nichts nützen, denn es ist eins der Rätsel, wie sie oftmals im Frauenherzen wohnen — wer ergründet sie?"

Charlotte schwieg; es war still geworden in dem Zimmer;

einförmig tickte die Uhr und in der Asche des Kamins erglühten die letzten Kohlen; gleich feurigen Augen funkelten sie und warfen eine leise Helle in ihren nächsten Umkreis, und in diesem ungewissen Schimmer sah ich, wie sich Charlottes Kopf plötzlich von Tantes Schoß emporrichtete und sich nach dem Fenster wandte, als lausche sie; dann beugte sie sich zu Tante Edith herüber, ich hörte einen Kuß und ein zärtliches „gute Nacht“, und im nächsten Moment fiel die Zimmerthür hinter ihr ins Schloß.

„Charlotte! Charlotte!“ rief die Tante ihr nach, aber sie hörte nicht mehr. „Was hatte das wunderliche Kind nur?“ fragte sie leise. Wieder wurde es still, und ich sah im Geiste noch einmal alle jene Bilder an mir vorüberziehen, welche die Tante soeben mit wenigen Strichen gezeichnet hatte. Arme, arme Tante! dachte ich, während meine Hände ganz gedankenlos Reisig auf die verglühenden Kohlen legten; dann schmiegte ich mich an Tantes Kniee. Ihre Finger glitten leise durch mein Haar und strichen über mein Gesicht, ich hielt sie fest und wollte sie küssen — da flog die Thür auf und eine kräftige Männerstimme scholl ins Zimmer: „Guten Abend, mein gutes, mein geliebtes Mütterchen!“ Im Augenblick war ich auf den Füßen und an meiner Stelle kniete jemand, den ich nicht zu erkennen vermochte. „Robert! Robert! Da bist du schon?“ rief sie. „Mein Junge! Mein alter, goldener, einziger!“

Scheu wollte ich mich zurückziehen, um das Wiedersehen nicht zu stören zwischen Mutter und Sohn, da loderte das dürre Reisig im Kamin hell auf und die spielenden Flammen zeigten mir einen großen bildschönen Mann mit krausen, dunklen Haaren, dessen Augen freudestrahlend auf Tantes Gesicht ruhten; er war aufgestanden und hielt sie nun in seinen Armen. Ich war mitten im Zimmer stehen geblieben und meine Blicke hingen wie gebannt an seiner stattlichen Erscheinung, denn — dort am obersten Knopf seines grünen Jägerrockes, da schwebte wie verloren an einem einzigen Fädchen eine blaßblaue Schleife, die doch ganz gewiß nicht dahin gehörte, und diese Schleife — ja, die hatte noch vor einem ganz kleinen Weilchen in Charlottes blondem Haar gesessen — war ich denn nur verzaubert?



Leise schlich ich mich hinweg, noch immer ganz bestürzt über das, was ich da im flackernden Kaminfeuer gesehen. Auf einmal aber war es mir, als ob jemand mir leise ins Ohr sang:

Mein Schatz, der ist ein Jäger,
Ich lieb' ihn tausendmal.

„O, Lena, du dummes Ding!“ flüsterte ich halblaut, „was hast du denn bis jetzt von Liebe gewußt?“ Ich preßte die Hände vor meine Augen; es war mir, als habe sich ein Vorhang, von dessen Dasein ich bis jetzt keine Ahnung gehabt, ein klein wenig gehoben und ich habe da etwas Wundervolles, Köstliches gesehen, als sei ein Rosenduft hervorgequollen, den ich wirklich zu spüren meinte. Ich weiß nicht, wie es kam, aber plötzlich stürzten mir brennende Thränen aus den Augen und ein nie gekanntes, heißes Neidgefühl stieg in mir auf. — O, du glückliche Charlotte!

Als ich im Laufe des Abends mit Tante und meinem neuen Vetter bei Tische saß und seine freundlichen Worte in mein Ohr klangen — wir hatten merkwürdig rasch Freundschaft miteinander geschlossen —, da streiften meine Augen flüchtig den obersten Knopf seines Rockes, aber die Stelle war leer. Und als Tante von Charlotte anfing zu plaudern und bedauerte, daß er nicht ein paar Minuten früher gekommen sei, weil er sie dann noch getroffen haben würde, da wurde er rot und schwieg. O, Vetter Robert, wenn du wüßtest, was ich gemerkt habe!

„Mutter,“ fragte Robert plötzlich, und seine gebräunte kräftige Hand legte sich auf die kinderkleine meiner Tante, „wohnt Joachim drüben in der Villa oder hier?“

„Hier, soviel ich weiß,“ erwiderte Tante Edith und sah mit einem beinahe ängstlichen Gesichtsausdruck ihren Sohn an.

„Ich wollte, er wäre drüben geblieben,“ sagte dieser, und auf seiner Stirn zog sich eine tiefe Falte.

„Nicht wahr, Robert,“ bat Tante flehentlich, „du wirst — —“

„Ich gehe ihm aus dem Wege, Mutter, ich habe ja gar nichts mit ihm zu thun; mich dauert nur Gerhard. Der junge Herr sitzt diesmal so gründlich in der Patsche, daß an ein Herauskommen kaum zu denken sein wird, trotzdem Ferra verzweifelte Anstrengungen macht, ihn unter die Haube zu bringen. Er ist ein ganz leichtsinniger Patron geworden, der schöne Joachim.“

„Ach, mein Gott, der arme Gerhard!“ seufzte Tante Edith.

Robert zuckte die Schultern. „Nur Tante Therese hält ihm noch die Stange und Ferra, sonst wäre er wohl längst drüben. Er ist niemand mehr schuldig als Herrn Jedermann, wie der alte Gottlieb sagen würde. Aber lassen wir ihn, das sind unerquickliche Geschichten. Wann besuchst du mich denn einmal, Mutter?“ setzte er fragend hinzu und sah liebevoll in die Augen der alten Dame. „Fölkerode läßt dich grüßen, und du möchtest nur kommen, das alte Haus kennt dich noch gar so gut.“

8.

An Schlafen war kaum zu denken in jener Nacht. Es war ein Lärmen in dem alten Hause, daß man meinen konnte, die ganze wilde Jagd sei von den nahen Harzbergen herübergekommen und stürme durch die hallenden Korridore. Thüren wurden zugeschlagen, Befehle erteilt und so laute Gespräche geführt, daß es fast schien, als stritten sie sich draußen auf Tod und Leben. Geschäftige Dienerfüße eilten hin und her, Gepäckstücke wurden heraufgeschleppt, und über alle andern Stimmen tönte befehlshaberisch und laut eine etwas heisere Männerstimme. Auch Gerhards tiefes, klares Organ meinte ich zu hören, obgleich nur in gedämpftem Tone. Einzelne Ausrufe wie: „Famose Besitzung! Enorme Bäume! Donnerwetter, eine kapitale Bestie! Kusch! Wie wär's noch mit einem Skat?“ bestätigten, daß Joachim und seine Gäste ihren Einzug gehalten. Selbst als die Herren aus dem Korridor in ihr Zimmer gegangen waren, drang mitunter noch lautes Gelächter und Sprechen zu uns herüber.

Auch im Wohnzimmer saßen Tante und Robert noch miteinander auf dem Sofa; ich hatte mich früh zurückgezogen, sie mochten sich so viel zu erzählen haben; erst spät hörte ich sie ihr Lager aufsuchen. Verworrene Träume, aus denen ich oft aufschreckte, wiegten mich für ein paar kurze Stunden ein, und in diesen Träumen sah ich ein kleines Wesen im bräutlichen Schleier durch den langen, dämmerigen Korridor schreiten; sie trug wunderbarerweise einen brennendroten Malvenkranz, der unter dem Schleier hervorlugte, und als Brautgeleite wanderten Tantes Katzen paarweise hinterher. Dort unten an den Stufen aber stand Tante Therese aus der Villa, und auf ihren strengen Zügen

lag ein wundersam freundliches Lächeln. „Da kommt auch Robert mit Charlotte," sagte sie, und als ich mich umwandte, sie zu sehen, da erwachte ich.

Am andern Morgen war mir noch ganz wirr im Kopfe von der unruhigen Nacht; Tante Ediths Gesicht aber strahlte förmlich von innerer Glückseligkeit. „Sie sind schon längst fort; hast du nicht gehört, Lena, wie die lärmende Gesellschaft aufbrach? Herrgott, was war das für ein Spektakel, ich habe diese Nacht kein Auge zugethan."

Dann kam Charlotte, und wie sie in dem alten, hohen Zimmer stand in ihrem einfachen, dunkelgrünen Wollkleide, das sich mit weichen Falten an die schlanke Gestalt schmiegte, die prachtvollen blonden Haare in dicken Flechten an den Hinterkopf geschlungen und geschmückt mit einer tiefroten Rose, da erschien sie mir so anders als sonst, viel, viel reizender noch; der Uebermut, der stets auf dem rosigen Gesichtchen lag, war einem weichen, glücklichen Ausdruck gewichen, der dem ganzen Wesen etwas echt Weibliches verlieh und dessen Zauber sie auch heute noch umgibt. Sinnend schaute sie vor sich hin, dann und wann flog ein schalkhaftes Lächeln um den frischen Mund, und zwar jedesmal, wenn ihre Blicke auf Roberts Bild fielen, welches über Tantes Nähtisch hing.

„Um drei Uhr kommen sie zurück, Tantchen, um halb vier Uhr ist das Diner bestellt. Laß sehen, was ist jetzt die Uhr?" unterbrach sie Tantes Bedauern, daß sie gestern nicht noch ein klein wenig verweilt sei, Robert wäre ein paar Minuten nach ihr gekommen.

„Weißt du, Tantchen, daß ich noch die halbe Nacht wach gelegen habe?" sagte sie ausweichend; „deine Erzählung hat mich so gepackt, daß an Schlaf gar nicht zu denken war, du armes, armes Tantchen, was hast du alles erdulden müssen; aber nun ist's vorbei, jetzt kommen die schönen Tage, und wunderschön sollen sie werden, das wirst du erleben."

„Ja, Kindchen, ja, wie der liebe Gott will," erwiderte Tante Edith, die einen Jagdrock ihres Sohnes auf dem Schoße hatte und eifrig die Knöpfe nachnähte.

„Er wird schon wollen, Tante,“ nickte Charlotte zuversichtlich, und aus dem reizenden Gesicht sprach ein unerschütterliches Vertrauen. Dann ging sie im Zimmer umher und die kleine Nase schien aufmerksam die Luft zu prüfen. „Ha, ha, man merkt's,“ sagte sie, „hier ist Tabak geraucht worden; also die Untugend hat er sich auch bereits angewöhnt? Nun, das werde ich — —“ sie unterbrach sich und wandte ihr errötendes Gesicht nach einer andern Seite, „ich meine, ein Jägersmann wird wohl rauchen müssen,“ setzte sie dann hinzu. „Was meinst du, Lena,“ fragte sie, noch immer abgewandt, „wollen wir nicht einmal in den Klostergarten gehen? Ich war ewig lange nicht bei deiner alten Frau Aebtissin, und Tante hat noch so vieles hier zu besorgen, daß — —“

„Ja, geht nur, Kinder, geht nur; wie ist es denn, Lottchen, speist ihr mit den Herren?“

„Nein, Tante, Mama klagt über Kopfweh, und Ferra — hat noch immer ihre offizielle Migräne. In Wahrheit, es gab Unannehmlichkeiten wegen Joachim und die Verstimmung ist groß — brr!“ Sie schüttelte sich. „In der Villa ist es, als sollten alle Wände auf einen herabfallen; selbst der Kleine schreit heute unaufhörlich und ist so eigensinnig, daß kein Mensch etwas mit ihm anstellen kann. Gerhard sieht recht bekümmert aus, Joachim hingegen — —. Weißt du, was Papa immer sagte, Tantchen? Hundert Stunden Kummer bezahlen keinen Pfennig Schulden. Dieses Sprichwort scheint Joachim sich gemerkt zu haben, denn er ist, trotzdem er so gründlich in der Patsche sitzt, höchst vergnügt. — Komm, Lena, ich will heute einmal nicht daran denken,“ setzte sie hinzu.

Wir gingen denn auch im nächsten Augenblick schon den Korridor entlang, schlüpften die Treppe hinunter und gelangten in den Klostergarten, der heute doppelt trostlos und verlassen aussah unter dem grauen Herbsthimmel, mit den halb entlaubten Sträuchern und den ungeharkten Wegen, auf denen die welken Blätter wer weiß wie hoch lagen. Ein feiner Nebel hing in den höchsten Wipfeln der Bäume, die Luft war erdrückend schwer, und von weit her drang dann und wann der Knall eines Flintenschusses herüber.

Charlotte schritt unaufhörlich in den Gartenwegen umher, das alte Grab wurde gar nicht aufgesucht, sie ging in tiefen Gedanken. „Es könnte alles so schön sein in der Welt, und es ist doch immer ein Wenn und ein Aber dabei," sagte sie halblaut, „immer etwas, das wie ein Schreckgespenst hinter uns steht und sagt: freue dich nur nicht zu sehr, ich bin auch noch da!" Dann sah sie wieder nach ihrer Uhr und endlich setzte sie sich auf eine kleine Bank, zog mich neben sich und schwieg beharrlich.

„Bleib doch nur bei mir, Lena," bat sie, als ich einmal aufstand, um mir ein paar Astern zu pflücken, die zwischen hohen Nesseln kümmerlich erblüht waren und wie um Erlösung bittend herüberblickten. „Bitte, bleib doch, ich muß heute jemand neben mir haben, heute, ich fürchte mich sonst vor mir selbst." Ich blieb gehorsam sitzen und wickelte mich in mein Tuch, denn es war recht naßkalt.

Endlich erhob sich Charlotte und hatte es nun plötzlich schrecklich eilig; ihr Gesicht war aufgehellt und sie fing wieder leise an zu singen im Weiterschreiten. „Man ist doch eigentlich recht albern, sich um Dinge zu grämen, die vielleicht sein könnten," unterbrach sie sich. „Komm her, Schatz, du sollst einen Kuß haben, weil du mir so prächtig Gesellschaft geleistet hast," sagte sie munter und führte ihr Versprechen aus.

Auf der dämmerigen Treppe stand sie plötzlich still, dann flog sie doppelt rasch die Stufen hinan und lehnte sich schwer atmend an das plumpe Geländer. Ich sah, wie sie bleich wurde und ein Zittern durch ihre ganze Gestalt ging. Da scholl eine Männerstimme zu uns herüber, sie sprach ruhig und ernst, wie etwa ein Vater zu seinem Kinde redet; unsere Blicke folgten der Richtung des Schalles und blieben an einer bis auf einen schmalen Spalt geschlossenen Thür hängen, einer jener dunklen, stets geschlossenen Thüren des Aebtissinnenhauses.

„Gerhard!" flüsterte Charlotte. „Sie sind in der Bibliothek."

„Und wenn du mir tausendmal Besserung gelobst, Joachim, und wenn du mir selbst dein Ehrenwort gibst, ich glaube dir nicht mehr, du hast mein Vertrauen verscherzt; in meinen Augen



besitzest du nicht mehr das Recht, von Ehre zu sprechen, denn du hast sie verloren, seitdem du — doch sprechen wir nicht mehr davon."

Charlotte war an dem Pfeiler in die Kniee geglitten und ihr Gesicht totenbleich geworden; sie saß zusammengekauert und mit geschlossenen Augen, als drohe ihr ein furchtbarer Schlag

dem sie nicht mehr ausweichen konnte. Auch mir stockte der Atem und ich drängte mich zitternd an das Geländer der Treppe; es mußte ja etwas Schreckliches kommen nach jenen Worten.

Allein es blieb still, man hätte eine Feder zu Boden fallen hören.

„Trotzdem," begann Gerhard wieder, „will ich das Mögliche thun, um dir vor den Augen der Welt wenigstens den Schein der Ehrenhaftigkeit zu erhalten; — nicht um deinetwillen, nein, ich habe kein Mitleid mit dir, sondern um des guten, alten Namens willen, den unser Vater uns hinterlassen hat, der sich im Grabe umwenden müßte, könnte er sehen, was aus seinem Sohne geworden ist, begehe ich die an sich unsinnige Handlung, 13000 Thaler sogenannter Ehrenschulden zu bezahlen. Als ich gestern erfuhr, auf welche Weise du verstanden hast, deinen Kredit zu verlängern, da hätte ich mir am liebsten eine Kugel vor den Kopf gejagt, obwohl dies am ehesten deine Sache gewesen wäre; ich habe mich immer gefragt, wie es möglich war, so etwas an dir und mir zu begehen, und keine Antwort darauf gefunden. — Ich werde Sorge tragen, daß niemand außer uns beiden von jener Sache etwas erfährt, das Interesse der Familie erfordert es. Aber eins noch: Du hast jetzt ein Vermögen von circa 20000 Thaler verbraucht, außerdem habe ich während deiner kurzen Laufbahn als Offizier ohne die jetzige Summe wenigstens noch 10000 Thaler Schulden für dich bezahlt. Nun ist es das letzte gewesen, denn ich kann mich nicht für dich ruinieren; Ferra besitzt ebenfalls so gut wie nichts mehr von ihrem Vermögen, und ihr luxuriöser Witwenstand, sowie die Erziehung ihres Kindes liegen ebenfalls auf meinen Schultern; auch hier muß ich Einschränkungen machen. Also noch einmal: dieses Geld ist das letzte gewesen, was du von mir erhältst, sei so gut, dich danach zu richten. Das ist alles, was ich dir zu sagen habe, im übrigen weißt du, wie wir stehen, wir sind — —"

„Um Gottes willen, komm!" flüsterte Charlotte, sich erhebend und die Treppe eilig hinunterschlüpfend. Ich wollte ihr folgen, sank aber vor Schreck zusammen, denn ein sporenklirrender Tritt erscholl und ein junger Mann schritt, glücklicher-

weise ohne mich zu bemerken, unfern an mir vorüber. Es war eine schlanke elegante Figur in dem etwas chiffonnierten Jägerkostüm des heutigen Tages; er hieb pfeifend mit einer kleinen Reitgerte durch die Luft, und sein schönes Gesicht, welches Ferra merkwürdig ähnlich war, trug den Ausdruck einer tiefen, ärgerlichen Verstimmung. Er murmelte leise einen Fluch, blieb vor den Stufen stehen, die zu dem Korridor emporführten, und drehte nachdenklich an den Spitzen seines wohl gepflegten Schnurrbärtchens, dann fing er an leise zu pfeifen und schritt weiter.

Sobald er außer Hörweite war, schlich ich mich die Treppe hinunter und fand Charlotte auf einer der steinernen Bänke im Kreuzgange sitzen; sie hatte geweint, und noch hingen große Tropfen an den langen Wimpern. „Magdalene,“ sagte sie und sah mich an, „nicht wahr, was wir da hörten, das bleibt unter uns? Immer, immer? Versprich mir das!“

„Ja, Lottchen!“ antwortete ich.

„Weil er doch mein Bruder ist,“ sagte sie leise, und fing aufs neue an, bitterlich zu weinen.

Ich setzte mich zu ihr, streichelte und küßte sie und wollte so gern trösten, hätte ich nur gewußt, womit. „Weißt du, was er gethan hat?“ fragte ich dann.

Sie schüttelte den Kopf. „Ich kann es mir nur denken, es müssen Wechsel — o, laß nur, ich mag es gar nicht aussprechen! Mir thut Gerhard so unendlich leid —“ Und wieder senkte sie den Kopf und weinte.

Erst als es fast ganz dämmerig geworden, gingen wir hinauf zu Tante Edith; es war totenstill hier oben in dem alten Hause, nur von unten scholl mitunter der Lärm einer animierten Tischgesellschaft herauf; man speiste in dem alten riesengroßen Saale zu ebener Erde, der gerade unter den Räumen lag, die Tante Edith bewohnte, und in der gewölbten Küche wurden heute die Braten am Spieße gewendet.

Robert war in der Zwischenzeit bei seiner Mutter gewesen und hatte, wie diese sagte, lange auf die Cousine gewartet; er sei gewiß als letzter an der Tafel erschienen; und Joachim habe sogar einen halben Augenblick zu ihr hineingesehen, um sich pflicht-

schuldigst zu erkundigen, wie es ihr gehe. „Er ist noch immer derselbe,“ fuhr sie fort; „bildhübsch, sorglos und ein bissel leichtsinnig, mit einem Worte: der tolle Demphoff. Bin doch neugierig, wann er ausgerast hat!“

Charlotte antwortete nicht; ich erfaßte heimlich ihre Hände. Ach ja, da sah nun alles so glänzend aus da drüben in der prächtigen Villa, und auch dort saß die Sorge in irgend einem Winkel und sah mit großen, lauernden Augen um sich und ängstigte mit ihrer Gegenwart alle, die unter jenem Dache wohnten. — „Armer Gerhard — was mag er für Kummer haben!“ flüsterte Charlotte.

So kam nun der Abend heran, und als Tante Edith Licht anzündete, schlich ich mich hinaus; ich wußte, Gottlieb saß in unserer Küche, und es gehörte zu meinen größten Freuden, mit dem alten Manne ein wenig zu plaudern; er besaß einen unerschöpflichen Vorrat von Sagen und Erzählungen seiner Heimat; vom nächtlichen Tanze auf dem Blocksberge bis zur unheimlichen Gestalt des wilden Jägers und dem Riesen Bodo, der die schöne Königstochter verfolgte, hatte er unermüdlich Georg und mir erzählt. Heute abend indes war es nicht die Lust, Märchen zu hören, die mich hinausführte, mich hatte eine Angst, eine Unruhe erfaßt, die mich hinaustrieb, um nur etwas anderes zu sehen, als Charlottes so tieftrauriges Gesicht.

Tantes Küche war eigentlich eine Stube, in der ein hübscher, kleiner Kochherd stand und spiegelblankes Kupfer- und Messinggeschirr an den Wänden hing; ein sauberer Tisch und ein Geschirrschrank standen an der großblumigen Tapete, und eine ehrwürdige Schwarzwälder mit blitzenden Messinggewichten tickte an der Wand. Zwischen Herd und Küchentisch aber pflegte Jette zu sitzen und zu spinnen, und es gab kein anmutigeres Bild, als die schmucke, rotwangige Enkelin Gottliebs in ihrer sauber aufgeräumten Küche. Heute abend war sie jedoch nicht da, sie trug eine Suppe für irgend einen von Tantes zahlreichen Kranken fort; dafür saß richtig Gottlieb an ihrem Platze und schnitzelte an einem Quirl, denn darin hatte er eine ganz besondere Geschicklichkeit. Er stand ehrerbietig auf, als ich hinein-



trat, und nachdem ich mich an den Herd gesetzt hatte, fuhr er fort und begann, ohne sich bitten zu lassen, auch gleich zu erzählen.

„Da, weiter westlich, in die Berge hinein, da fließt ein kleines Wasser durch das Thal, das heißt die Selke; es ist ein gar schöner Weg, den sie zu machen hat, immer an den Wiesen

entlang und zu beiden Seiten hohe Berge. Und von dem einen schaut Burg Falkenstein gar trotzig herab und spiegelt seine Türme und Zinnen tief unten in dem Flüßlein.

„Gegenüber von der Burg da liegt ein Berg, der heißet der Tidian; und wenn ich hätte, was dort verborgen ist, da wär' ich reicher als unser König, und das will was heißen! Aber keiner weiß, auf welcher Stelle der Schatz liegt und wie er zu heben ist.

„Vor vielen hundert Jahren da kommt einmal ein Ritter von Falkenstein in die nächste Stadt in einen Goldschmiedladen und begehrt Frauenschmuck zu sehen, denn er wollte für seine Gemahlin ein golden Kettlein um den Hals oder etwa eine Armspange kaufen, wie sie die Frauen lieben. Aber keins war ihm schön genug. Da brachte der Goldschmied ein paar funkelnde Körnlein in der Hand getragen und sagte: ‚Hochedler Herr Ritter, so Euch das Gold nicht fein genug dünket, so schmiede ich Euch ein Kettlein von diesem hier, und reineres findet Ihr nicht landaus landein.‘ — Da gleißeten die Körnlein dem Ritter blendend in die Augen und er fragte: ‚Wo habt Ihr so köstliches Gold her?‘

„‚Das bringt mir ein alter Schäfer, der in Euer Wohledlen Diensten steht,‘ antwortete jener. Da warf der Ritter sich aufs Roß und ritt eilends heim und ließ den Schäfer zu sich kommen. Aber der wurde bleich und wollte nicht sagen, woher er das Gold habe; und alles Dräuen half nichts, selbst wochenlanges Einsperren vermochte nicht, dem Alten sein Geheimnis zu entlocken. Da — —“

Aber ich hörte schon nicht mehr, denn draußen auf dem Korridor erschallte plötzlich eine heftig redende Männerstimme, beinahe überlaut und heiser klang sie vom Zorn und Wein. Die Hände des alten Mannes sanken herab, er sprang jäh empor, und sein ehrliches runzelvolles Gesicht sah mit dem Ausdruck lebhafter Aengstlichkeit nach der Thür.

„Ich kenne dich ja!“ rief dieselbe Stimme draußen, „oder meinst du, ich hätte vergessen, wie du schon als Bengel mir immer heimlich was auszuwischen suchtest, wo du nur konntest?“

„Ich bitte dich, Joachim," tönte jetzt Roberts tiefes, ruhiges Organ, „du bist erregt und gereizt; ich versichere dich, daß ich mit Gerhard nicht ein Wort über deine Angelegenheiten sprach. Laß die dummen Kindergeschichten, ich habe es nie böse gemeint — wir sind Männer geworden."

Ein höhnisches Auflachen war die Antwort.

„Elender Bube, du!" donnerte jetzt Roberts Stimme im höchsten Zorn; wir hörten, wie hastig ein paar Schritte vorwärts gethan wurden, dann ward es still für einige Augenblicke. „Reinsberg wird das weitere mitteilen," sagte Joachim nun gelassen und jede Silbe deutlich betonend. Ein sporenklirrender Tritt verhallte, dröhnend schlug eine Thür zu, dann kein Laut, kein Ton mehr; tiefe Ruhe wieder wie zuvor. Gottlieb waren Quirl und Messer entfallen, und fast verstört stand er in der Mitte der Küche. „Ich dacht's, ich dacht's doch!" sagte er halblaut, „grad noch wie dazumal; o Herr Jesus, was soll daraus werden, und was kann man dabei thun?" Er schüttelte ratlos den Kopf, dann sah er zu mir herüber, als wollte er mich um Rat fragen; und ich wußte doch nicht einmal, was der Zank besagte, und vor allen Dingen nicht, was jene letzten Worte bedeuteten.

„Wenn's vor zwanzig Jahren wäre, so nähme ich ihn am Ohr und führte ihn zum Herrn Vater," fügte Gottlieb hinzu, „aber heut, da gibt's keinen Vater mehr, und aus dem Jungen ist ein Mann geworden. Ich kann nichts dabei thun, Fräulein, ich nicht, und wenn sie alle beide — —" Er verstummte, und wieder sah er mich fragend an; aber was die alten Augen eigentlich wollten, verstand ich nicht.

„Sie konnten sich nie vertragen, Gottlieb, nicht wahr, sie zankten sich schon als Kinder?" fragte ich, um doch etwas zu sagen.

„So ist's," nickte er, „und alter Streit ist leicht erneut. Ich gehe schon seit drei Tagen in Angst und Zittern umher, weil ich die beiden zusammen weiß; nun ist's ja so weit, wer kann wissen, wie dies endet!" Er senkte den Kopf und starrte vor sich hin.

„Ach, Gott, erbarme dich!" sprach er leise weiter, „was soll man schon noch alles erleben in dem Hause hier!"

„So sagt doch, Gottlieb, was meint Ihr denn nur?" rief ich erschreckt. „Ist's denn gar so schlimm, wenn sie sich streiten? Es ist ja alles vorbei, und sie sind ruhig auseinander gegangen —"

„Hm, ja, Kindchen, so wird das gemacht; sie werden nicht übereinander herfallen und sich die Jacke ausklopfen, wie Schulbuben — wie sagte doch Herr Joachim? ‚Reinsberg wird das weitere mitteilen.' Ja, schauen Sie, das ist's eben, Worte verlieren sie nicht mehr drum, sie nehmen ein Paar Pistolen und dann heißt's: Ich oder du! O, du gütiger Heiland!"

Ich war aufgesprungen, es schüttelte mich förmlich vor Angst. Ein Duell — das wäre entsetzlich! Blitzschnell flog mir eine Reihe furchtbarer Möglichkeiten durch den Sinn. „Tante! Charlotte!" flüsterte ich, es war zu schrecklich, es auszudenken.

„Das kann nicht sein, das ist nicht möglich, Gottlieb!" stammelte ich. „Ihr müßt Euch irren — und es darf nicht sein!" — rief ich in furchtbarer Angst. „Hört Ihr, es darf nicht sein! Ich — was kann ich denn thun, Gottlieb, nein — nein, es ist nicht wahr!" Ich hielt den Arm des Alten und schüttelte ihn mit ungestümer Angst.

„Wollte Gott, ich thät' mich irren," murmelte der alte Mann, „aber ich weiß, wie's zugeht; das, was die beiden sich gesagt, das können sie nimmer anders wett machen, und doch ist's keinen Schuß Pulver wert. — Was Sie thun können? Nichts, Kindchen, gar nichts. Beten Sie heute abend für die alte Frau da drinnen daß ihr der liebe Gott nicht alles nimmt; weiter nichts, Kindchen, weiter nichts."

„O doch, o doch!" bat ich, „ich gehe zu Robert, ich will Joachim bitten — es darf nicht sein!" rief ich verzweiflungsvoll.

„Herr Robert kann nichts dazu thun," erklärte Gottlieb kopfschüttelnd, „er ist der Geforderte, und zu Herrn Joachim — nein, Fräulein, da stellte ich mich mit ausgebreiteten Armen vor seine Thür, dem sitzt der Wein gewaltig im Kopfe, das ist nichts für ein feines, junges Mädchen."

„Lena! Lena! Wo steckst du denn?" fragte in diesem Augenblick Tante Edith, und ihr liebes Gesicht schaute um die Tapeten-

thür, welche die Küche mit ihrem Zimmer verband. „Rasch! komm, komm, ich will dir etwas zeigen, und etwas Schöneres hast du noch gar nicht gesehen!“

Sie streckte mir die Hand entgegen, fast willenlos ging ich hinüber und ließ mich von ihr fortziehen. „Nun paß auf,“ flüsterte sie in dem dunklen Zimmer, das für gewöhnlich leer stand, jetzt aber von Robert bewohnt wurde, „da drinnen in der Wohnstube, da sitzt etwas, das ist eins und doch sind's zwei, das ist zum Himmel hinauf entzückt und doch weint's große Thränen, mit einem Worte, Kindchen, es ist das Schönste, was du sehen kannst auf der Welt; betrachte dir's genau, damit du später selbst einmal weißt, wie es sich macht, und vergiß mir nicht einen hübschen Spruch in deiner Verwunderung. Gelt, Lena, du bist neugierig? Ich meine deinen Atem zu hören, so rasch geht er; so — nun hinein.“

Ich wollte rufen: „Laß mich, Tante, du arme liebe Tante!“ Aber sie hatte mich geschwind durch die hohe Thür geschoben. Ich tastete mit der Hand nach dem nächsten Stuhl; das Zimmer, die Lampe, alles drehte sich im rasenden Kreise vor meinen Augen, und nur eins erfaßten sie voll und ganz — Tante hatte recht, es war das Schönste, was man sehen konnte. Da standen eng umschlungen die zwei, die eins waren, und Charlottes feiner Kopf lag ruhig und still an der Brust des hochgewachsenen Mannes; ihre Augen blickten voll Seligkeit zu ihm hinauf, als wollten sie sagen: „Hier allein ist mein Platz.“ Sein Gesicht konnte ich nicht sehen, aber als er nun den Kopf hob und zu mir herüberblickte, da sah ich, daß seine Augen vom Weinen gerötet waren.

„Kleine Magdalene!“ rief Charlotte, „komm her und gib mir einen Kuß! Du kleine Schlaue, ich habe deinen blitzenden Augen schon längst angesehen, daß du unser Geheimnis kanntest.“ Sie küßte mich herzlich auf den Mund, und bei dieser Bewegung löste sich die eine ihrer blonden Flechten und hing schwer und schimmernd über ihre Schultern herab.

„Wie eine goldene Kette, Lottchen,“ sagte er und berührte das prächtige Haar.

„Warte!“ scherzte sie und trocknete rasch die letzte Thräne,



die noch an ihrer Wimper hing, „so soll es nun auch eine Kette für dich werden.“ Sie nahm die Flechte zurück, schlang sie um seinen Hals und faßte sie dann wieder so, daß er gleichsam gefangen war in jenen goldschimmernden Fesseln. „Nun bist du mein auf ewig, jetzt kann uns niemand mehr scheiden als der Tod — hörst du, du armer Mann? Es ist kein Entrinnen mehr möglich.“

Ich blickte ihn angstvoll an und sah, wie er erbleichte, wie er zusammenzuckte und die schlanke Gestalt jäh an sich preßte.

„Niemand mehr, Charlotte. Aber denken wir heut' abend, jetzt nicht daran. Wir leben heute, du und ich und unsere Mutter, unsere liebe, gute Mutter —“

Da machte sich Charlotte jauchzend von seinen Armen los und kniete vor dem Lehnstuhle der alten Dame nieder; sie lachte und weinte und küßte, und dazwischen plauderte sie vom grünen Wald, und daß sie dort wohnen solle, und ganz wie ihr liebes Mütterchen zu Fuß und im Brautkleide mit ihm dort einziehen wolle in das liebe einsame Jägerhaus. Und Tante saß dabei, über ihrem Gesichte lag gleich einem goldenen Schleier die selige Freude, und sie faltete die Hände um Charlottes Nacken. „Mein Töchterchen," sagte sie innig, „o, wer hätte es doch gedacht — —"

Da lief ich hinaus; ich konnte es nicht mit ansehen das Glück da drinnen, über dem eine drohende Gewitterwolke schwebte; ich warf mich auf mein Bett und weinte und betete, und die Zähne schlugen mir im Fieber zusammen, hundert unmögliche Pläne wälzten sich durch meinen Kopf, hundert Entschlüsse faßte ich und verwarf sie wieder, und im Bewußtsein meiner Schwäche und Machtlosigkeit steigerte sich die Aufregung. Ich lief noch einmal in die Küche, aber Gottlieb war gegangen; dann trieb es mich bis zu jenem Zimmer, Joachims Zimmer. Ich empfand ein Grauen vor dem schönen Manne, seinem wüsten Gebaren; er kannte mich nicht einmal, aber trotzdem hatte ich den Mut, zu ihm zu gehen. Was ich eigentlich sagen wollte? — ich wußte es selbst nicht; das Herz klopfte mir, daß ich es zu hören glaubte. Zaghaft legte sich meine Hand auf den Drücker, eine Art Schwindel ergriff mich — da wurde drinnen ein Stuhl gerückt und gleich darauf drang das laute Schmerzgeheul eines Hundes in mein Ohr, untermischt mit klatschenden Schlägen, die unbarmherzig auf das arme Tier herniedersausten. „Bestie, du verd — —!" schrie er.

Ich floh entsetzt zurück, und dicht hinter mir jagte das aus jenem Zimmer gestoßene Tier; es war ein prächtiger brauner Hühnerhund, und er drängte sich ungestüm an mir vorbei in meine Stube; ich kauerte mich im Finstern neben ihm nieder und schlang die Arme um seinen Hals, und das Tier leckte mich und winselte leise. Aus Tantes Zimmer aber scholl Charlottes klare Stimme herüber; sie lachte und scherzte und neckte



— o, ich konnte mir denken, wie hinreißend sie in ihrem Glücke war, aber ich mochte sie nicht sehen in meiner Qual.

„Mein Schatz ist ein Jäger," sang sie jetzt ihr Lieblingslied; und nun sprach sie wieder und lachte, und mitunter tönte seine tiefe Stimme dazwischen, so weich, so zärtlich. Dann vermißten sie mich, und ehe ich mich versah, stand Charlotte vor mir mit einem Lichte und fragte verwundert, was ich denn mit Joachims Lady thue?

Ich erschrak und war doch froh, daß ich sagen konnte, Joachim habe den Hund so sehr geschlagen und da sei er in mein Zimmer gekommen. Ein flüchtiger Schatten legte sich einen Moment über ihr rosiges Gesicht. „O, wie empörend!" rief sie und streichelte das Tier, dann zog sie mich aber mit hinüber ins Wohnzimmer, und Lady wurde einstweilen in Roberts Stube gesperrt, weil ein großer Kampf mit den Katzen zu entstehen drohte.

Mit aller Gewalt zwang ich mich, ruhig zu bleiben, und hörte an, wie Charlotte die lieblichsten Luftschlösser baute. Sie wollte Gerhard heute abend nichts mehr sagen von ihrem jungen Glück, „denn sonst kann er nicht schlafen" setzte sie hinzu, „und

er braucht doch den Schlaf so nötig in diesen anstrengenden Tagen. Aber morgen, wenn die Gäste fort sind, dann bereite ich ihn so ganz fein diplomatisch vor, und dann, Robert — dann kommst du herüber. O Himmel, was wird Ferra sagen?" lachte sie, „und die Mama —?"

Sie verstummte plötzlich. Robert saß neben ihr, er schien jedes Wort von den Lippen abzulesen; ihre Hand hielt er in seinen Händen und dann und wann strich er einmal leise über ihre blonden Haare, als glaube er noch immer nicht, daß das schöne Mädchen an seiner Seite wirklich und wahrhaftig ihm gehöre.

Dann pochte es an die Thür und ein Diener trat ins Zimmer. Er meldete den Herrn Premierlieutenant von Reinsberg an, welcher den Herrn Oberförster Berka zu sprechen wünsche.

Da war es; Gottlieb hatte recht gehabt. Ich starrte dem schlanken Manne nach, als er jetzt festen Schrittes in sein Zimmer ging. Es war mir, als müßte ich ihn festhalten, und unwillkürlich sprang ich auf und streckte die Hand nach ihm aus, dann sank ich, vor Aufregung am ganzen Körper bebend, wieder auf meinen Platz.

„Kind, du bist krank!" rief jetzt Charlotte. „Komm her; was du für heiße Hände hast." Und Tante Edith befahl, ich solle ins Bett gehen.

Unter allerhand munteren Scherzen und Geplauder brachten sie mich zur Ruhe, wobei Charlotte gegen mich verfuhr, als sei ich ein Baby von vier Jahren. „Nun lieg still," sagte sie dann, „jetzt kommt das Wiegenlied:

Die Liese hat 'nen Bräutigam,
Die Grete möcht' auch einen han;
Ei, Grete, da such' über Berg und Thal,
So einen wie meinen gibt's doch nur einmal!"

sang sie und lachte: „Hast schon einen besseren gesehen?"

Ich hielt mir beide Hände vor die glühende Stirn. Was mochte jetzt nur beschlossen sein zwischen Robert und Joachim?

„Laß sie nur, Lottchen," sagte Tante Edith und bog sich

liebevoll über mich, „sie ist wirklich angegriffen. Schlaf, mein Püppchen, das ist das beste; schlaf, ich komme bald einmal herüber und sehe nach, wie dir's geht.“ Und dann ward's still um mich, ich brauchte wenigstens nicht mehr zu hören, wie selig sie da drinnen waren.

Nach einiger Zeit kam Tante wieder, und als sie mich noch wachend fand, schob sie den Bettvorhang etwas zur Seite und setzte sich. „Lena, was sagst du nur eigentlich? Ich möcht' es gern wissen, denn sieh, ich bin noch so erstaunt, ich ahnte nichts von solchen Dingen, sitze da ganz still und Lottchen läßt sich von mir etwas erzählen, da stürmt der Brausekopf ins Zimmer, und eh' ich mich versehe, hat er das Kind in die Arme genommen, und da kommt es denn heraus, daß sie sich schon lange lieben, schon lange miteinander versprochen sind! Aber Lottchen war doch auch erschreckt im ersten Augenblick; man kennt ja Robert gar nicht so stürmisch. Mein Gott,“ fügte sie mit einem Seufzer hinzu, „was wird Charlottes Mutter dazu sagen?“

9.

Ich konnte nicht schlafen diese Nacht; draußen im Korridor gab es ebenfalls noch lange nicht Ruhe, und einmal hörte ich Joachims Stimme, die den Befehl gab: für morgen früh um sechs Uhr zwei Wagen im Parke an der Rotbuche bereit zu halten.

Um sechs Uhr! Daß das erste Treiben erst um acht Uhr stattfinden sollte, das wußte ich; — wollten sie denn wirklich das grausige Vorhaben ausführen, das ein Unglück über dieses Haus bringen mußte? Ich saß wieder im Bette und dachte; es war nun totenstill geworden im alten Hause, und aus dem Nebenzimmer meinte ich Tantes ruhige Atemzüge zu hören —. Sie hatte keine Ahnung von dem dunklen Schatten, der sich auf ihr Glück zu senken drohte; war es denn nicht unrecht von Robert, sehr unrecht, daß er Charlotte jetzt an sich fesselte, vor der Entscheidung? Oder wollte er einmal noch so recht von Herzen selig sein, ehe vielleicht für immer — —

Und drüben in der Villa schlief Charlotte; ich glaubte ihr Gesicht im Traume lächeln zu sehen; oder wachte sie auch? vielleicht in Angst um das Urteil der Mutter über ihre Wahl? „Wie wird's morgen hier aussehen um diese Zeit?" fragte ich mich. Und ruhelos warf ich mich auf dem Lager umher, und der grauende Tag fand mich noch schlaflos, mich mit Gedanken zermarternd.

Da auf einmal wurde es klar in mir; warum mochte ich nur auch nicht früher daran denken? Gerhard mußte Rat wissen! Gerhard allein konnte helfen! Ich schlich mich auf Strümpfen bis an Tantes Bett, dort stand eine kleine Uhr, die ganze Nacht

hatte ich ihr hastiges Ticken gehört; sie zeigte zehn Minuten vor halb sechs Uhr. Ich sah einen Augenblick in Tantes liebes Gesicht; sie lächelte im Schlafe, ihre Hände ruhten eng gefaltet auf der Bettdecke, und das klimmende Nachtlicht warf seinen rötlichen Schein über das Gesangbuch, das auf dem Tischchen neben ihrem Bett lag.

> Sollt' ich meinem Gott nicht singen?
> Sollt' ich ihm nicht dankbar sein?

las ich den aufgeschlagenen Gesang. Wie innig mochte sie gedankt haben gestern abend, wie gebetet haben für ihre Kinder, für ihr neues Töchterlein und für eine friedensvolle Zukunft, in der aller Streit und Hader schweigen würde!

Rasch schlich ich in mein Zimmer zurück und warf mich in meine Kleider, dann hüllte ich mich in ein Tuch, klinkte leise meine Zimmerthür auf und schlüpfte den Korridor entlang. Noch herrschte lautlose Morgenstille allenthalben, nur Lady, die auf der Matte vor der Thür ihres zornigen Herrn lag, richtete aufmerksam ihren Kopf empor und knurrte mich an, dann erkannte sie mich und kam leise hinter mir her. In dem Treppenhause webte noch unheimliche Dämmerung, und eine empfindliche Kälte wehte durch die hohe offene Thür; man war also doch schon auf, und ich hatte keinen Augenblick zu versäumen, wenn ich — —. Ja, was denn eigentlich? fragte ich mich, als ich beflügelten Schrittes durch den herbstlichen Park eilte und sich der Nebel naß und schwer in meine Kleider hing.

Gerhard soll wissen, was ich gehört! Gerhard allein kann helfen! Das klang mir durch Kopf und Herz, und meine Füße flogen noch schneller über das nasse, gelbe Laub am Boden; einen Augenblick stand ich still, es war mir, als habe ich Peitschenknallen und das Rollen eines Wagens aus der Tiefe des Parkes gehört, dann ging es weiter in angstvoller Hast — und nun lag die Villa vor mir, und der purpurrote Behang der wilden Weinranken hob sich eigentümlich grell ab von den weißen Säulen des reizenden Hauses. An einigen Fenstern waren die Vorhänge herabgelassen, aber auch hier standen die Flügel der Eingangs=



thür bereits weit aufgethan, und oben auf dem Balkon bürstete ein Stubenmädchen die eleganten Kissen und Puffs ab, die in Frau von Demphoffs Zimmern so zahlreich vorhanden waren. Ohne von jener gesehen zu werden, trat ich in das Vestibül und schritt die Marmorstufen hinan; die Decken lagen noch zur Seite und ein Diener in nachlässigem Morgenanzuge, mit struppigem Haar, war beschäftigt, das Bronzegeländer sorgsam abzuwischen.

„Ist Herr von Demphoff schon zu sprechen?“ fragte ich atemlos, als mich der Mensch mit offenem Munde anstarrte.

„Nein!“ war seine Antwort, „der Herr schläft noch.“

„Wird es noch lange dauern, bis er aufsteht? Ich habe Eile, ich muß ihn notwendig sprechen," sagte ich.

„Ich glaube, der Herr war nicht ganz wohl," erwiderte der Mann, mich offenbar immer erstaunter betrachtend.

„Das thut mir leid, aber — in diesem Falle wecken Sie den Herrn."

Verlegen kratzte er sich hinter den Ohren und murmelte etwas von „fragen" und „mit Anna sprechen".

„Um Gottes willen, wecken Sie ihn doch!" bat ich. Aber er war schon verschwunden, und im nächsten Augenblick trat Anna, meine erste nicht gerade angenehme Bekanntschaft zu Wendhusen, aus Ferras Vorzimmer und sah, unten an der Treppe stehen bleibend, neugierig und verwundert zugleich zu mir empor.

„Was beliebt dem gnädigen Fräulein?" fragte sie in ihrem maliziösen Tone.

„Ich muß dringend meinen Vetter sprechen, bitte, wecken Sie ihn."

Sie zuckte die Schultern und schob das saubere Morgenhäubchen von der Stirn. „Das thut mir natürlich sehr leid," erklärte sie schnippisch; „aber ich kann nicht wohl den gnädigen Herrn wecken, das paßt sich nicht für mich."

„So sagen Sie es doch dem Diener!" rief ich zitternd vor Angst und Aerger. „Sie hören ja, es ist etwas Wichtiges — würde ich sonst am taufrischen Morgen hierherkommen?"

„Ich habe dem Joseph gar nichts zu befehlen," erwiderte sie und schritt in das geöffnete Zimmer zurück, wo sie sofort einen zierlichen Staubbesen ergriff und sich mit so viel Prätention an ihre Arbeit begab, daß ich wohl einsah, eher würde ich Steine erweichen, als diese Person von der Stelle bringen.

„Joseph!" rief ich halblaut, aber Joseph bürstete schon wieder an der Treppe und schien mich nicht zu hören. Jetzt stieg mir das Blut siedend in den Kopf und im nächsten Augenblicke stand ich vor ihm. „Sie werden sofort Ihren Herrn wecken!" rief ich befehlend und trat mit dem Fuße auf. „Augenblicklich gehen Sie!" Bestürzt schaute er mich an.

„Mein Gott, Cousine, sehe ich recht?“ hörte ich hinter mir Gerhards Stimme. Ich wandte mich; noch lag die ganze Empörung über die Widerspenstigkeit jener Menschen über mir. Ich entsinne mich, daß ich mit geballten Fäusten vor ihm stand, der mich verwundert und ängstlich anschaute; aber dann kam mit einem Schlage die Erinnerung an das, was mich hergeführt.

Er mußte offenbar längst wach gewesen sein, denn er war in seinem gewöhnlichen grauen Anzuge und den hohen Stiefeln, in denen er aufs Feld zu reiten pflegte, und hielt einen geöffneten Brief in der Hand.

„Ich muß Sie sprechen — gleich — ehe es zu spät ist,“ stammelte ich, und wie einer Stütze bedürftig, nahm ich den dargebotenen Arm und ließ mich in sein Zimmer führen.

„Nun trinken Sie erst, Cousine,“ bat er und reichte mir seine Tasse mit starkem, duftendem Thee, als er mich zu einem Sessel geführt, aber ich schob seinen Arm zurück.

„Ich danke, Vetter, später — Sie haben keine Zeit mehr, Robert und Joachim —“ Da blieb ich stecken in meiner hastig begonnenen Rede, denn sein besorgtes Gesicht war plötzlich von einer Leichenblässe überzogen.

„Was — Magdalene? Sprechen Sie ruhig, was ist mit Joachim und Robert?“ fragte er tonlos.

„Sie sind in Streit geraten, und Joachim hat ihn gefordert —!“

„Wen?“

„Robert.“

Er stand regungslos und schaute mich an, als zweifle er an meinen Worten.

„Um sechs Uhr, sie werden jetzt fahren,“ setzte ich hinzu und zeigte nach der prächtigen Marmoruhr auf dem Kaminsims.

„Ich bitte Sie, Lena, woher wissen Sie —?“

Ich erzählte mit fliegenden Worten, wie ich mit Gottlieb in der Küche gewesen sei, wie ich den Streit gehört und die Forderung, ich berichtete den Wortlaut und daß nachher wirklich der Lieutenant von Reinsberg zu Robert gekommen sei.

Gerhard hatte währenddem seinen Hut ergriffen und den Ueberzieher angezogen; nun ging er noch suchend umher, dann nahm er hastig einen wohlbekannten grauen Shawl und schlang ihn um den Hals.

„Kommen Sie, Magdalene, und nehmen Sie meinen Dank; ich will mit Joachim sprechen."

Eiligen Schrittes verließen wir die Villa und eilten durch die Parkwege. Verschiedenemal sah Gerhard nach der Uhr, und seine Miene verfinsterte sich, je öfter er dies that; als wir endlich vor der Thür des alten Logierhauses standen, schlug es sechs — durchdringend zerschnitten die grellen Töne die naßkalte Morgenluft. Wir sahen uns einen Moment in die Augen.

„Es ist zu spät!" flüsterte ich in leidenschaftlicher Angst; „o, Gerhard, Gerhard, es ist zu spät!"

„Aengstigen Sie sich nicht, Magdalene, und gehen Sie hinauf, Sie müssen ja krank werden vor Aufregung — gehen Sie, ich komme, sobald ich Sie beruhigen kann."

„Ist mein Bruder auf seinem Zimmer?" fragte er dann einen Diener, der uns entgegenkam.

„Jawohl, gnädiger Herr!"

Gerhard eilte die Treppe hinauf, ich folgte ihm und sah ihn hastig in das Zimmer Joachims treten; aber auch schon in demselben Augenblick kehrte er zurück, und ohne mich anzusehen, war er an mir vorüber geeilt, und ich hörte ihn nach seinem Pferde rufen. Ich lief ihm nach und sah ihn unter der Hausthür verschwinden. Meine Gedanken flogen ihm voraus — wird er noch zur rechten Zeit kommen, wird er das Schreckliche verhindern können? Wird er sie überhaupt finden? — Mein Gott, es war gewiß nutzlos, daß er fortritt; wer weiß, wo sie sind?!

Da kam Gottlieb langsam die Treppe herauf. „Gnädiges Fräulein," sagte er, „Sie haben es recht gut gemeint, aber —"

„Aber, Gottlieb?"

„Wenn Sie gestern abend zu Herrn Gerhard —"

Ich schwieg, mir war der Gedanke nicht gekommen in meiner Angst.

„Gottlieb, warum gingt Ihr nicht zu meinem Vetter?"

„Ich? Ei, gnädiges Fräulein, da sieht man's — Sie wissen gar nicht, was es heißt, wenn sich zwei Kavaliere fordern; da darf kein Mensch seine Nase zwischenstecken, am allerwenigsten ein alter, halb abgedankter Diener, der es so wie zufällig erlauscht hat, und wenn er auch einstmals die Kinder auf seinen Armen getragen, als wären sie sein eigen, und jeden ihrer Schritte bewacht hat. Nein, Fräuleinchen, und wenn ich wüßte, daß ein großes Unglück daraus entsteht, ich hätte keinen Finger darum gerührt, beileibe nicht. So einer jungen Dame verzeiht man's schon, wenn sie in heller Angst um die Frau Tante plaudert, was ihr nicht verboten ist. Ja, wenn's gestern abend war, da wäre vielleicht Herr Gerhard dem Bruder tüchtig in die Parade gefahren, aber so? Sie sind schon vor sechs Uhr über alle Berge gewesen, wahrscheinlich nach irgend einem stillen Fleckchen im Mühlenthale. Gott gebe das Beste!" Er schüttelte traurig den greisen Kopf und blickte starr ins Leere hinaus, und ich stand bebend und zitternd vor Kälte und Angst neben ihm.

„Da kommt der Herr zurück," sagte er dann, und als ich über das Treppengeländer sah, schritt Gerhard eben die Stufen hinauf.

„Ich reite nicht," sagte er kurz, „es wäre ja völlig nutzlos. Gesetzt, ich träfe sie wirklich, ich könnt's doch nicht hindern. Der alte unselige Haß!" murmelte er, und in diesem Augenblick sah er unbeschreiblich krank und gebrochen aus. Unwillkürlich legte ich meine Hand auf seinen Arm; ich wollte irgend etwas Tröstliches sagen, aber die zitternde Angst ließ mich das rechte Wort nicht finden.

„Wie bleich Sie sind, armes Cousinchen!" Er beugte sich zu mir herunter. „Kommen Sie, Lena, wollen Sie nicht in Ihr Zimmer?"

„Nein, nein!" bat ich. „Ich sterbe vor Angst und Aufregung."

„Aber wohin bis zur Entscheidung?" fragte er. Dann nahm er mich wie ein Kind zur Hand. „Die Equipagen pünktlich um acht Uhr für die Herren. Gottlieb!" befahl er, „falls



bis dahin noch nichts — — als wäre nichts geschehen; ich sei voraufgefahren, hörst du? Und besorge dies."

„Es ist doch das beste, Magdalene, Sie gehen ruhig in Ihre Stube; ich bitte Sie darum," fuhr er fort, als ich ihn flehentlich ansah. Mich dünkte das Alleinsein augenblicklich unerträglich. „Legen Sie sich wieder zu Bette; Tante Edith würde sich beunruhigen, ständе sie auf und fände Sie nicht."

Ich gehorchte, und er blieb regungslos stehen, bis ich vor meiner Thür angelangt war. Dann wandte er sich und ging. Aber mich schüttelte es vor Angst und Grauen in dem morgendämmerigen Gemache, als grinste aus jeder Falte des Vorhanges

ein bleiches, gespenstisches Gesicht, als tauche aus jedem Winkel etwas Schreckliches auf, das sich im nächsten Augenblick verwirklichen müsse.

Mit den feuchten Kleidern warf ich mich aufs Bett und barg den Kopf in die Kissen. So lag ich — heut' weiß ich nicht mehr, wie lange — äußerlich ruhig und doch mit Anstrengung aller Sinne hinaushorchend. Draußen wurde es lebendig, die Herren brachen zur Jagd auf, lärmend und lustig, dann wieder tiefe Stille. Im Nebenzimmer erwachte Tante Edith; ich steckte mich unter die Decke, sie durfte ja nicht sehen, daß ich schon vollständig angekleidet lag. Aber sie kam nicht; ich hörte, wie sie leise zu den Katzen plauderte, und dann mit Jette sprach, sich anklagend, daß sie so lange geschlafen. Sie habe ihren Sohn nicht mehr gesehen, ob er wohl Kaffee bekommen?

Nein! Jette hatte keinen Kaffee gekocht; der Herr Oberförster werde wohl mit den anderen Herren gefrühstückt haben.

Ich richtete mich empor und begann eilig die nassen Sachen abzustreifen und meine Morgenkleider anzulegen, als wäre ich eben aufgestanden. Da — heftiges Sprechen und Schreien im Korridor, eilige Füße liefen entlang. „Ein Unglück auf der Jagd!“ rief jemand, „ein Unglück auf der Jagd!“ wiederholte es sich dicht vor meiner Thür. Mir stand das Herz still und eine eisige Kälte rann durch meine Adern.

Da ist's, barmherziger Gott, da ist es, das Schreckliche, das Gefürchtete.

Schon längst war Tante Edith mit einem Schreckensruf hinausgeeilt, als ich mich soweit zusammengenommen hatte, um ihr zu folgen. Dort unten, wo der Gang in das Aebtissinnenhaus mündet, standen eine Menge Menschen, Knechte und Mägde vom Gutshof, andere liefen noch an mir vorbei; alle mit bestürzten, entsetzten Gesichtern; ich hatte Mühe, mich hindurchzudrängen.

„Es ist beim Treiben gekommen! Dat Gewehr is von sülben losgahn! Is he denn dod? Ne, he left noch —. J bewahr', he is gliks op'n Fleck dod wesen!“ schwirrte es vor meinen Ohren.

Ich kann jene Stunde nicht mehr genau beschreiben, ich weiß nur noch, daß ich mich im nächsten Augenblick in dem Zimmer befand, aus welchem gestern Gerhards strafende Stimme erklungen war, daß dieser und einige andere Herren leise miteinander sprachen und daß Tante Edith geschäftig und unhörbar umherging mit jener Fassung, die eine edle Frau in der Stunde der Angst so wunderbar aufrecht erhält. Um wen sie sich dort bemühte, sah ich nicht; das Zimmer war in der Mitte durch einen schweren, grünen Samtvorhang geteilt, dessen eine Hälfte, vorgezogen, den verbarg, der dort gebettet war.

Ich wagte nicht, weiter zu gehen, nicht zu fragen, wer es sei von jenen beiden? Da flog die Thür auf und Ferra stürzte ins Zimmer; fast grauenhaft war sie anzuschauen in ihrem leidenschaftlichen Gebaren. „Joachim! Ist er tot? Joachim! So sagt's doch! Nun habe ich den einzigen verloren, der mich noch liebte; nun habe ich keinen mehr auf der Welt!" schrie sie und warf sich auf die Erde, als ihr Gerhard abwehrend entgegentrat, sie erschüttert um Ruhe und Schonung für den Schwerverwundeten bittend.

„Fasse dich, Ferra," ermahnte er und bemühte sich, die schöne Gestalt, die wie hingeschmettert dalag, aufzurichten. „Ich bin ja noch da, habe ich dich denn nicht lieb? Sei ruhig, störe ihn nicht, vielleicht ist's seine letzte Stunde —!"

„Du?" fragte sie, sich emporrichtend, und schüttelte ihre halbgelösten Haare zurück, daß sie über das weiße Morgenkleid wogten. „Du? Nicht einen Augenblick warst du mir das, was mir Joachim gewesen, kannst es mir auch nie sein; wir haben uns nie verstanden!" Und die Hände vor das Gesicht schlagend, brach sie in leidenschaftliches, fast schreiendes Schluchzen aus.

Er wollte antworten, sie beruhigen — da trat er unwillkürlich zurück und auch ich barg mich erschreckt in die Falten des Vorhanges; Frau von Demphoff war eben eingetreten, die Blässe einer tiefen Erregung auf dem starren Gesicht.

In demselben Moment kam Tante Edith hinter dem Vorhang hervor, sie trug Leinwand und Binden über dem Arm und war im Begriff hinauszugehen — beider Fuß stockte, und



Die alte Frau war zu den Füßen der Schwägerin hingesunken. (S. 161)



regungslos standen sie sich gegenüber. Es war einen Augenblick totenstill im Zimmer, selbst Ferras Weinen verstummte und sie blickte mit angstvoller Erwartung auf die so lange verfeindeten Schwägerinnen.

„Arme Therese!“ Tante Edith ging ihr mit ausgestreckten Händen entgegen, die Stimme schmolz ihr vor Bewegung und Mitleid. Statt jeder Antwort schritt Frau von Demphoff an ihr vorüber; den Vorhang zurückraffend und auf ein sorgsam in weiße Kissen gebettetes, wachsbleiches Gesicht deutend, fragte sie, so laut, daß der Verwundete schmerzlich zusammenzuckte:

„Meinst du, mit ein paar Thränen und glatten Worten das wieder gut machen zu können?“

Bestürzt schaute Tante Edith auf die große Frau, deren unheimlich funkelnde Augen sich tief in die ihrigen senkten. „Ich sage dir, rühre mein Kind nicht an!“ fuhr sie fort im ausbrechenden Schmerz, und ihre Stimme war fast heiser. „Denn ich hasse dich — du hast mir alles genommen im Leben, woran ich gehangen, alles. Und dein Sohn, den ich geliebt wie mein eigen, der mordet heute mein Kind!“

„Robert hat es gethan?“ schrie Tante Edith auf, „Robert? — Gerhard, sprich doch, träume ich denn? Robert! Robert! Therese, ich kann es nicht glauben, arme Therese! Warum denn?“ Die alte Frau war zu Füßen der Schwägerin hingesunken und ergriff die Falten ihres Kleides. „Ich habe dir nie etwas Böses thun wollen mit Absicht — nein, nein, du irrst.“

Herzzerschneidend klang diese weiche, überzeugende Rede durch das stille Zimmer.

„Schau doch, Therese,“ fuhr sie hastig fort, „du weißt ja gar nicht, wie lieb dich Robert hat, wie seine Mutter, Therese; ja gewiß, gewiß, wie eine Mutter! O, wie oft war ich eifersüchtig auf dich, wie manchmal habe ich geweint, wenn er sich zu dir wandte —! O, laß nach so langen Jahren den alten Haß vergessen sein, sieh', sieh', meine Haare sind weiß geworden, seitdem wir uns nicht gesehen, es liegen harte, erbarmungslose Jahre dazwischen; laß es genug sein! Gib mir die Hand, Therese, mein Robert war es nicht, o nein, wie kannst du so etwas denken?“

„Mutter, schone sie," hörte ich Gerhard leise sagen, „noch lebt Joachim; du kannst sie töten mit solchen Worten."

Ich ertrug es nicht mehr und lief hinaus; als ich die Thür schließen wollte, hörte ich einen gellenden Schrei: „Robert! Robert!" — Tante Edith rief es.

Wie gejagt floh ich den Korridor entlang nach unserem Zimmer; ungestüm öffnete ich die Thür. Mir war es, als zerreiße das gewaltige Leid meine Brust, wenn ich es nicht hinausschreien könnte; aber mein Mund blieb stumm. Dort in der Mitte des großen Gemaches stand Charlotte, und vor ihr auf den Knieen, das Gesicht in beiden Händen geborgen, lag Robert.

Helles Sonnenlicht flutete durch die Fenster und umwob die schlanke Mädchengestalt wie mit einem Glorienschein; da draußen zerteilten sich eben die Wolken und goldener Glanz flog über die herbstlich bunten Wälder — hier innen war es dunkle, schaurige Nacht geworden.

„Rühre mich nicht an!" schrie Charlotte jetzt unheimlich gellend auf und wich zurück, als Robert ihr Kleid ergreifen wollte. „Geh! Geh! ich kann, ich darf dich nicht sehen!"

Da sprang er heftig empor und schritt wankend bis zur Thür. Noch einmal wandte er sich um, unsagbar traurig blickten seine Augen zurück. „Charlotte!" klang es flehend herüber.

„Geh!" wiederholte sie tonlos und ihre Hände streckten sich wie abwehrend gegen ihn aus. Da flog die Thür dröhnend hinter ihm ins Schloß und lautlos sank Charlotte zu Boden.

Im nächsten Augenblick war ich bei ihr. „Charlotte, was thatest du?" rief ich weinend, meine Arme um sie schlingend. „Ruf ihn zurück, laß ihn nicht so fortgehen, sage ihm wenigstens ein einziges gutes Wort!" Aber sie stieß mich heftig zurück und richtete sich empor: „Er wird sterben, Joachim, und ich bin seine Schwester!" — Wie ein heiserer Schmerzensschrei klang dieses letzte Wort. „Seine Schwester!" murmelte sie noch einmal, die Hände vor das bleiche, entstellte Gesicht legend.

Und als es Abend ward, da wehte es unheimlich durch die dämmerigen Gemächer des alten Klosters — Joachim war gestorben.

Dann fuhr rasch ein Wagen in die sinkende Nacht hinein; im Aebtissinnenhause aber flog klirrend ein Fenster auf, ein blonder Mädchenkopf bog sich hastig hinaus und schaute mit brennenden, thränenlosen Augen dem Gefährt nach. Der letzte rote Schein der Abendsonne fiel durch die halb entlaubten Aeste der Bäume, intensiv rot und purpurn wie das Blut, das zwischen ihnen geflossen und das sie scheiden mußte für alle Zeiten, die beiden, die sich kaum gefunden.



10.

Das Begräbnis war vorüber, der Duft streng riechender Blumen und der Orangerie, die um des Toten Sarg gestanden, verflog durch die allerwärts geöffneten Fenster, und ein Wagen nach dem andern fuhr mit schwarzgekleideten Insassen wieder fort; es waren meist die Gutsnachbarn gewesen, aber auch einige von des Verstorbenen Kameraden; freilich hatte man von dieser Seite nur eine sehr geringe Teilnahme bezeigt.

Tante Edith saß in ihrem Sessel am Schreibtische noch genau so thränenlos und starr, wie an dem Unglückstage selbst; Charlotte und sie hatten sich noch nicht gesehen. Gerhard war öfter bei uns eingetreten in dieser Zeit, aber Tante hatte kaum Antwort gegeben auf seine teilnehmenden Fragen, sie berührte weder Speise noch Trank; es war ein jammervoller Zustand.

Ich wußte, daß die Damen aus der Villa bei den Trauerfeierlichkeiten zugegen gewesen waren, ich hatte aber ruhig bei Tante Edith gesessen. Nun drängte es mich, Charlotte zu sehen, und da Tante unbeweglich mit geschlossenen Augen verharrte, und es mir trotz aller möglichen Versuche nicht gelingen wollte, auch nur einen Blick von ihr zu erhalten, so stahl ich mich leise aus dem Zimmer, um vielleicht ein paar Worte mit Charlotte sprechen zu können; auch ich hatte sie seit jenem Abend nicht wiedergesehen.

Als ich den Korridor hinunterschritt, um nach dem Aebtissinnenhause zu gelangen, stieg eben Ferra die beiden Stufen empor. Sie war in einer tiefschwarzen, schleppenden Wollrobe, ein schwarzer Spitzenschleier lag auf dem üppigen Haar, das

golden durch die düstere Umhüllung leuchtete; an der Hand führte sie ihr kleines Söhnchen. Es war zum erstenmal, daß ich die Mutter und das Kind zusammen erblickte; der reizende Junge mit dem blonden Lockenköpfchen trippelte zierlich neben ihr in seinem weißen, mit einer mächtig schwarzen Schleife dekorierten Kleidchen; am Arme trug er einen Kranz von späten Rosen, die ihre prachtvollen, mattgelben Kelche schwer niederhingen.

Ich trat zu Ferra und fragte nach Charlotte. Sie hob den Kopf und sah mich an; auch nicht die leiseste Spur einer Thräne hatte die schönen Augen gerötet; es lag in ihrem Gesichte ein Ausdruck, der grell mit ihrem verzweifelten Gebaren am Sterbetage kontrastierte; sie sah völlig getröstet aus.

„Charlotte ist in der Bibliothek oder im weißen Saal," antwortete sie; „es wäre sehr vernünftig, sie nähme sich ein wenig mehr zusammen, aber es ist nicht möglich, ein gescheites Wort mit ihr zu sprechen, nicht einmal zur Gruft will sie mich begleiten; versuchen Sie es mit ihr. — Komm, mein süßer Liebling, wir wollen Onkel Joachim Blumen bringen." Sie nickte mir zu und ging weiter.

„Zu Onkel Joachim gehen!" jauchzte der Kleine, während ich hinunter schritt und die hohe braune Thür öffnete zu dem Zimmer, in welchem Joachim gestorben war. Erst heute hatte ich einen Blick für die Einrichtung desselben, es durchmaß die ganze Tiefe des Aebtissinnenhauses; der grüne Samtvorhang schied es in zwei Teile; der vordere war zur Bibliothek eingerichtet, rings an den Wänden Büchergestelle von geschnitztem Eichenholz, mit zahllosen Bänden angefüllt; der Teil, in dem die Fenster sich befanden, bildete ein trauliches Herrenzimmer, welches Möbel enthielt, wie sie wohl zu Anfang dieses Jahrhunderts Mode gewesen waren, mit Bronzeverzierungen, eingelegten Kanten und gewaltigen, vergoldeten Löwenklauen, die sich trotzig auf den weichen grünen Teppich stemmten. Ueber dem großen Schreibtisch hing das Bild einer Frau; es zeigte die strengen Züge Tante Thereses, in nichts gemildert durch den Schmelz der Jugend, der über dem regelmäßigen Antlitz lag; köstlich weiße Haut, rosig angehaucht wie Apfelblüte, glänzend



braunes Haar um das volle Oval, aber die Augen kalt und grau und die Lippen fest zusammengepreßt, wie noch heute.

Ich sah mich nach Charlotte um und fand sie nicht. Die Flügelthüren nach einem Nebenzimmer standen geöffnet, ich trat hinein; es war ein großer Saal, den ich überblickte, und hier war die Leiche aufgebahrt gewesen; Blumen lagen noch auf dem Parkett und massenhafte Kerzen flammten aus Gruppen von Palmen und Lebensbäumen, in deren Mitte der Sarg gestanden hatte. Von der Decke hing ein Kronleuchter herab; auch hier brannten die Kerzen und flackerten zu den schwebenden Engelsgestalten der reichornamentierten Stuckdecke empor; ebenso waren die weißen Wände überreich mit Stuckfiguren geziert; tanzende Nymphen, fischschwänzige Undinen und leichtgeschürzte Bacchantinnen tauchten aus üppigen Blätterranken und zierlichen Arabesken auf, fast zu weltlich für den ehemaligen Gesellschaftssaal einer vielfrommen, hochwürdigen Aebtissin.

In der Fensternische stand unbeweglich eine schlanke, schwarze Gestalt, die Stirn an die Scheiben gepreßt — Charlotte. Ich

trat leise zu ihr und schlang den Arm um sie. Sie sah zu mir herunter; ich erschrak — was hatten drei kurze Tage aus dem blühenden Mädchengesicht gemacht? Um zehn Jahre erschien sie gealtert, mit dem wachsbleichen Teint, den blassen Lippen und den erloschenen Augen. Sie setzte sich auf eine der gepolsterten diwanartigen Bänke, welche in den Fensternischen standen, zog mich an sich und behielt meine Hand in der ihren.

„Mama ist mit Gerhard nebenan," sagte sie leise und deutete auf eine nur angelehnte Thür, „um Joachims Verhältnisse ordnen zu helfen, es kam so ein ganzer Wust von eiligen Briefen. Es ist schrecklich, da liegt er kalt und bleich, und die Ueberlebenden müssen alle jene — —" Sie schwieg, als hätte sie schon zu viel gesagt.

„Du solltest hinübergehen, Mama," hörten wir Gerhards tiefe Stimme, „es ist nichts für dich, in jenen Sachen herumzusuchen; laß es mich allein besorgen."

„Nein!" erklärte sie kurz, „ich will sehen, wie weit es — gekommen war mit — —"

„Mutter!" Es klang so weich. „Das ist vergeben und vergessen, jetzt denken wir nur an das Gute, das ihm eigen war, an sein frisches, fröhliches Wesen, an die Verehrung, mit der er an seiner Mutter hing. Nicht wahr?"

„Ich will nicht," erwiderte sie, ohne seine Worte zu beachten, „daß du Sorgen hast seinetwegen; was mir sein Leichtsinn noch gelassen hat von seinem Vermögen, steht dir zu Gebote. Gib mir die Briefe."

„Ich danke dir," antwortete Gerhard, „aber es würde einen zu großen Teil deiner Einkünfte hinwegnehmen, es ist mehr als du denkst."

Während mehrerer Minuten blieb es still dort, nur das Knittern von Papieren unterbrach das Schweigen, dann ein kurzes, heftiges: „Was ist das?" Und gleich darauf ein befehlendes: „Gib mir den Brief zurück, ich will Klarheit haben! — Wechsel mit gefälschter — —?" Die Stimme brach bei den letzten Worten, daß es schreiend und undeutlich von den Wänden wiederhallte.

Eine lange Pause entstand.

„Weiß ein Mensch, Gerhard, weiß ein Mensch davon?“ fragte sie dann tonlos.

„Niemand, liebe Mutter. Noch an demselben Morgen, als mir jener anonyme Brief zuging — du weißt, ich gebe grundsätzlich nichts auf anonyme Anschuldigungen, aber hier kamen Umstände hinzu, die mir leider diese Angaben nur zu wahr erscheinen ließen. Ich nahm Joachim hierher und — aber laß es doch, Mutter, die Wechsel sind bereits in meinen Händen —“

„Weißt du auch, Gerhard!“ schrie sie gellend auf, „weißt du auch, daß ich Gott danken muß auf den Knieen, daß er ihn hingenommen? Daß noch keine Mutter so unglücklich war wie ich? Allmächtiger Gott, ich danke dir, daß du die Schande nicht hast offenkundig werden lassen! Und der ist mein Sohn gewesen, den ich geliebt und gepflegt, auf den ich so stolz war? Um den ich beinahe wahnsinnig wurde vor Schmerz, als —“ Das Letzte erstarb in wimmerndem Schluchzen.

„Er war jung, Mutter, verwöhnt, er hatte Unglück — es kommt so leicht, daß — —“

„Niemals!“ rief sie laut und schmerzlich. „Es darf nicht kommen, daß ein Mensch vergißt, was er sich, was er dem ehrlichen Namen seiner Eltern schuldig ist! Er ist ein Entarteter gewesen, der erste in der langen Reihe seiner Vorfahren, er hat Schande auf sie alle gebracht, er —. O, du glaubst es nicht, Gerhard,“ fuhr sie leiser und hastig fort, „was ich für Angst um ihn gehabt; meinst du, ich hätte seit Jahren eine Nacht geschlafen vor Sorgen, wie ich seine Forderungen befriedigen sollte? Meinst du, ich habe noch einen Stein in meinem Schmuckkasten?“ — Sie lachte laut auf. „Nichts! — Und doch, und doch —! Wie kam es mit dem Duell?“ fragte sie nach einer Pause.

Gerhard schwieg einen Moment. „Joachim hat Robert beschuldigt,“ begann er darauf, „er sei der Schreiber jenes anonymen Briefes gewesen. Robert wies die grobe Anschuldigung zurück und gab schließlich sein Ehrenwort, darauf Joachim die Achseln gezuckt hat. Die Folge war natürlich: Robert nannte ihn einen elenden Buben!“

„Und Joachim forderte ihn?“ unterbrach ihn Frau von Demphoff.

„Ja! — Etwas zur Besinnung gekommen, versuchte Robert, ganz gegen seine Grundsätze, die Sache gütlich beizulegen, aber vergebens. Leider erfuhr ich zu spät davon, ich hätte sonst mit Aufgebot aller Mittel das Duell zu verhindern gesucht. An Ort und Stelle haben Robert sowohl wie Sekundanten noch einmal alles gethan, um einen gütlichen Vergleich herbeizuführen, den Joachim aber in einer Weise unmöglich machte, welche unter Kavalieren keine Wahl mehr gestattet. Mit den Worten: ‚Gut denn, ich that das Mögliche,‘ fügte sich Robert und wurde im ersten Gange von Joachim leicht am Arm verwundet, nachdem er selbst absichtlich über den Kopf seines Gegners hinweg geschossen hatte. Im zweiten Gange feuerte Joachim, erbittert über die ihm bewiesene Schonung, ohne das Kommando abzuwarten, aber auch ohne Robert zu treffen, welcher sehr ruhig seine Waffe hob, in der Absicht, den gefährlichen Gegner nur soweit zu verwunden, um ihn unschädlich zu machen. Robert ist ein vortrefflicher Pistolenschütze, aber in demselben Augenblick, als sein Schuß fiel, hatte Joachim einen Schritt zur Seite gethan und sank sofort getroffen zu Boden.“

„Gott hat ihn zur rechten Zeit hingenommen,“ unterbrach die Frauenstimme kalt, fast grausam. „Ich will nun wissen, wie viel ich herzugeben habe, um ihm wenigstens vor der Welt ein unbescholtenes Andenken zu sichern. Was ich besitze, steht zur Verfügung, Gerhard; wir werden uns einschränken, Ferra, Charlotte und ich — heute abend erwarte ich deinen Bericht.“

Sie stand plötzlich in der Saalthür wieder hoch aufgerichtet und stolz; sie sah uns nicht, ihre Augen hingen an der Stelle, wo der Sarg gestanden; dann schritt sie hinüber und begann, eine Kerze nach der andern zu löschen; ein bitteres Lächeln spielte dabei um ihren Mund. „Lorbeeren!“ sagte sie ironisch, „es ist alles Lüge im Leben, alles —“

Angstvoll barg ich mich hinter der Gardine, während Charlotte regungslos verharrte, nur ihre Augen folgten dem Thun der Mutter. Auf einem Stuhle lagen Helm und Säbel des



Verstorbenen; die dunkle Frauengestalt betrachtete düster sinnend jene Ehrenzeichen, die den Sarg des Offiziers geschmückt hatten, dann ging plötzlich ein Wanken durch die hohe Gestalt, sie sank in die Kniee vor jenem Stuhl und legte die Arme um den glänzenden Helm; wie liebkosend schmiegte sich ihre Wange an den kalten Stahl, und ein bitterliches Weinen scholl durch das stille Gemach — er war ihr zwiefach gestorben.

Charlotte zog mich leise und hastig hinaus. „Sie darf nicht wissen, daß du sie gesehen hast."

„Kommst du nicht einmal zu Tante Edith?" bat ich flehentlich.

„Sobald ich mich stark genug fühle; jetzt laß mich," erwiderte sie und begann die Treppe in den untern Stock hinabzusteigen.

„Willst du in den Klostergarten?" fragte ich; sie nickte, und so wanderten wir schweigend durch seine stillen Gänge, aber wie anders als sonst.

Dann stand Charlotte plötzlich still und griff hastig mit beiden Händen in das fast entlaubte Gebüsch, aus dem gleich-

wohl noch zahllose späte Windenblüten leuchteten, als müsse sie sich festhalten. Von jenseits der Mauer klang eine frische Knabenstimme herüber:

Da flog ein wilder Falke
Hoch über mir dahin;
Falk', schaust du meinen Liebsten,
Sag' ihm, treu wär' mein Sinn.

Wo Eichen stehn und Buchen,
Da blüht wild' Röslein rot;
Und soll ich dich nicht lieben,
So grämt' ich mich zu Tod' —.

Da rollten auch über ihre Wangen die ersten schweren Thränen. „Komm," bat sie, „ich will zu Tante Edith."

11.

Wochen waren vergangen und der November hielt seinen Einzug mit einem prächtigen, großflockigen Schneegestöber, das lustig um die alten hohen Bäume des Parkes wirbelte. Durch die kahlen Zweige konnte man die weißen Mauern der Villa schimmern sehen, und hinter ihr erhoben sich, wie ein unveränderlicher grauer Hintergrund, die Berge; man hätte meinen können, es steige hinter dem grauen Hause ein schwarzes Gewitter empor.

Im alten Kloster sah es traurig aus; Tante Edith blieb wie in Schmerz erstarrt, und keine Liebkosung, keine Schmeichelworte schien sie zu bemerken; ich schmiegte mich zuweilen an sie, wie damals das Kätzchen, als sie wähnte, am unglücklichsten zu sein, aber heute vermochte nicht einmal ein Menschenkind ihr armes, krankes Herz zu rühren; sie strich höchstens einmal flüchtig über mein Haar. Seit einiger Zeit hatte sie zwar das Strickzeug wieder zur Hand genommen, aber sie besuchte weder ihre Armen und Kranken, noch mochte sie einen fremden Menschen sehen, und so kam es denn, daß ich bei Wind und Wetter durch das schmutzige Dorf schritt, in die Hütten der Armen trat und mich allmählich gewöhnte, mit ihnen zu verkehren. Gottlieb war mein treuer Begleiter und schützte mich vor allzu großer Unverschämtheit, denn noch verstand ich es lange nicht, zu beurteilen, wieviel und was helfen konnte.

Selbst ihren Kirchgang hatte Tante eingestellt. „Gott kennt mich doch nicht!" sagte sie düster und strich mit der Hand ihre weißen Haare zurück. Das war eine traurige Zeit und wie oft

habe ich mich in mein Zimmer geflüchtet und geweint vor Angst und Herzweh.

Von Gottlieb erfuhr ich erst nach vielen Tagen, wie es Robert ergehe, und ein Entsetzen ohnegleichen packte mich, als er mir erzählte, daß Robert eine gerichtliche Strafe zu erdulden habe.

„O, mein Gott!“ rief ich, „er konnte ja nichts dafür, er hat es nicht gewollt.“

„Ja freilich! Aber das ist egal,“ erwiderte der alte Mann, „Herr Berka ist noch am Abend des Sterbetages in die Stadt gefahren mit Herrn Gerhard und hat sich selbst angezeigt und — ja, was weiß ich es, wie das zugeht —. Herr Berka hat ein halb Jahr Festung bekommen.“

Ich schrie entsetzt auf: „Er sitzt im Gefängnis, in einem kalten, düsteren Verließ, ohne Licht, bei Wasser und Brot?“

„Es ist nicht so schlimm, Fräuleinchen, es ist nicht so schlimm,“ beruhigte Gottlieb. „Er hat ein warmes Zimmer und darf spazieren gehen und essen, was er will; Gott behüte, er ist doch nicht im Zuchthause —“

„Weiß es Tante und Charlotte — —?“

„Die Frau Tante gewiß, und Fräulein Charlottchen wohl auch, sie reden nur nicht davon.“

Arme Charlotte! Täglich kam sie zu einer bestimmten Stunde durch den Park und mit Ungeduld wartete ich dann am Fenster, bis ihre schlanke, schwarze Gestalt hinter der Biegung des Weges hervortrat; sie ging so müde jetzt, und jedesmal, wenn ich sie sah, war es mir, als sei das feine Gesicht noch schmaler und durchsichtiger geworden. Und wenn sie kam, dann setzte sie sich zu Tantes Füßen und sprach von gleichgültigen Dingen, während ihr doch die leidenschaftlichste Klage auf den blassen Lippen schwebte.

Gerhard schien tief bekümmert über diese Veränderung; er teilte seine Zeit zwischen dem Geschäfte und der Schwester. Oft hielt sein leichter Wagen vor dem Gitterthor, um sie und mich spazieren zu fahren; dann vermied er sorgfältig, den Weg einzuschlagen, dessen Wegweiser besagte: Nach Fölkerode 4 Meilen.

Denn wußte er auch nicht genau, so ahnte er doch, daß Charlottes Trauerkleider mehr einem süßen, gestorbenen Glück, als dem Bruder galten, und rührend war der große, stattliche Mann in seiner nimmermüden Aufmerksamkeit für das blasse, schöne Mädchen und die greise Frau im alten Kloster.

„Ich danke Ihnen, Cousine," sagte er eines Tages zu mir; „Sie sind gut und freundlich zu Charlotte; Sie glauben nicht, wie glücklich es mich macht, dies zu wissen."

„O, ich kann ja gar nichts thun —" klagte ich.

„Sie thun schon genug; oder meinen Sie, ich hätte kein Auge dafür, zu bemerken, wie Sie Charlotte eine Blume bringen, ihr Geschichtchen aus Ihrer Heimat vorplaudern, Tante jeden Wunsch an den Augen ablauschen oder ihr ein Lieblingsgericht in der Küche bereiten?"

„O, das ist doch selbstverständlich!" sagte ich, rot werdend; er hatte so warm gesprochen.

„Ganz gewiß, Cousine, aber es freut mich doch."

Auch Ferra war einmal zur Tante gekommen, um der „Unglücklichen", wie sie sich ausdrückte, einige teilnehmende Worte zu sagen. Sie erschien plötzlich wie ausgetauscht gegen früher, war von einer eleganten Sicherheit und dabei die überzärtlichste Mutter geworden, die man sich denken konnte. Während sie früher sich in Klagen erging, was aus dem Jungen werden sollte ohne jegliches Vermögen, sprach sie jetzt mit einer wahren Begeisterung davon, wie gern der kleine Schelm Pferde habe und Kühe, und daß ganz gewiß ein tüchtiger Landwirt in ihm stecke. Und als ihn Gerhard eines Tages auf den Arm hob und fragte: „Was will der Junge werden?" da wurde des Kindes lachendes Gesicht ernsthaft und es sagte fast andächtig: „Onkel Gerhard!"

Ferra lachte überlaut, ob aus Verlegenheit oder Freude über des Kindes Antwort, war schwer zu unterscheiden; Gerhard aber setzte den Knaben auf die Erde und ein eigentümliches Lächeln spielte einen Moment über seine Züge.

Es war an einem schneeigen Novembertage, als sie diesen ersten Besuch im alten Kloster machte. Charlotte saß wieder zu Tantes Füßen und Gerhard hatte eben versucht, diese für eine



Weihnachtsbescherung zu interessieren, die er zu veranstalten beabsichtigte; aber sie wehrte kurz ab. „Nein, nein, Gerhard, laß mich, ich mag keine Lichter und keine Freude sehen, Magdalene kann dir helfen.“ Ich hatte mir eben ein paar Stühle in die Mitte des Zimmers gestellt, Garn darum geschlungen, und ging, es zu einem Knäuel aufwickelnd, nach Kinderart immer im Kreise um die Stühle herum.

„Ich will Ihnen helfen, Cousine," sagte Gerhard, und im nächsten Augenblick hielt er das Garn auf den auseinandergebreiteten Händen und saß vor mir in einem Sessel. Er lächelte dabei, und selbst über Charlottes blasses Gesicht flog ein freundlicher Schein, als ich, vor ihm stehend, tapfer darauf los wickelte. Das ging freilich noch einmal so schön als vorher, aber dann war er ungeschickt und ließ einige Strähne fallen, und nun gab es ein Wirrsal. „Jetzt fassen Sie sich in Geduld, Vetter," bat ich und beugte mich über das Garn; das Knäuel mußte wohl hundertmal durchgesteckt werden, und immer noch saß der Faden fest. „Mit Geduld und Zeit wird 's Maulbeerblatt zum Atlaskleid," bemerkte Vetter Gerhard scherzend, als er mir ansah, daß ich kribbelig wurde; er saß auch gar so gemütlich dabei. Ich fühlte, mir stieg das Blut zu Kopf; „Geduld ist ein edel Kraut, wächst aber nicht in allen Gärten, sagt Christiane," erklärte ich und riß ungeduldig an dem Garn.

„Dann muß es gepflanzt werden," bemerkte Gerhard unerschütterlich; „nur nicht so heftig, daß der Faden reißt!"

Ich bog mich beschämt noch tiefer herunter, dabei hatte ich wohl den Eintritt Ferras überhört; ich sah erst auf, als diese dicht neben Gerhard stand und ihre blitzenden Augen überrascht und befremdet von ihm zu mir flogen.

„Das ist ja sehr allerliebst und gemütlich!" sagte sie gedehnt, „eine Idylle à la Voß; Mama sitzt drüben und wartet sehnlichst, daß du ihr einen Brief an ihren Rechtsanwalt aufsetzen sollst, und du — —"

„Und ich habe das bereits besorgt!" ergänzte er, „und Mutter hat ihn schon längst zur Post geschickt."

Sie drehte ihm unwillig den Rücken und wandte sich zu Tante Edith. „Liebe Tante, ich sprach dich noch gar nicht seit jenem Unglückstage," begann sie und legte einen Augenblick ihre schlanke, weiße Hand auf den Arm der alten Dame, die eifrig strickte. Diese hielt mit der Arbeit inne und sah die schöne Frau wie fragend an.

„Du mußt dich nicht so furchtbar grämen, liebe Tante," fuhr sie fort; „es ist ja sehr traurig, wir alle sind von dem Schlage noch ganz fassungslos, der arme Robert zumal — —"

Tante hatte schweigend ihr Strickzeug hingelegt und war aufgestanden: „Ich weiß schon, Kind, ich weiß schon, was du willst, aber laß mich, ich kann nicht davon reden.“ Und im nächsten Augenblick war sie in ihr Schlafzimmer gegangen und der kleine Riegel schob sich vor die Thür.

„Himmel! Tante thut gerade, als läge ihr Sohn da drüben,“ murrte Ferra empfindlich. „Es ist ja, gelinde gesagt, fürchterlich jetzt in Wendhusen; kein Mensch redet ein vernünftiges Wort, Mama ist noch stummer und kälter wie je — mein Gott, es ist ja geradezu sündhaft, sich so gehen zu lassen, als ob uns der Herr mit Joachim alles, alles genommen hätte.“

Während dieses Vortrags wickelte ich eben das letzte Garn von Gerhards Händen und sagte ihm ein freundliches: „Danke schön!“

„Uebrigens, Gerhard, es ist gut, daß ich dich treffe,“ sprach Ferra eifrig weiter und hielt ihn am Aermel mit ihrer kleinen Hand. „Da sagte mir meine Anna eben, du habest ihr gekündigt? Ich mußte laut lachen, aber die alberne Person sitzt und weint und beteuert, es sei doch so, der gnädige Herr habe ihr gesagt, zum nächsten Termin sei sie entlassen. Was ist denn das für ein lächerliches Mißverständnis?“

„Durchaus nicht, Ferra,“ erwiderte er ruhig. „Du hast es nötig gefunden, eine Erzieherin für deinen Kleinen zu engagieren, ohne mich zu fragen — die Bonne genügt dir nicht mehr —, gleichwohl wirst du bemerkt haben, daß Mama angefangen hat, sich bedeutend einzuschränken in ihrem Haushalt; es dürfte dir auch nicht unbekannt sein, aus welchen Gründen? Charlotte hat nie eine Jungfer für sich allein gehabt. Deine Erzieherin, die übrigens ihre Fähigkeiten und Lehrtalente völlig nutzlos hier liegen lassen muß, denn der Junge ist noch zu klein, bezieht eine Gage, die neben dem sündlich hohen Lohn, den diese Anna erhält, eine zu große Ziffer ergibt. Ferner hätte Anna auch desungeachtet mein Haus verlassen müssen, weil ich unter der Dienerschaft, die ich stündlich sehe und höre, nur Leute von bescheidenem Auftreten und artigem Wesen haben will, und da jene Dame diese Eigenschaften gerade nicht kultiviert, so muß sie eben gehen.“

„Gerhard!“ rief Ferra, und ihre Augen blitzten unheimlich zu ihm herüber, „weißt du auch, daß diese Person mir unentbehrlich ist? Sie kennt mich und meine nervösen Zufälle; ich kann nicht ohne sie sein!“

„Ich bedaure, Ferra, nehme aber kein Wort von dem zurück, was ich gesagt habe.“

„Was verbrach sie denn? Gegen wen war sie unartig? Ich werde sie schelten.“

„Nicht doch — wozu? Sie bleibt doch nicht, Ferra.“

„Ich will sie aber behalten!“ In Ferras Augen funkelten Thränen und der Fuß stampfte zornig auf den Boden. — Gerhard zuckte die Achseln und nahm seinen grauen Hut vom Tische.

„Gerhard, ich will der Gouvernante abschreiben,“ bat Ferra und die Thränen liefen jetzt wirklich auf den Wangen herunter.

„Doch nicht, Ferra, ich habe meine bestimmten Gründe. Von Rechts wegen hätte sie schon vor zirka vier Wochen ihre sofortige Entlassung haben müssen, allein damals vergaß ich es über jenen traurigen Tagen; bitte nicht mehr, es ist umsonst.“ Er sagte das in freundlichem, aber sehr bestimmtem Tone, grüßte noch einmal zu uns herüber und verließ das Zimmer.

„O, es ist empörend!“ rief Ferra. Dann verstummte sie, ihre Blicke blieben plötzlich groß und voll an mir hangen und ein langgedehntes „Ah!“ entfuhr ihren Lippen. Sie tippte sich mit dem Finger an die Stirn. „Gott, was war ich dumm!“ rief sie, schritt einigemal im Zimmer auf und ab, und wieder vor mir und Charlotte stehen bleibend, die teilnahmlos dem Gespräche gefolgt war, sagte sie mit vor Weichheit schmelzender Stimme:

„Gerhard ist leidend, ich hätte ihm nicht widersprechen sollen, man vergißt es immer und immer wieder, wenn man ihn so groß und kräftig sieht. Und erst gestern mittag sagte Doktor Weber, seine Lungen seien in einer traurigen Verfassung. — Anna mag gehen, wenn er es durchaus wünscht; mein Gott, wie war er doch gleich gereizt. Armer Gerhard!“

„Wenn er dich jetzt gehört hätte, wäre er vielleicht gereizt

worden, Ferra," bemerkte Charlotte; „ich fand ihn sehr ruhig eben; du verwechselst die Begriffe und meintest dich!"

„Gewiß, ich war heftig," gab Ferra zu und senkte den schönen Kopf; „ich will es wieder gut machen und ihm zuliebe meine beabsichtigte Reise nach B. aufgeben, man weiß ja ohnehin nicht, wie lange wir noch mit ihm zusammen sind; Joachims Tod hat ihn arg mitgenommen."

„Nun, daraufhin könntest du es immer wagen, zu verreisen, du fändest ihn jedenfalls wohl und gesund wieder, wenn ich auch nicht leugnen will, daß er augenblicklich etwas angegriffen ist."

„Wie? Und das sagst du, Charlotte?" rief Ferra. „Ich meine, wir hätten gesehen, wie es geht; — wer hätte wohl geglaubt, daß der arme Joachim — —" Sie fuhr mit dem Tuche über die Augen und schwieg. — Charlotte antwortete nicht, sie lockte Minka zu sich und streichelte sie, und als sie sah, daß das Tier noch das rote Halsband trug, nahm sie eine Schere, zerschnitt es und warf es in den Kamin; dann lockte sie Peter und Murrchen und wie die andern hießen, um ihnen den Schmuck abzunehmen, den sie ihnen so lachend und glücklich umgehängt hatte, und als sie fertig war, blieb sie am Kamin hocken und schaute nachdenklich in die rote Glut. Dann sagte sie: „Lena, wir wollen Gerhard helfen bei der Christbescherung, nicht wahr?"

„Reisen Sie nicht einmal nach Hause?" fragte Ferra mich gleich darauf. Sie saß jetzt in dem großen Sessel am Kamin. Ich schaute sie betroffen an, und ihre Augen hingen mit gespanntem Ausdruck an meinem Gesicht. „Ich habe ja kein zu Hause," antwortete ich leise, und meine Augen füllten sich mit Thränen. „An voriger Weihnacht hatte die arme, liebe Mutter uns noch einmal den Christbaum angezündet."

„Aber der kleine hübsche Bursche dort? Wie würde er sich freuen!" sprach sie weiter.

„Er ist bei fremden Leuten in Pension und — Vetter Gerhard —"

„Aber Ihr Vormund?"

„Der hat keine Frau, und seine Haushälterin ist so böse,

wenn er Besuch bekommt; nein, das geht nicht — aber Vetter Gerhard hat mir versprochen, Georg dürfe herkommen —"

„So! Da sind Sie ihm wohl recht um den Bart gegangen, kleines Schmeichelkätzchen?" Sie bog sich zu mir herüber und faßte mit ihrer feinen Hand in mein Haar. „Die Locken, Kindchen, stehen Ihnen zum Verzweifeln schlecht; warum stecken Sie Ihr Haar nicht in ein Netz oder flechten Zöpfe daraus? Sehen Sie, so!" Und mit fester Hand nahm sie meine Haare zusammen, flocht sie mit merkwürdiger Geschwindigkeit und steckte nun die zwei dicken, aber doch kurzen Zöpfe am Hinterkopfe auf.

„So! Das ist doch wenigstens ordentlich," lobte sie ihr Werk. „Wissen Sie, wie Sie aussehen, Kleine, wenn Sie mit dem wirren Gelock da ankommen? Wie so ein landfremdes Zigeunermädchen; ich kann sagen, ich schämte mich mitunter — so ist's besser, viel besser!"

Ich lief zum Spiegel und erschrak; sie hatte alle die krausen Haare, die sonst um mein Gesicht hingen, straff zurückgezogen; etwas Häßliches, Ungewohntes schaute mich an. „O, pfui!" rief ich erschrocken, aber ich wagte nicht, etwas daran zu ändern, denn daß ich wie ein landfremdes Zigeunermädchen umhergelaufen sei, machte mich schamrot.

„Was da, pfui? Ich finde leider, daß man sich nicht genug um diese Sachen bei Ihnen bekümmert hat," erklärte Ferra; „ich meine auch, Sie sind zu alt, um in dem kurzen Kleide da umherzulaufen; man sieht den Fuß bis zum Knöchel, shocking! Wenn wenigstens noch ein elegantes Stiefelchen darüber säße. — Morgen lasse ich Ihnen einen Volant an das Kleid setzen."

„Das ist nicht nötig, Ferra," fiel Charlotte ein, und um ihre blassen Lippen zuckte es sarkastisch; „in diesen Tagen kommt eine Sendung von meinem Schuhmacher und dabei befindet sich auch etwas für Lena. Das Kleid laß, bitte, ruhig so, denn die beiden neuen Winterkleider habe ich expreß so kurz für sie bestellt. Du siehst, es wird für sie gesorgt."

Einen Augenblick stand Ferra buchstäblich mit offenem Munde. „Wer ist denn so erstaunlich splendid?" erkundigte sie sich.

„Welche Frage, Ferra! Wer denn sonst, als Gerhard? du weißt — —“

„Ah, deshalb die Einschränkung!“ entfuhr es den Lippen der schönen Frau.

„Aber Ferra!“ rief Charlotte unwillig, „ich denke, das versteht sich von selbst; Gerhard hat sich natürlich verpflichtet, für die Geschwister zu sorgen. Bitte, thue nicht, als ob du das nicht weißt.“

„Nein, das ist mir in der That neu. Himmel, wen alles soll denn Wendhusen beherbergen und ernähren?“

Wie schneidige Messer drangen diese Worte durch mein Herz. Noch nie in meinem ganzen Leben hatte mir jemand so unverhohlen gesagt, daß ich ein überflüssiges, nutzloses Ding sei, welches nur aus Gnade existieren dürfte. Bis jetzt war es mir bei Tante Edith so wohl gewesen, daß ich jeden Abend meine Hände gefaltet und gedankt hatte für alle die Liebe, die man der Verwaisten entgegenbrachte. Heute — jetzt eben dachte ich zum erstenmal wieder an das Wort, das Christiane zu Georg gesprochen: „Nur aus Gnade und Barmherzigkeit!“

Charlotte sah unwillig ihre Schwester an. Sei es nun, daß sie dieselbe durch eine Antwort nicht noch zu weiteren Aeußerungen veranlassen wollte, oder war sie überhaupt zu müde — genug, sie schwieg. Aber mir stieg das heiße Blut rebellisch in den Kopf.

„Ich habe ja gar nicht herkommen *wollen*!“ stieß ich heraus, „ich wäre zehnmal lieber in B. geblieben und hätte eine Stelle angenommen, um bei Georg sein zu können. Aber das *sollte* ich ja nicht; man hat mich hierher geholt; ich weiß auch, warum? Damit es nicht heiße, ein Fräulein von Demphoff sei Bonne oder Gesellschafterin. O, wenn ich könnte, noch heute möchte ich fortgehen und nimmer wiederkommen!“

„Behüte Gott, diese Leidenschaftlichkeit!“ rief Ferra. „Erinnerst du dich noch, Lottchen, daß ich dich gleich am ersten Abend auf dies trotzige Gesicht aufmerksam machte? Puh! mein Kind, nur immer gemach, es geht nicht so, mir nichts, dir nichts fortzulaufen; ich meine, Sie bleiben *gern* hier“



„Ja, weil ich Tante Edith nicht allein lassen kann jetzt," entgegnete ich. Der Gedanke des Fortmüssens von hier stand mir plötzlich wie etwas Undenkbares vor.

„Nun, sehen Sie?" sagte Ferra leichthin; „nur nicht immer

gleich auffliegen wollen. Ich muß mich auch mit aller möglichen Liebenswürdigkeit und Sanftmut fügen und eine mir fast unentbehrliche Person entlassen. Ich rate Ihnen wohlmeinend, gewöhnen Sie sich das Uebelnehmen ab; das ist bei Ihnen durchaus nicht angebracht."

Sie hatte sich bei diesen Worten, vor dem Spiegel stehend, ihre schwarze, kostbare Spitzenhülle wieder über den Kopf geschlungen und das reizende, frische Gesicht sah unendlich lieblich darunter hervor; dann knöpfte sie die mit dunklem Pelz verbrämte Samtjacke zu, ergriff ihre lange Schleppe, und in das Schneegestöber hinaus weisend, fragte sie heiter: „Ist das nicht köstlich? Ich muß noch ein wenig hinaus, ehe ich Anna ihren Abschied verkündige. Was meinst du, Lottchen, ich miete sie im Dorfe ein, dann ist Gerhard und mir geholfen, und sie kann immer noch meine Garderobe besorgen."

„O, Ferra, es ist mir ganz einerlei," erwiderte Lottchen tonlos.

„Adieu! Adieu!" rief die schöne Frau, und im Hinausgehen murmelte sie etwas von „unausstehlichen Trauerweiden".

Ich aber hatte meinen Entschluß gefaßt, und als Tante Edith wieder herübergekommen war und mit Charlotte vor dem Kaminfeuer saß, da ging ich in meine Stube und schrieb einen langen Brief an Christiane, und als er fertig war, trug ihn Gottlieb zur Post.

Einige Tage später bekam ich ein gewichtiges Paket, und nun saß ich jeden Abend, bis es Mitternacht schlug, an dem kleinen Tische vor meinem Bett und zog den Faden durch die Arbeit. Im Kachelofen knatterte und krachte das Buchenholz und erfüllte das große Gemach mit behaglicher Wärme, während draußen Weg und Steg verschneit lagen und der Nordwind eisig von den Bergen herabwehte und sich kalt und pfeifend gegen die Fenster legte, als wollte er sehen, was da drinnen im alten Kloster bei Lampenschein so spät noch getrieben werde. Mitunter überkam es mich wie ein Grauen, wenn ich daran dachte, daß ich ganz allein noch wach sei in dem großen, spukhaften Hause, und furchtsam schaute ich umher, meinend, eine der braunen geschnitzten

Thüren thue sich auf und eine schlanke Gestalt in schwarzem Gewande, mit Kopftuch und Rosenkranz, müsse über das Parkett gleiten und mich verwundert mit geisterhaften Augen ansehen. Zuweilen dachte ich auch an Joachim und glaubte da draußen seine zornige Stimme zu vernehmen, und flatterte wohl gar ein Käuzchen mit heiserem Geschrei gegen das Fenster, so warf ich die Arbeit fort und barg meinen Kopf tief in die Kissen des Bettes, mich scheltend und doch zitternd vor unnennbarer Furcht.

Am nächsten Abend aber saß ich wieder da, und heimlich wanderten die Pakete hin und her zwischen Christiane und mir, und als das Weihnachtsfest nahte, da hielt ich eines Abends zwölf blanke Thaler in der Hand, und diese geringe Summe hat mir eine Freude gemacht, wie später nichts Derartiges mehr, was Geld oder Geldeswert bedeutet.

Charlotte kam jeden Tag in dieser traurigen Weihnachtszeit, und, nachdem bei jeglichem Wind und Wetter ein Spaziergang oder eine Fahrt gemacht worden, zerschnitt sie die Stoffe, die uns Gerhard so reichlich zugeschickt, und wir verarbeiteten sie zu Kleidern und Kleidchen. Sie that dies alles so genau und gewissenhaft, saß stundenlang mit einer Ruhe über die Arbeit gebeugt, die gegen ihr sonst so frisches, lebhaftes Wesen erschreckend abstach; drei, viermal mußte ich sie um irgend eine Anweisung fragen, und wenn sie dann die Augen hob, sahen sie mich völlig verständnislos an, als besinne sie sich, wo sie sei. Und unmerklich verfielen die schönen Züge, die schlanke Gestalt beugte sich unter der übergroßen Last des Wehes; sie klagte nicht, sie weinte nicht, aber jede ihrer müden Bewegungen, jeder Blick, jedes matte Lächeln sagten mehr als Worte.

Ich sah dies mit wachsender Angst; ich sah Gerhards besorgtes Gesicht, wenn sie sich müde auf seinen Arm stützte, und sein trauriges Kopfschütteln, wenn er sie teilnehmend fragte, ob sie krank sei? Ich hörte ihr tonloses: „Nichts, ich danke dir!“ Ich wußte, weshalb sie litt, und konnte doch nicht helfen, durfte nicht einmal davon sprechen, denn sie hatte mir schon am Todestage Joachims Schweigen geboten; es sollte niemand wissen, wie nahe Robert ihr je gestanden.

Tante Edith war doch zuletzt aufmerksam geworden, und von dem Augenblicke an, da sie erkannte, wie furchtbar verändert ihr Liebling sei, kam etwas Leben in sie. Sie sprach wieder mit uns, sie nahm selbst eine Arbeit zur Hand und fragte Charlotte mehr als nötig war, nur um sie zum Sprechen zu bringen, ihre Gedanken abzulenken; und Charlotte antwortete, weil sie sich freute, daß jenes teilnahmlose, beängstigende Wesen von der alten Frau genommen sei. Und so stützten sie sich gegenseitig, und eine drängte der anderen zuliebe den heißen Schmerz tief in die Brust zurück. Es war rührend, zu sehen, wie das junge, so schwer getroffene Geschöpf, dem ein einziger Augenblick alle Hoffnungsblüten zerknickt hatte, sich an die alte Frauengestalt schmiegte, ihr liebkosend die schlanken Hände küßte und sie mit einem Lächeln ansah, das Tante Edith die Thränen in die Augen trieb. Sie dachten beide dasselbe; beider Gedanken flogen vorüber an einem einsamen, verschneiten Jägerhause im tiefen Forste zu der finstern, engen Festung, wo der weilte, dem der weite Wald das halbe Leben war, der, überglücklich, ihn kaum begrüßt hatte, und nun seine eben errungene Heimat wieder verlassen mußte, im namenlosen Schmerz um ein verlorenes, unsagbar holdes Glück! Dann preßten sich wohl Charlottes feine Hände fest gegen die Brust, und ihre Augen sahen so groß und finster in das Leere hinaus, als erschaue sie durch die Mauern in weiter Ferne den einsamen, unglücklichen Mann, wie er ruhelos umherwandern mochte und ohnmächtig die Hände ballen gegen das unerbittliche Schicksal.

„Er denkt her!“ sagte sie mitunter halblaut, „ich kann es fühlen, Tante, ich weiß es.“ Sie hatte wohl recht; wohin anders hätten seine Gedanken auch fliegen sollen? „Ja, er denkt her!“

12.

Und so saßen sie wieder einmal zusammen in gewohnter schweigsamer Weise. Charlotte war vor kurzem herübergekommen, sie hatte sich verspätet; Tante Demphoff war verreist gewesen und erst vor wenigen Stunden zurückgekehrt; Charlotte aber schien aufgeregt, und auf ihren Wangen brannten zwei große rote Flecke.

„Gerhard geht gleich nach Weihnachten nach dem Süden, der Arzt wünscht es," sprach sie nach einem Weilchen tiefen Stillschweigens, während sie hastig in dem großen Arbeitskorbe herumwühlte, ohne ein Stück zur Hand zu nehmen, „und ich soll mit; o mein Gott, ich kann nicht fort von hier!" Sie brach in Thränen aus und kauerte sich zu Tantes Füßen nieder.

„Doch, Kind, doch, geh mit; du bist so jung, da kann die Welt, die schöne Welt noch helfen."

„Tante, ich kann nicht!" schrie sie beinahe auf. „Denkst du denn, ich vergäße einen Moment, daß ich Robert verloren habe? Glaubst du denn nicht, daß mich jedes Schöne, das meine Augen sehen müssen, doppelt mahnt, wie es für mich kein Glück mehr auf der Erde gibt? Ach, wenn ich doch lange, lange gestorben wäre! Nun soll ich leben, einen Tag nach dem andern, immerzu, immerzu, ohne — —"

Sie schwieg. Es war die erste leidenschaftliche Klage, die ich von ihren Lippen hörte. Die alte Frau hatte Charlottes Hände ergriffen, aber sie sah nicht zu ihr hinunter; ihr Mund war fest aufeinander gepreßt und ein unsäglich bitterer Ausdruck lag auf dem feinen Gesicht.

„Wenn ich euch helfen könnte, arme Kinder, mein Herzblut



gäbe ich her," murmelte sie, „und sollte ich noch einmal all die Jahre voll Qual durchleben — ich thät's, wenn ich sie euch dadurch ersparte!"

„Ja, du hast recht," sagte Charlotte leise, „es ist eine Qual, dieses Leben, nachdem ich gewußt, wie unsagbar schön es sein kann; aber diese Qual, Tante, sie kann nicht zu lange dauern — ich meine, es muß bald einmal ein Ende sein."

Die alte Dame lachte ironisch. „Es stirbt sich nicht so rasch, mein Kind; ja, das wäre wohl leicht und schön; aber so gut hat es mir der liebe Gott nicht gemacht, den sie den Gerechten nennen. Sieh mich an; vor vierundzwanzig Jahren, da hätt' ich auch schon sterben mögen; es waren Tage, wo ich mir an jedem einzelnen den Tod herbeiwünschte; aber immer weiter ging es, und nach jedem Tage kam die Nacht, und dann wieder ein Tag bis heute — nein, nein, mein Kind, es ist noch lange nicht zu Ende, und — du bist noch jung!"

Sie hatte tief gereizt gesprochen; jetzt hielt sie inne und legte ihre Hand auf Charlottes Arm. „Du bist noch jung, Charlotte," wiederholte sie mit verändertem, weichem Tone, „und ich bin alt und bitter; du kannst noch tausend glückliche Stunden erleben, nicht jedem folgt das Unglück so wie mir."

„Ich will kein Glück!" rief Charlotte heftig. Sie stand

plötzlich hoch aufgerichtet, der Kopf war zurückgebogen und unheimlich sprühend sahen ihre Augen unter den langen Wimpern hervor; dann schlug sie die Hände vor das Gesicht. „Was sollte es mir denn allein?“ stieß sie hervor. Tante Edith aber war aufgesprungen, ein unsägliches Erbarmen lag auf ihrem alten Gesichte; es war, als ob die letzten Worte des Mädchens sie aufgerüttelt hätten aus ihrem Schmerz, ihr ein junges, tief zerrissenes Gemüt zeigend, das ohne einen Trost, ohne liebevolle Stütze sich selbst verlieren mußte.

„Charlotte!“ Sie zog das Mädchen an sich, aber wie sie auch nach Worten suchte, sie wußte nichts zu sagen; ich sah nur, wie ihre Lippen bebten und wie ihre zitternden Hände über den blonden Scheitel strichen. Unwillkürlich langte sie dann nach ihrem Nähtischchen und ergriff das Neue Testament, in dem sie sonst jeden Tag zu lesen pflegte und das sie nicht aufgeschlagen seit jener Unglücksstunde; und als ich diese Bewegung sah, da wurde es mir leicht ums Herz mit einemmal, denn daß das tief gottesfürchtige Gemüt Tante Ediths sich so kalt und fest gegen jenen Trost verschlossen hatte, war mir fast unheimlich gewesen. Aber im selbigen Moment glitten ihre Finger wieder ab von dem kleinen, schwarzen Buche, und die Hände streckten sich wie abwehrend nach der Thür aus. Freilich, sie mochte wohl glauben, eine Erscheinung zu sehen, denn dort stand düster, schwarz, gespensterhaft unheimlich — Tante Demphoff —!

Was wollte sie? Wie kam sie hierher? Auch Charlotte, welche Tantes heftige Bewegung aufgeschreckt hatte, sah starr in die vergrämten Züge ihrer Mutter; dann trat sie vor Tante Edith, als wolle sie diese den suchenden Blicken der großen Frauengestalt entziehen. Jene ging mit unsicheren Schritten an Charlotte vorüber und streckte Tante Edith die Hand entgegen.

„Ich komme, um in etwas meine harten Worte gut zu machen, die ich zu dir sprach, als dein Sohn den meinen erschossen hatte,“ begann sie mit ihrer spröden, harten Stimme ohne weitere Umschweife, und ließ die Hand sinken, die nicht erfaßt wurde; „indessen, ich sollte meinen, in einer solchen Schreckensstunde legt man die Worte just nicht auf die Goldwage —. Ich weiß jetzt,

daß dein Sohn nur gezwungen das Duell annahm, ich weiß, wie fern es ihm lag, mir dieses Leid anzuthun, weiß, daß nur ein unglücklicher Zufall — — und deshalb —" sie hielt inne und schöpfte tief Atem; „und deshalb," begann sie wieder, „war ich jetzt in B. und habe Se. Majestät um Roberts Begnadigung gebeten; Robert ist bereits unterwegs nach Fölkerode oder reist morgen aus E. ab. Ich hoffe, ich habe dir bewiesen, daß ich ein Unrecht wohl einzusehen im stande bin, Edith — ich — bitte dich noch einmal wegen jener harten Worte um Verzeihung: es soll nicht heißen, daß ich ungerecht gewesen bin —"

Tante Edith regte sich nicht. „Ich danke dir, Therese," sagte sie dann, und ihre Stimme klang beinahe so hart als die, die eben verstummte. „Es ist rührend, daß eine Mutter für den Mörder ihres Sohnes bittet, und daß du hierher kommst, es mir zu sagen, ist eine Ueberwindung deiner selbst — —"

„Die du nicht erwartet hast," vollendete Frau von Dempshoff und um ihre Lippen zuckte es.

„Allerdings nicht, Therese, denn es sind dreiundzwanzig Jahre, seit dein Fuß nicht über diese Schwelle gekommen, und bis heute weiß ich noch nicht, was ich dir gethan, weshalb du mich gemieden, als sei ich eine Ausgestoßene? Vergib mir, wenn ich dir nicht danken kann, wie ich es wohl sollte, aber die Worte wollen nicht über meine Lippen. Neulich, als dein Lieblingssohn dort bleich und blutig lag, da waren alle diese Jahre wie ausgelöscht aus meiner Seele, da war mein Herz weich, war ich noch fähig, Liebe zu geben und Verzeihung — heute ist es vorbei, ich habe einen Stein in der Brust, und — — und machtest du mir heute noch einmal das Herz meines Kindes abwendig, wie vor Jahren, ich würde es nicht merken, denn ich fühle nichts mehr!"

Es war, als ob die alte Dame gewachsen sei bei diesen Worten, so imponierend stand sie vor der großen Gestalt der Schwägerin. „O, wie mich das freut, Therese," fuhr sie fort, „es dir heute sagen zu können; lange, lange habe ich mich danach gesehnt! Ich bin namenlos unglücklich gewesen und du warst diejenige, welche die meiste Schuld daran trug; du hast mich



aus meinem Vaterhause getrieben, bei Nacht und Nebel habe ich es verlassen müssen wie eine Ehrvergessene: du hast mir die Zeit meiner Witwenjahre zu der entsetzlichsten gemacht, du hast es dahin gebracht, daß mein Bruder sich von mir abgewendet, du, und immer nur du —"

„Tante! Tante!" rief Charlotte und ergriff den ausgestreckten Arm der alten Dame. „Mama hat es gut gemeint, liebe Tante!"

Frau von Demphoff hatte mit keiner Wimper gezuckt, ihre große, weiße Hand lag ruhig auf der Lehne eines Sessels. „Geh hinaus, Charlotte!" gebot sie; ihre Augen schweiften wie suchend durch das Zimmer und blieben an mir hangen, die ich angsterfüllt hinter der Gardine des nächsten Fensters kauerte. „Nimm sie mit!" rief sie hart und deutete auf mich. Instinktmäßig erhob ich mich und schritt scheu an der großen Frauengestalt vorüber, deren finstere Blicke mir folgten, bis sich die Thür hinter mir und Charlotte schloß.

Da saßen wir in Tantes Schlafzimmer und wagten kaum

zu flüstern, und Charlottes Blicke hafteten weit geöffnet und angstvoll an der hohen, braunen Thür, durch die wir eben getreten. Im Anfang verstanden wir nichts von dem, was drinnen gesprochen wurde, Tante Ediths zarte Stimme klang wohl herüber, doch die Worte verhallten undeutlich. Aber dann erscholl es gewaltig und laut, jenes spröde, kalte Organ, das ich förmlich fürchtete. Charlotte sprang auf und schritt zur Thür, aber die Hände sanken ihr hinunter und blasser noch als sonst wandte sie ihr Gesicht ab. Unwillkürlich war ich ihr näher getreten und nun drang jedes Wort auch in mein Ohr.

„Ich habe ihn geliebt; — wie sehr — das weiß nur ich allein; er übersah mich deinetwegen. Weißt du wohl, was Eifersucht ist? Du kannst es nicht wissen, ich aber habe sie durchgekostet, ich kenne jene Qual, sie ist schlimmer als Wahnsinn! Ich gehörte nie zu denen, die einen Mann lieben, um ihn über den Nächsten zu vergessen; der uns Herz und Hand bietet, und dann einen Eid darauf zu schwören, dieser, und nur dieser sei ihre einzige, erste Liebe gewesen: ich war kein solches tändelndes Geschöpf; was ich einmal erfaßte, das hielt ich fest. Berka hatte sich wenig um mich bekümmert, aber ich hatte ihn nun einmal lieb, und diese Liebe, je weniger er mich beachtete, wuchs bis ins Unendliche. Und trotzdem verlobte ich mich, trotzdem heiratete ich; ich meinte, stark genug zu sein, es wagen zu können, und stolz genug; es sollte auch niemand erfahren, daß ich so lächerlich sei, ohne Gegenliebe. — — Ich gab mir Mühe, ich fing an zu vergessen — bis ich dich mit ihm zusammen sah. Da packte mich jene unselige Leidenschaft, und sie hat mich nicht verlassen, selbst nach seinem Tode nicht. Ich hätte dich nicht sehen können, Edith, ohne meine Fassung zu verlieren, ich weiß nicht, wer die Beklagenswertere gewesen, ich oder du? Ja, wende dich nur von mir, du warst ja stets der Inbegriff aller Tugenden, und du faßt es nicht, daß die Frau, die das Herz des besten, edelsten Menschen besaß, ihm untreu war mit jedem Gedanken. Ich weiß selbst nicht, wie es geschah; wer heißt ein solches Weh kommen? Ich habe mit mir gerungen und gekämpft im ewigen

Zwiespalt; ich habe gebetet, Gott möge mir helfen, die unglückselige Neigung zu überwinden — umsonst — umsonst; sie ließ mich nicht, sie trieb mich sogar, dein Kind ans Herz zu nehmen und es mit Zärtlichkeit zu überschütten, die meine Kinder nicht kannten."

Es war still geworden da drinnen; man vernahm weiter nichts als das leise, hastige Ticken der kleinen Uhr neben Tantes Bett. Ich sah, wie um Verständnis bittend, zu Charlotte empor — war das die kalte, herzlose Frau, die jene Worte sprach, aus denen es so schwül herüberwehte wie ein heißer, versengender Hauch?

„Ich wollte Frieden haben, Edith, um jeden Preis," fuhr sie fort, „ich fing es verkehrt an; ich wollte dich nicht mehr sehen und Robert nicht mehr, und ich wurde hart gegen alle Menschen. Musterhaft war alles in meinem Hause, aber kalt, so kalt; mich fror am meisten dabei, und mein Mann und die Kinder froren; und doch habe ich keine Pflicht versäumt, habe sie lieb gehabt — ich merkte es jetzt so recht, da Joachim mir verloren ging."

Wieder schwieg sie und aus Tante Ediths Stimme klang es wie Weinen; sie sprach lange, lange; zuweilen wurde ein Wort dazwischen geredet, das klang fast bittend und weich.

„— — Weil ich sie ebenso verabscheute, wie dich," sprach Tante Demphoff jetzt wieder. „Bevor sie kam, hatte niemals mein Mann über mich geklagt, hatte vielleicht nicht gewußt, daß es anders sein könne zwischen uns — da sah er des Bruders junges Glück."

„O, wie ich dieses Ineinanderaufgehen der beiden haßte. Sie sahen nur sich, und was der eine sagte, that der andere; und da schien es mir, als richteten sich die Augen meines Mannes öfter als nötig war auf dieses schöne, junge Weib, und als schweiften sie von dort vorwurfsvoll zu mir herüber. O, ich wußte, daß er einen Maßstab anlegte; nie war solch ein Sonnenschein in unserem Hause gewesen, wie er über jene beiden ausgegossen lag. Und meine Ahnung trog nicht. Es kam zu der ersten leidenschaftlichen Scene zwischen ihm und mir, ich weiß

es noch wie heute; ich war finsterer wie je und stach deshalb wohl doppelt ab gegen jenes schöne, elfenhafte Wesen. Da war es so natürlich, daß er mir den ersten leisen Vorwurf machte wegen meiner Kälte und Unfreundlichkeit, und mir wie im Scherz dieses, keines ernsthaften Gedankens fähige, sorglose Geschöpf als das nachahmungswerte Beispiel einer Frau hinstellte, die es in Wahrheit verstände, ihren Mann glücklich zu machen!

„Wie mich das kränkte, wie mir das jeden Blutstropfen zu Eis gefrieren machte! Ich fand mich und meine Pflichttreue unerhört beleidigt, und ich fühlte dies um so tiefer, da ich mir sagte, ich vermöchte mich nie zu ändern. Und wie mit Geierkrallen faßte mich die Angst, ich könne auch das verlieren, was mir das Leben allein noch wert machte, die Liebe meines Mannes! Ich sah vielleicht zu schwarz damals, aber die Art und Weise, mit der jenes kokette Geschöpf vor seinen ernsten Augen umhergaukelte, mit der er auf ihre Neckereien einging, brachte mich außer mir, und dann — — das andere weißt du —"

Da zog mich Charlotte hastig fort, durch die geöffnete Thür meines Zimmers. „Geh, Lena, geh," sagte sie und drückte mich fast gewaltsam in das altmodische Sofa. Ich wußte damals nicht, weshalb sie mich forthaben wollte, ich hatte nichts von dem begriffen, was sie gesprochen, nicht gemerkt, daß zuletzt mit dem eitlen, koketten Geschöpf meine Mutter gemeint sei, meine Mutter, in der ich alles das verehrte, was nur auf Erden eine edle Frau schmücken konnte. Wie hätte ich überhaupt einen klaren Gedanken fassen können? Mit tausend Gewalten packte mich der kurze Abriß jenes Frauenlebens! Alle diese Leiden, diese Irrtümer sollten aus dem entspringen können, was die Menschen Liebe nennen? Aus der Liebe, die ich mir als das Wunderbarste, Seligste im ganzen Menschenleben vorstellte?

Dort saß Charlotte; was war aus ihr geworden, dem lebensfrohen Mädchen? Wäre sie nicht tausendmal glücklicher, wenn sie Robert nicht geliebt — und — da drinnen jene beiden?

„Charlotte," fragte ich und trat zu ihr, „Charlotte, möchtest du nicht lieber, daß du Robert Berka nie gekannt hättest?"

Sie wandte den Kopf und sah mich an; es war ein blitzähnliches Aufleuchten in den blauen Augen, fast wie früher. „O, Kind, wie du fragst!“ erwiderte sie und eine wahre Rosenglut überzog das bleiche Gesicht, „was finge ich an ohne jene Erinnerung? Ich hätte ja dann niemals gewußt, wie schön das Leben sein kann —!“

Das war unlogisch von Charlotte. Ich wollte erwidern: „Dann brauchst du jene Erinnerung nicht, dann bist du ja nicht unglücklich.“ Aber ich schwieg; es lag etwas in ihrer Antwort, das mich verstummen ließ. Und so blieb es still zwischen uns, bis sich die Dämmerung durch die hohen Fenster schlich. Dann stand Charlotte auf und ging in Tantes Zimmer, und als ich nach einer langen Zeit schüchtern um die Thür zu sehen wagte, da saß Tante Edith allein vor dem Sofatische, die Lampe brannte und warf ihren Schein voll auf ein verweintes Gesicht, und vor ihr lag das kleine schwarze Buch.

„Es thut gut, solch ein Weinen, Lena,“ sagte sie aufstehend, „aber die Augen brennen davon, das Sehen geht nicht; setze dich her, Kind, und lies.“ Sie bezeichnete mir eine Stelle und lehnte sich zurück. Es war der 77. Psalm, und ich begann laut zu lesen:

„Ich schreie mit meiner Stimme zu Gott, zu Gott schreie ich, und er erhöret mich.

„In der Zeit meiner Not suche ich den Herrn; meine Hand ist des Nachts ausgereckt und läßt nicht ab, denn meine Seele will sich nicht trösten lassen.

„Ich denke der alten Zeit der vorigen Jahre. Wird denn der Herr ewiglich verstoßen und keine Gnade mehr zeigen?“

Da legte sich ihre Hand auf das Buch. „Halt ein, Lena.“ Und wieder nach einer Pause fragte sie: „Wie heißt der vierzehnte Vers?“

„Gott, dein Weg ist heilig,“ las ich. „Wer ist ein so mächtiger Gott, als du, Gott, bist? Du bist der Gott, der Wunder thut.“

Da nickte sie und faltete die Hände. „Amen!“ unterbrach sie mich laut.



„Wer hätte geglaubt, daß wir noch einmal zusammen=kommen würden?“ begann sie wieder; „nun will es klar werden zwischen uns nach langer Zeit — so vieles, was dunkel war. Und Robert kommt zurück; ich will zu ihm, beide wollen wir hin, sie und ich — —!“

„Charlotte?“ rief ich hastig.

„Nein,“ erwiderte sie, „Therese von Demphoff! Es ist mir, als ob ich träume. — Du bist der Gott, der Wunder thut!“

Was an jenem Nachmittage noch weiter gesprochen worden ist zwischen den beiden so lange verfeindeten Schwägerinnen, habe ich nie erfahren. Vorläufig blieb auch alles beim alten, und Frau von Demphoff kam nicht herüber und Tante Edith besuchte nicht die Villa, und doch war es anders geworden. Worin es eigentlich lag? Wer kann es sagen. Tante Edith hatte ihr ruhiges ergebenes Wesen wiedergefunden, das so anmutend, so

friedenvoll war; und unermüdlich liebevoll sorgte sie um Charlotte und suchte ihr Trost einzusprechen.

Ferra kam in jenen kurzen Wintertagen beinahe täglich in das alte Kloster und half mit Verleugnung ihrer selbst grobe Kinderhemden zur Christbescherung nähen, so daß selbst Gerhard ihr einige anerkennende Worte spendete. Auch er sprach täglich bei uns ein, und jene Stunden waren die traulichsten, die man sich denken konnte. Wie wunderschön müßte es doch erst in der geheimnisvollen, reizenden Weihnachtszeit geworden sein, wenn nicht der düstere Kummerschatten auf allen Stirnen gelegen hätte.

Inzwischen traf man Vorbereitungen zu Gerhards Reise, und je näher die bestimmte Zeit kam, desto mißvergnügter wurde er. „Gott weiß, was ich da draußen soll!“ sagte er ärgerlich eines Tages. „Ich bin wahrhaftig ganz gesund; — aus Vorsicht erklärt unser alter Medizinalrat, aus Vorsicht! Und es ist tödlich langweilig, so allein herumzureisen, noch dazu, wenn man, wie ich, die Ueberzeugung hat, daß das Geld unnötigerweise ausgegeben wird.“

„Doch, Gerhard, du mußt!“ tröstete Charlotte freundlich. „Dies ist ja das letztemal, im nächsten Jahre bleibst du bei uns.“

„Jawohl bei uns,“ pflichtete Ferra bei, „wer weiß, wo Lottchen nächsten Winter ist —!“

„Hier!“ gab jene zurück. „Wo sollte ich sein?“

Ferra zuckte die Schultern. „Möglich!“ sagte sie kurz.

Und das Weihnachtsfest zog vorüber, stumm und kalt und traurig. Nur für mich gab es eine Freude; und für meinen Liebling, der so jubelnd aus dem beschneiten Schlitten sprang, brannte ein Bäumchen in Tantes Zimmer, und unter ihm hatte eine fast väterliche Liebe für den schönen Jungen aufgebaut. Gerhard war herübergekommen in der Dämmerung, um ihn zu sehen und die ganze zaubervolle Weihnachtsseligkeit, die aus den dunklen Kinderaugen leuchtete.

Doch das verflog wie ein Traum und Georg reiste wieder ab; in seinem Täschchen trug er mit wahrem Stolz das Schulgeld, das ich für ihn erstrickt und erhäkelt hatte, denn Vetter Gerhard durften um keinen Preis noch mehr Sorgen aufgebürdet werden.

„Ich gehe nie zum Konditor, Lena, wie die anderen Jungen,“ versicherte er treuherzig, „und ich schreibe ganz enge in meinem Diarium, damit ich Papier spare; und auf der Eisbahn brauche ich nicht zu bezahlen, du weißt ja, Christianens Onkel läßt mich immer umsonst hinauf.“

„Du bist ein lieber, kleiner Kerl, Georg. Du hast ja nun aber das Taschengeld für die gute Zensur, da kannst du wohl auch einmal Sonntags ein Stück Kuchen essen.“

Er schüttelte den Kopf. „Nein, Lena, das spare ich; denn weißt du, was ich werden will? Ich will ein Jäger werden und den ganzen Tag im Walde sein, und dazu muß ich so einen Rock haben mit grünem Kragen und hohe Stiefel; ich habe es Vetter Gerhard schon gesagt.“

Und ein paar Stunden später hörte ich keine plaudernde kindliche Stimme mehr, und auf dem alten Kloster lag wieder Schweigen und Trauer. Ich hatte Sehnsucht nach Georg und bangte vor Gerhards Reise, es war mir, als ob dann auf einmal alles anders werden könne.

13.

Es war ein prächtiger Januartag, da saß ich mutterseelenallein in Tantes Wohnzimmer und so traurig wie noch nie. Vor einer Stunde war Tante Edith nach Fölkerode gefahren, um ihren Sohn zu besuchen, aber allein; nicht, wie verabredet, mit Frau von Demphoff. Drüben in der Villa war unerwartet Besuch eingetroffen und fesselte die Damen an das Haus, so daß auch Charlotte nicht herüber kam und ihre Mutter die Fahrt, die sie jedenfalls ohne Wissen der Kinder unternehmen wollte, aufgeben mußte. Und so hatte denn Tante Edith allein im Schlitten gesessen, und der schöne Platz an ihrer Seite war leer geblieben, so begehrlich auch meine Blicke auf dem eleganten Gefährt ruhten. Tante hatte nur zärtlich bedauert, daß ich so allein bleiben müsse, und war klingelnd davongefahren, als ginge es zum fröhlichen Fest. Und doch war es ein bekümmertes Mutterherz, das sie zu dem tiefgebeugten Sohne zog.

Und wie ich so allein saß und in den glänzend weißen Park hinausschaute und Nähnadel und Faden müßig in der Arbeit stecken ließ, da kamen mir so viele wunderliche und traurige Vorstellungen, daß ich herzklopfend die Näherei wegwarf und mir ein warmes Tuch umband. Ich wollte in die frische Luft hinaus oder zu Gottlieb, meinetwegen auch zu Jette in die Küche, nur nicht mehr allein bleiben, mit solch düsteren Gedanken, die alle fragten: Was soll in der Zukunft aus dir werden? Wie ich darauf kam, zum erstenmal darüber nachzugrübeln? Ja, wer kann es sagen! Es sind ungebetene Gäste und sie lassen sich nicht abweisen.

Als Tante Edith vorhin reisefertig vor mir stand, da schaute

ihr Gesicht so alt und krank aus der dunklen Kapuze, und just so ein Zug von Müdigkeit hatte um den Mund meiner Mutter gelegen in ihren letzten Jahren. Wie, wenn meine Tante Edith stürbe? Wohin sollte ich dann? Drüben in die Villa? Das wäre entsetzlich, zusammen zu sein mit Ferra und Tante Therese — und hier bleiben? Ja wie konnt' ich denn das, allein? Ich schauderte zusammen; wie lange dauert es noch, bis Georg erwachsen ist?

Und wenn Gerhard eine junge Frau — —? Ich schrak plötzlich empor; es that weh, mir dies vorzustellen, ich mochte mir keine neben ihm denken. Und doch, es wird kommen, vielleicht schon bald — es ist ja so wunderbar auf der Welt.

Da klang ein fester Schritt den Korridor hinauf, und im nächsten Augenblick stand Gerhard vor mir. Das Blut stieg mir ins Gesicht und meine Augen sahen fest zu Boden in nie gekannter Verlegenheit.

„Ah, Cousine, ich sehe, Sie wissen schon!“ sagte er zwischen Ernst und Scherz. „Sie haben recht, sich nun einmal gründlich zu schämen. So, nun setzen Sie sich.“ Er führte mich zu Tantes Lehnstuhl am Kamin und nahm mir gegenüber Platz. „Ich will Ihnen einmal einen Brief vorlesen, der mich vorhin in das denkbar größte Erstaunen gesetzt hat.“

Ich wagte scheu zu ihm hinüber zu sehen, aber sein Gesicht war hinter dem großen Briefblatte verborgen. „Ich bin nur froh, daß das Schriftstückchen noch zur rechten Zeit eintraf,“ schob er ein, ehe er zu lesen begann:

„Lieber Vetter! Anbei erhältst du das Schulgeld für das Neujahrsquartal zurück, weil es schon bezahlt ist; Lena hat was genäht. Ich danke dir auch sehr schön für alles Liebe und Gute, aber Lena sagt, du solltest nicht alles für uns bezahlen, du hättest schon genug —

„Gestern bin ich im Lateinischen einen heraufgekommen. Adieu, lieber Vetter, grüße Lena und behalte lieb deinen Vetter Georg.“

Er ließ das Blatt sinken und sah zu mir herüber; es leuchtete etwas aus seinen blauen Augen, das weder Zorn noch Freude



war, das mich aber zwang, sofort wegzusehen und mir das Herz stürmisch klopfen machte.

„Sie sind eine kleine Thörin, Lena," sagte er weich, „und ich will es nun ein für allemal nicht haben, daß diese Augen da nächtelang auf feiner Arbeit ruhen, um ihren Glanz zu verlieren. Ich würde ernstlich böse sein mit Tante Edith, daß sie nicht besser Obacht gab auf das kleine Mädchen mit dem guten, großen Herzen, wüßte ich nicht, daß alle ihre Sorgen in der einen aufgehen, in der Sorge für ihren unglücklichen Sohn. — Aber nun, Lena, wie kann ich ruhig abreisen, wenn ich mir

denke, Sie leben beständig in dem thörichten Wahn, mir eine Last zu sein? Da werde ich am Ende doch Reise Reise sein lassen, die Koffer wieder auspacken und — —"

„Ums Himmels willen!" rief ich erschreckt.

„Nein? Soll ich doch reisen?" fragte er. „Aber wollen Sie mir auch versprechen, keine Kapitalien mehr anzusammeln durch nächtliches Arbeiten? Oder meinen Sie, es ist mir angenehm, wenn ich irgendwo im Süden umherschwärme und denken muß, daß hier zu Hause — —" Er brach ab. „Wollen Sie mir versprechen, vernünftig zu sein, Lena? Nun schlagen Sie nur ein!" ermunterte er und hielt mir die Hand hin, und als ich es verlegen und zögernd that, behielt er sie fest in der seinen.

„So, und nun habe ich noch eine Bitte an Sie. Ich gehe nicht leichten Herzens fort, Lena, und hauptsächlich Charlotte macht mir große Sorgen. Sollte ihr irgend etwas zustoßen, sollte sie krank werden, so bitte ich Sie, benachrichtigen Sie mich. Ich habe Ihnen meine Reiseroute ziemlich genau aufgeschrieben und rechne auf Ihre Güte. Von Ferra kann ich es leider nicht beanspruchen, sie hat kein Auge für dergleichen, und außerdem — ich glaube nicht, daß sie es hier aushält den Winter hindurch. Mutter gegenüber klagte Charlotte nie; so bleibt mir nur noch Tante Edith, aber ich mag diese nicht quälen; wollen Sie mir zuweilen Nachricht geben?"

„Gern," versicherte ich.

„Ich danke schon im voraus, Cousine. — Und die Antwort, darf ich sie an Ihre Adresse senden?"

„O ja!" rief ich entzückt, „ich habe ja, außer von Georg, noch nie einen Brief bekommen."

Gerhard lächelte; dann zog er seine Brieftasche hervor und nahm ein Blatt heraus. „Cousinchen, also zuerst Montreux, dann die italienischen Seen, über Milano nach Florenz und schließlich Napoli. Haben Sie schon einmal etwas über den Ort gehört, von dem der Italiener sagt: ‚Wenn du Neapel gesehen, so stirb'?"

„Natürlich, in der Geographiestunde," erklärte ich fast gekränkt.

„Ich möchte, Sie könnten mitkommen, Magdalene; es ist wonnig dort, und doch —. Kennen Sie das kleine Lied: ‚Zwischen Frankreich und dem Böhmerwald‘?“

Ich schüttelte den Kopf.

„Nicht? Charlotte sang es reizend; vielleicht kommt ihr doch einmal eine fröhliche Stunde, dann singt sie es Ihnen auch wohl vor; sie hat einen Vortrag wie geschaffen für diese kleinen Lieder.“

„Charlotte singt gewiß nie mehr!“ rief ich aus, verstummte aber. Durfte ich es ihm denn sagen, daß sie weit unglücklicher war, als die anderen Menschen wußten?

„Niemals mehr? Meinen Sie, Lena? Ich fürchte es fast auch,“ sagte Gerhard; indessen Charlotte — sie ist noch so jung, ein solcher Schmerz muß sich ausbluten; es wäre unnatürlich, verharrte sie immer in diesem traurigen Zustande; ich hoffte viel von einer Reise für sie. Nun will sie aber Wendhusen nicht verlassen, und man darf sie nicht zwingen jetzt — die Zeit, die Zeit muß da helfen.“ Er war währenddem langsam im Zimmer auf und ab gegangen, nun blieb er vor mir stehen.

„Hat Ihnen Charlotte — ich meine, Sie waren vertraut miteinander — niemals von ihrer Liebe gesprochen?“

„Nein. Ich habe sie aber gesehen,“ sagte ich mutig. Warum sollte er es nicht wissen?

„Wen, Cousine?“

Ich wurde rot über meine dumme Antwort. „Charlotte und Robert, als sie sich eben verlobt hatten.“

„Verlobt hatten?“ rief er erschreckt und staunend. „So weit war es bereits gediehen? Wann war das, Lena?“

„Am Abend vor dem Duell.“

Er schwieg und schaute bleich zu Boden. „Das arme, arme Kind!“ sagte er dann im Tone des tiefsten Mitleids. „Das habe ich nicht gedacht; so weit glaubte ich sie noch nicht gekommen —!“

„Es waltet ein eigener Unstern über den Frauen aus unserem Hause,“ begann er nach einer Weile und fuhr heftig mit der Hand durch seine starken, blonden Haare. „Schon aus längst

vergangenen Zeiten klingen allerhand wunderbare romantische Begebenheiten zu uns herüber: Entführung, ins Kloster gehen, leidenschaftlich unglückliche Ehen, ja, sogar ein Selbstmord, zu dem es eine Urgroßtante von uns trieb, als ihr Geliebter unter dem alten Fritz bei Hochkirch fiel. Meine Großmutter erzählte mitunter die Einzelheiten jener tragischen Geschichte, und wie man gesucht in einer jener dunklen Oktobernächte, die dem blutigen Tage folgten, und endlich das schöne Mädchen mit zerschmettertem Kopfe, erschossen — fand; sie hatte es als echtes Soldatenkind verschmäht, Gift zu nehmen oder ins Wasser zu springen und hatte auf diese für Frauen ungewöhnliche Weise ihr Leben geendet, das sie ohne ihn nicht zu tragen vermeinte.

„Und so ist's weiter gegangen bis auf Tante Edith, bis auf Ferra und Charlotte; es ist wunderbar, als ruhte gar kein Segen auf unserem Hause. Das Leben meiner Eltern war kalt und entbehrte jeden Schimmers von Liebe; Ferra hat, so kurz ihre Ehe war, mehr wie unglücklich gelebt, weil sie einen andern liebte, dem sie aus Caprice einen Korb erteilt hatte, und das arme Kind Charlotte sieht das Blut des Bruders fließen zwischen sich und ihrem Glück — wahrhaftig, man könnte abergläubisch werden!“ Er begann hastig im Zimmer auf und ab zu schreiten.

„Lena,“ fragte er dann nach einer Pause, vor mir stehen bleibend, „was würden Sie thun, wenn Sie jemand so recht von Herzen lieb hätten und er wäre so unglücklich gewesen, Ihren Georg zu erschießen?“

Ich sah ihn erschrocken an, fand aber keine Antwort.

„Mein Gott,“ sagte er leise, „wie mochte ich Sie auch so fragen, Sie können ja gar nicht darauf antworten.“

„O doch!“ erwiderte ich, „ich selbst kann nicht sagen, was ich thun würde, denn ich — ich meine aber, wenn ich an Charlottes Stelle wäre, so ginge ich zu Robert und sagte: ‚Du bist schon unglücklich genug, du sollst es nicht noch mehr werden; ich gehöre zu dir, und was die Welt sagt, soll uns nicht kümmern!‘“ Ich sprach mit vollster Ueberzeugung, und begriff in diesem Moment nicht, warum Charlotte nicht längst dasselbe gethan.



Gerhard stand jetzt dicht vor mir. „Das würden Sie thun, Cousine?“ fragte er.

„Ja! Denn das müßte eine erbärmlich schwankende Liebe sein, die sich deshalb abwenden wollte. Ich bin neulich in der Kirche gewesen und habe gesehen, wie der Prediger nach dem Gottesdienste ein junges Paar traute. Da gelobten sie sich, in bösen und guten Tagen getreulich bei einander zu stehen, in Not und Tod und allem Schicksal; und ist denn ein Versprechen,

das man sich gibt bei der Verlobung, nicht ein ebenso ernsthaftes, wie vor dem Altar? Wenn nun Charlotte und Robert bereits getraut waren, würde sie dann nach jenem Unglück sofort sein Haus verlassen haben? Hätte sie dann nicht gerade die Verpflichtung gehabt, ihm doppelt treu zur Seite zu stehen? Nein, sehen Sie, Vetter, wenn ich mir denke, er sitzt da in seinem Schmerz, seinem Gram, allein in dem weltfernen Hause, ich — ich weiß nicht, ob ich es aushielte, ihn ohne Trost zu lassen — ich glaube es aber nicht. O, wenn ich nur —" Ich schwieg bestürzt, denn in der hereinbrechenden Dämmerung hatte ich hinter Gerhard ein totenbleiches Gesicht erblickt.

„Charlotte!" rief ich erschreckt. Ja, da stand sie, und niemand hatte sie eintreten gehört; sie stützte sich auf die Lehne eines Sessels und ihre Augen hingen fast verzehrend an meinem Gesicht.

„Magdalene," sagte sie leise, „würdest du mich begleiten nach Fölkerode?"

„Charlotte, du wolltest?" rief ich überrascht. „Um Gottes willen, Charlotte!" stammelte auch Gerhard erschreckt.

Da richtete sie ihre zarte Gestalt hoch auf, ein Hauch von Röte flog über ihr Gesicht, sie trat einen Schritt näher zu Gerhard. „Magdalene hat recht!" rief sie, „ich bin treulos und pflichtvergessen gewesen. Ich habe ihm in jener schrecklichen Stunde, als er in seiner Verzweiflung zu mir kam, geheißen, er solle von mir gehen; habe mich von ihm abgewandt, anstatt ihn zu trösten und ihm zur Seite zu stehen, wie es sich gehörte für diejenige, die noch vor wenigen Stunden gelobt hatte, sein Weib zu werden. Ich habe ihn gehen geheißen, weil ich wähnte, das Blut, das er vergossen habe, trenne uns bis in alle Ewigkeit. — Es ist mein Bruder, den er getötet hat, ja! Aber that er es nicht gezwungen, aus Notwehr? Geschah es nicht absichtslos, durch einen unberechenbaren Zufall? Robert stand meinem Herzen tausendmal näher als Joachim — was war er mir im Leben? Nichts! Er ist der Mörder meines Glückes, er hat freventlich gespielt mit einem Menschenleben, weil ihm das seine nichts mehr galt, ihm nichts mehr gelten konnte. Keine einzige Stimme

in meinem Herzen spricht für ihn, jeder meiner Gedanken klagt ihn an als den, der mir mehr genommen als mein Leben! Magdalene hat recht. Seit jener Stunde, wo ich ihn scheiden sah, habe ich mir dasselbe gesagt, was sie soeben aussprach, und habe gerungen mit mir selbst; ich wollte sie nicht hören, diese Stimme — und warum? Weil mich das Wort erschreckt: Er hat deinen Bruder getötet! Weil ich wußte, alle Welt würde die Hände erheben und ‚Wehe'! schreien über die lieblose Schwester — und ich kann doch nicht anders, Gerhard, ich kann nicht anders! Hilf mir, Bruder, ich bitte dich!"

Sie hielt ihm die beiden Hände entgegen, ihre Augen leuchteten von Entschlossenheit und in ihrer ganzen Haltung lag eine unerschütterliche Willenskraft ausgeprägt.

Gerhard erfaßte ihre Hände. „Charlotte, hast du wohl bedacht, was du verlangst?" beschwichtigte er. „Ich bin es nicht allein, der zu entscheiden hat in dieser Sache; würdest du nicht deine Mutter schmerzlich betrüben, die zu schonen alle Ursache vorhanden ist? Bedenke, sie war jeder Annäherung Roberts in tiefster Seele abgeneigt, und jetzt — es ist unmöglich, Charlotte — beruhige dich," bat er ergriffen. „Ich fühle, es ist gut und recht, was du sagst, aber du bist aufgeregt jetzt, wir wollen ruhiger darüber reden, wenn — — laß erst noch eine Zeit darüber hingehen!"

„Meine Mutter?" fragte Charlotte, und ein siegesfrohes Lächeln flog einen Augenblick um ihren feinen Mund. „O, Gerhard, wenn ich alles so genau wüßte, als daß sie meinen Entschluß billigen wird! Du kennst sie nicht so wie ich. Aber wenn sie auch mit ihrem ganzen Sein dagegen wäre, ich könnte nicht anders, würde nicht eher ruhig werden, bis ich ihn gesehen. — Und warten, Gerhard? Worauf denn? Nein!" rief sie, „nein, Gerhard, jetzt will ich zu ihm; meinst du denn, ich wollte so frivol sein und ihm sagen: ‚Hier bin ich, hier hast du deine Braut wieder?' Nein, zwischen unserem Liebesglück da liegt es gewitterschwer und finster, und wer weiß, ob sich jemals diese Wolken lichten? Geh, du kennst mich nicht, Gerhard, ich habe nicht daran gedacht. Ich will ihm nur zeigen, daß er meine Liebe nicht ver-

loren hat. Ich will ihm nur ein Wort des Trostes sagen, ihm beweisen, daß ich einen Charakter besitze, der festhält an dem, was er für gut und recht erkannt; will nur mich selbst beruhigen, denn ein Leben, wie ich es jetzt führe, ist fürchterlich! Immer noch, immer sehe ich sein trauriges, bleiches Gesicht vor mir, als ich ihm unabweislich sagte: ‚Wir müssen uns trennen, Robert, geh!' O, wie habe ich es nur gekonnt! — Gerhard, nur das eine, ich bitte dich!" rief sie und faßte seinen Arm, als er schwieg und ernst auf sie niedersah; „dann gehe ich mit dir, schon morgen, wenn es sein muß, nur laß mich ihn noch einmal sehen, Gerhard; du weißt ja nicht, was es heißt, ein Glück verlieren, das man schon so sicher in den Armen hielt —"

Der große Mann schlang zärtlich seinen Arm um die bebende Gestalt der Schwester. „Wann willst du fahren?" fragte er leise.

Aber statt aller Antwort schrie sie auf; es war wie ein Erlösungsschrei, den ihr armes, gequältes Herz ausstieß. „Gleich! gleich!" rang es sich von ihren Lippen, „Gerhard, so rasch du kannst!"

Er ging an den Nebentisch und brachte ihr ein Glas Wasser, dann sah er nach der Uhr: „Ein Viertel auf fünf, um neun Uhr könnt ihr dort sein. Es ist mir eine Beruhigung, daß ich Tante Edith dort weiß. Aber dein Versprechen, Charlotte — du kommst mit mir?"

„Ja, ja!" — sie sprach es hastig — „wohin du willst; und jetzt zu ihm, nach Fölkerode!"

Eine Viertelstunde später hielt ein Schlitten vor dem Gitterthor; Gottlieb saß auf der Pritsche, und in dicke Pelze und Decken vermummt, hob uns Gerhard hinein. „Fahrt glücklich!" sagte er bewegt, „ihr kommt noch diese Nacht zurück, ihr könnt Tante Ediths Pferde benutzen, die sind ausgeruht."

Ich antwortete ihm, denn Charlotte war kaum eines Wortes fähig.

„Ich führe gern mit," setzte er noch hinzu, „aber es ist leider unmöglich; nun muß ich euch Gottlieb anvertrauen. — Bring sie glücklich wieder, Alter, und laßt euch nicht beschwatzen,



den Richteweg durch die Wolfslöcher zu nehmen; es darf nicht auf eine halbe Stunde ankommen."

„Gerhard!" sagte Charlotte, und ihr schönes Gesicht bog sich zu ihm hinüber, „ich danke dir!"

Er drückte gerührt einen Kuß auf die Stirn. „Adieu, Charlotte! Adieu, Cousine!“ Die kräftigen Pferde zogen an und pfeilschnell und lustig klingelnd flog das leichte Gefährt in den sinkenden Abend hinaus.

Es war ein stiller, klarer Winterabend, ringsum das weite, weiße Land, und seitwärts in der Ferne die verschneiten Berge. Im Westen lag noch ein mattes Gelb am Horizont, aber über uns begannen schon die Sterne zu funkeln; kein Laut weit und breit als das Klingeln unserer Glocken und dann und wann das Knallen der Peitsche. Hier und dort lag ein Dorf am Wege, wir sahen die erleuchteten Fenster unter den weißen Dächern und wütendes Hundegebell begleitete uns; dann ging's wieder auf die einsame Landstraße hinaus und endlich bogen wir in den Wald. — Wer hat schon einen Wald im Schmucke des Anhanges gesehen und flimmerndes Mondlicht darüber ausgegossen, daß es funkelt und glitzert, als wären Millionen Diamanten ausgestreut? Es ist das Feenhafteste, was man erblicken kann in unseren nordischen Ländern, so schön, daß es kaum zu schildern ist! Ein Ausruf des Entzückens entschlüpfte meinen Lippen. „O, Charlotte, sieh doch, sieh!“ rief ich; aber sie antwortete zerstreut, nur Gottlieb teilte meine Freude, und so ging es schweigend weiter, immer weiter hinein in den verschneiten Wald.

Es war eine endlose Fahrt, und zuletzt drang die Kälte durch Pelze und Mäntel. „Dauert es noch lange, Gottlieb?“ erkundigte ich mich leise. „Eine halbe Stunde,“ erwiderte er. Und da regte sich Charlotte.

„Sind wir schon im Fölkeroder Revier?“ fragte sie.

„Schon lange, gnädiges Fräulein.“

Mit einem „Ah!“ der Erleichterung richtete sie sich aus der liegenden Stellung empor. „Endlich!“ klang es aus vollstem Herzen heraus. „Endlich, Lena, und das ist gut. — Sieh, davon habe ich jede Nacht geträumt, jede Nacht bin ich durch diese Wälder gefahren zu ihm. O, welche Seligkeit, daß es im Wachen ist heute, daß ich mich frei gerungen habe von allen Rücksichten, die das Edelste, das Beste, was im Menschenherzen wohnt,

das rechte, echte Lieben ersticken wollten. O, Lena, ich bin befreit wie von einem entsetzlichen Alp!"

In diesem Augenblick bog der Schlitten in einen Nebenweg und am Ende dieses Weges tauchten zwei helle schimmernde Punkte auf.

„Das Forsthaus, gnädiges Fräulein!" sagte Gottlieb, die Pferde anhaltend. „Soll ich vorfahren, oder wollen Sie aussteigen? Ich meine, die Hunde werden einen gewaltigen Lärm schlagen."

„Nein, ich steige hier aus," rief Charlotte. „O, ich kenne ja alles ganz genau aus seiner Beschreibung." Und im nächsten Augenblick hatte sie die Verhüllungen abgeworfen und war elastisch aus dem Schlitten gesprungen.

„Ich fahre langsam nach," erklärte Gottlieb und half mir beim Aussteigen. Und nun schritt ich hinter Charlotte auf dem schmalen Pfade, der in den Schnee getreten war, und die zwei hellen Punkte wurden größer und die Umrisse eines Hauses hoben sich dunkel von dem schneehellen Hintergrunde ab.

Es war ein stattliches Gebäude, das da vor uns lag in flimmerndem Mondlichte, umstanden von alten, riesenhaften Bäumen, die ihre kahlen Zweige wie schützend über das weiße Dach mit dem spitzen Giebel streckten. Breite, mächtige Stufen führten zu der Hausthür empor, deren plumpes Schnitzwerk das Schneegestöber mit zarter Hand in allen Konturen nachgezeichnet hatte. Ueber der Hausthür prangte das Wahrzeichen einer Jägerheimat, ein prächtiges Hirschgeweih, und ringsumher standen die großen, weiten Wälder, und die Nacht hielt sie umfangen mit feierlichem Schweigen; kein Laut, kein Ton in weiter Runde, der an die Welt da draußen mahnte; es webte ein Frieden, eine keusche Abgeschiedenheit um dieses einsame Jägerhaus, die fast überwältigend war.

Charlotte stand vor den schneeverwehten Stufen; die Capote des pelzgefütterten Mantels war halb von ihrem blonden Haar geglitten und das süße Gesicht sah in dem blassen Mondlicht elfenhaft lieblich aus der dunklen Samtumhüllung hervor; ihre Blicke hingen mit verzehrender Sehnsucht an den zwei heller-



leuchteten Fenstern; sie hatte die Hände über der Brust gefaltet und achtlos traten ihre Füße in den hohen Schnee.

„Dort! Dort drinnen!“ flüsterte sie, „Tante Edith und

er — und er!" — In stummer Hast, als gälte es, mit jeder Minute zu geizen, eilte sie nun die Stufen hinan, der Mantel glitt von ihren Schultern und lag wie ein dunkler Schatten auf dem hellen Grunde, aber sie merkte es nicht; ihre Hand erhob den blitzenden Klopfer und ließ ihn heftig auf die Metallplatte fallen; im Hofe schlugen die Hunde an; ich lehnte mich herzklopfend an das eiserne Geländer der Freitreppe und schloß die Augen.

Da wurde die Thür aufgethan, der Ruf einer Männerstimme scholl hinaus in die stille Nacht: „Charlotte! Charlotte!"

Erschütternd hallte es wieder in meinem Herzen; niemals vergesse ich jenen Ton, jenen tiefen leidenschaftlichen Klang! Eine ganze Welt von Weh und Jubel lag in dem einfachen Mädchennamen. Rötlicher Lichtschein, seltsam mit dem bläulichen Glanze des Mondlichtes vermischt, fiel aus der Thür, auf deren Schwelle die schlanke Gestalt des Mädchens stand; sie hatte sich herniedergebeugt und ihre beiden Hände umfaßten das Haupt des Mannes, der vor ihr niedergesunken war; und „Charlotte!" wiederholte er noch einmal, „Charlotte!"

14.

Wendhusen war einsam geworden. Gerhard und Charlotte hatten ihre Reise nach dem Süden angetreten und Ferra war mit Kind und Bonne nach Berlin gereist, um doch wenigstens etwas vom Fasching zu genießen; Theater, Konzerte und ein Rout vertrügen sich ja wohl mit der Trauer, meinte sie, man könne hier nervös werden in der Einsamkeit!

Tante Edith und ich im alten Kloster, Frau von Demphoff in der Villa, waren zeitweilig die einzigen Insassen der weiten Räume auf Wendhusen.

Und der Winter zog an den dicken Mauern vorüber mit seinen Unbilden, seinen Schneetreiben und Regengüssen; einförmig gingen und kamen die Tage, und jeden Abend löschte ich einen Kreidestrich an meiner Stubenthür aus; das hatte mir Gottlieb als ein bewährtes Mittel empfohlen, die Zeit rascher vergehen zu machen, und der alte Mann hatte es sich nicht nehmen lassen, selbst eine Anzahl solcher Striche auf das braune Getäfel der Thür zu malen.

Das war ein schwerer Tag für mich gewesen, an dem Gerhard und Charlotte kamen, um Tante und mir adieu zu sagen! Ich konnte auch nicht anders, ich weinte wie ein kleines Mädchen, als Charlotte mir immer wieder einen Kuß auf den Mund drückte. „Ich schreibe fleißig, Lena," sagte sie, „und du antwortest mir, nicht wahr?"

Ich nickte und sah in ihr schönes Gesicht. Wir waren seit jenem Abend im Fölkeroder Forsthause erst recht Freundinnen

geworden, und in der späten Nacht, da wir zurückfuhren nach Wendhusen, da hatte sie ihren Arm um mich geschlungen und mir tausend Schmeichelnamen gegeben, und warme Dankesworte waren in mein Ohr geklungen: Ich hätte ja zuerst das ausgesprochen, was sie schon so lange im Herzen getragen! „Und bist du nun ruhiger, Charlotte?“ hatte ich dann gefragt.

„O, Lena,“ antwortete sie, „ich kann dir gar nicht beschreiben, wie es war in meinem Herzen, und wie es jetzt ist —! Weißt du noch, als wir im Sommer einmal von dem furchtbaren Gewitter überrascht wurden auf unserem Spaziergange? Erinnerst du dich, wie sich die Bäume im Sturme bogen und schwankten, nicht wissend, wie sie sich behaupten sollten in dem tosenden Wetter? Sieh', so war es mit mir, just so hatte es mein Herz gepackt und es wußte nicht, bei wem es sich bergen sollte, bei wem Schutz suchen in dem wilden Sturm der Gedanken und Empfindungen. Und dann nachher, als Donner und Blitz vorüber waren, als nur noch ein leises Tröpfeln über uns dahinzog — noch war der Himmel bedeckt, noch schien die Sonne nicht wieder, aber gleichwohl ging ein Aufatmen durch die Natur, eine friedvolle Ruhe —, da zerrissen an einer Stelle die Wolken und ein Stückchen des blauesten Himmels leuchtete hervor. — So ist's in mir, Lena; noch scheint meine Sonne nicht wieder, noch lange, lange nicht; aber der Sturm hat ausgetobt, es ist Friede hier innen, und ein Stückchen blauen Himmels sah ich doch, als ich vorhin meinen Namen von ihm rufen hörte, als ich ihm in das so liebe, blasse Gesicht blickte, und aus seinen Augen las, was er gelitten in der Zeit unserer Trennung; als ich empfand, wie ein kleines Wörtchen Wunder thun kann, wenn es die Liebe spricht. Ich habe Frieden gefunden, Lena, weil ich gethan, was meine Pflicht war!“

Und so sah ich denn in ihre feuchten Augen: „Ja, Lottchen, ich schreibe, so oft du willst, alles, alles, was hier passiert.“

Gerhards Abschied aber war merkwürdig; er ging so ungeduldig im Zimmer auf und ab, und endlich sagte er sogar zu Charlotte, und seine Stimme klang ärgerlich: „So, nun ist's genug des Küssens, Schwester!“ Und als diese sich betroffen umwandte,

trat er zu mir und reichte mir flüchtig die Hand mit beinahe finsterer Miene: „Leben Sie wohl, Cousine.“ Aber an der Thür kehrte er noch einmal um, und vor mir stehen bleibend, nahm er meine Hand wieder in die seine. Charlotte war schon draußen im Korridor und Tante Edith hatte sie begleitet.

„Magdalene,“ sagte er weich, „wissen Sie noch, was Sie mir versprochen haben?“

Ich nickte stumm; die Thränen flossen mir wieder aus den Augen.

„Sie müssen nicht weinen, Cousine, was sind ein paar Monate der Trennung von — Charlotte? Wie bald sind sie dahin, und dann — es gibt ja kaum noch eine Entfernung, in 48 Stunden kann man hier sein, in noch kürzerer Zeit; das bedenken Sie. Es lohnt sich kaum, daß man adieu sagt, ich meine, man muß heutzutage keinen feierlichen Abschied nehmen; es ist für mich das Schrecklichste, was es gibt, solch eine thränenreiche Trennungsscene. — Trocknen Sie die Augen, Lena, und lachen Sie noch einmal, ehe ich gehe, ich sehe Sie sonst beständig weinend vor mir.“

Ich versuchte zu lächeln, aber es mißglückte total. „Sehen Sie mich an, Cousine,“ bat er; ich blickte zu ihm empor, aber die dicken Thränen in den Augen ließen ihn mir nur ganz undeutlich erscheinen.

„Adieu, Lena!“ sagte er noch einmal, „und wenn ich zurückkehre, haben Sie wohl wieder die hübschen Locken statt der garstigen Zöpfe, nicht wahr?“

Da mußte ich doch lachen; es war ja zu komisch, auf einmal die Locken zu vermissen, die ich schon so lange nicht mehr trug. „O, Vetter!“ rief ich, „dann sehe ich aus wie ein landfremdes Zigeunermädchen!“

„Eben darum!“ versicherte er ernsthaft; „aber wer behauptet denn das?“

„Ferra!“ erwiderte ich, noch immer lachend.

„So? Und wenn es Frühjahr werden will, dann flattern sie wieder um das Köpfchen, nicht wahr? Für jetzt habe ich nichts gegen die Zöpfe. Sehen Sie, nun habe ich erreicht, was ich



wollte — da lachen Sie. Aber jetzt muß ich fort, ehe es wieder ernsthaft werden will!" Und in demselben Moment hatte sich ein blonder Kopf herniedergebeugt und auf meiner Stirn fühlte ich einen Kuß, so leise und scheu, kaum zu merken; und „lebe wohl, Magdalene!" flüsterte seine Stimme an meinem Ohr; dann schritt er, ohne sich umzusehen, aus dem Zimmer.

Verwirrt schaute ich ihm nach; als aber die Thür hinter ihm zufiel, da flüchtete ich in meine Stube, und dort barg ich mein glühendes Gesicht in die Kissen des alten Sofas. Mir war auf einmal zu Mute, als seien Himmel und Erde aus den Fugen gegangen! Ein fortgesetztes Träumen überkam mich während der einsamen Tage, die nun folgten. Was da alles durch mein junges Herz gegangen — ich weiß es heute nicht mehr, aber es waren süße, selige Zeiten. Stundenlang konnte ich in einer Fensternische sitzen und nach dem Park drüben schauen, stundenlang in der Dämmerung am Kamin hocken und, ein paar von

Tantes Katzen zärtlich im Schoß, die sprühenden Flammen beobachten; und abends lag der Atlas auf dem Tische und meine Finger folgten den Reisenden auf der Karte, während meine Phantasie sich die Schweizer Alpen und italienischen Landschaften vormalte.

Tante Edith ließ mich ruhig gewähren; gütiger und zärtlicher zu mir als je, verwöhnte sie mich, als sei ich eine kleine Prinzessin. Sie war so selbstlos, die zarte, schwergeprüfte Frau, und seit jenem Abend, da Charlotte so unverhofft das Haus Roberts betrat, war wieder die alte Zuversicht und Dankbarkeit bei ihr eingekehrt.

„Sieh, Kindchen," sagte sie noch an demselben Abend zu mir, „sieh, so mußte es kommen, sie wären sonst alle beide zu Grunde gegangen; du glaubst nicht, in welch verzweifeltem Zustande ich Robert ein paar Stunden zuvor fand; Gott sei gelobt, er hat nun wieder Mut zum Weiterleben." — Und in ihrer Dankbarkeit konnte sie sich nie Genüge thun, für andere zu sorgen und zu helfen; ein jeder, der ein Leid im Herzen trug, fand Trost bei ihr; jeder Kranke, jeder Arme Hilfe und Rat; an alle dachte sie, nur nicht an sich selbst.

Zwischen Ferra und Tante aber kam es vor der Abreise der ersteren noch zu einer unerquicklichen Scene. Anfänglich hatte Ferra die Absicht gehabt, in Wendhusen zu bleiben; sie erzählte wenigstens, als sie etwas verdrießlich ins Kloster herüber kam, daß sie sich verpflichtet dazu fühle; sie habe es Gerhard versprochen und irgend „wer" müsse doch auch zugegen sein, denn mit Mama sei seit Joachims Tode kein vernünftiges Wort zu sprechen. Sie schließe sich halbe Tage lang in ihr Zimmer ein, und wenn sie dann mittags zu Tische komme, habe sie nicht Augen noch Ohren, weder für sie — Ferra —, noch für den kleinen süßen Buben, der doch gar zu reizend sei jetzt mit seinem kindlichen Geplauder.

Nun habe sie eine so dringende Aufforderung von einer lieben Freundin bekommen, daß es geradezu ungezogen sei, dieselbe auszuschlagen, und deshalb reise sie morgen schon. Gerhard werde den Entschluß wohl billigen, sie wolle von Berlin aus an ihn schreiben.

„Dann wird ihm allerdings nichts anderes übrigbleiben,“ lächelte Tante Edith, „indessen glaube ich auch, daß dir Gerhard sehr gern eine kleine Abwechslung gönnt, Ferra. Nur meine ich, wenn Therese — deine Mutter“ — verbesserte sie sich, „so leidend ist, wäre es doch gut, wenn eins von den Kindern in ihrer Nähe bliebe, falls sie — —“

„Krank werden sollte!“ vollendete Ferra. „Aber, beste Tante, Mama und krank werden, mit ihrer robusten Gesundheit? Ich wette mit dir so hoch du willst, Mama überlebt uns alle, wie wir da sind, Gerhard und Charlotte und mich; der einzige, der diese feste Konstitution von ihr geerbt hatte, war Joachim und dem hat sie leider nichts genützt. — Ich bitte dich, Mama krank werden! Sie, die keine Ahnung hat, was Nerven sind, der noch nie ein Finger weh that!“

„Wie du meinst,“ entgegnete Tante Edith kühl, „du mußt wissen, was deine Pflicht ist.“

„Allerdings!“ gab Ferra gereizt zurück, „das weiß ich; meine Pflicht ist die, mich meinem Kinde zu erhalten; und meine Nerven sind mehr wie kaput seit der Katastrophe mit Joachim.“ — Schon wieder betonte sie Joachim. — „Ich hatte vor Weihnachten meine Reise aufgegeben, Gerhards wegen; nun fühle ich, es geht nicht länger so, ich muß mit einem Arzte sprechen.“

Tante Edith sah die junge Frau verwundert an — wie war sie verändert seit kurzer Zeit! Wo war das sanfte, sich fügende und schmiegende Wesen geblieben, in dessen Zauber sie sich allen noch jüngst gezeigt?

„Ich muß ferner gestehen,“ fuhr sie fort, und die Röte des Unmutes färbte das schöne Gesicht, „ich finde es unrecht von Gerhard, nach Italien zu gehen; wenn es ihm bis jetzt nicht genützt hat, ist es überhaupt überflüssig. Den ganzen Tag predigt er: ‚Wir müssen sparen!‘ Sparen ist das Losungswort bei uns geworden; ich wundere mich nur, daß er es nicht als Devise über dem Eingang der Villa hat anbringen lassen. Und trotz alledem wird diese Reise unternommen, und damit nicht genug, nein, Lotte muß mit, Lotte ist elend, es muß etwas für sie ge=

schehen! — Ich kann sagen, daß sie vernünftigerweise refüsieren wollte, aber — behüte der Himmel! Sie wurde überredet, und trotz allem Sparen geht sie mit! Und warum? Nur weil sie ein wenig blaß aussieht und stiller geworden ist, etwas, wofür ich täglich Gott gedankt habe; es war kaum noch auszuhalten, ihr vorlautes Wesen. — Ob ich aber einer Erholung bedürftig bin, danach hat Gerhard nicht gefragt; mir würde Italien auch nichts geschadet haben!"

„Du bist ungerecht, Ferra," unterbrach Tante Edith sie ernst. „Daß Gerhard der Tod des Bruders und noch so verschiedenes arg mitgenommen, das konnte jedermann sehen; kein Mensch sprach bisher mit solcher Ueberzeugung von Gerhards Kranksein wie du; und nun er etwas dafür thut, ereiferst du dich in ganz unnötiger Weise. Daß übrigens Charlotte zu ernstlicher Besorgnis Veranlassung gab, kannst du wohl kaum in Abrede stellen."

Ferra lächelte. „Liebste Tante," sagte sie lebhaft, „du wirst weder gegen Gerhard, noch gegen Charlotte jemals Partei nehmen, es wäre auch unerhört in der That. Glaube aber, bitte, nicht, daß Ferra von Riedingen zwischen euch steht, ohne zu bemerken, was um sie herum geschieht! Was Charlottes Krankheit ist, das weiß ich sehr wohl; aber man stirbt nicht von einem bißchen Liebeskummer, das kannst du mir glauben —"

Tante Ediths blasses Gesicht rötete sich vor Aufregung. „Du allerdings nicht, Ferra!" sprach sie laut und legte aufstehend ihre Arbeit auf den Tisch, „weil du gar nicht beurteilen kannst, was Lieben heißt, mit deinem oberflächlichen Charakter!"

„Aber, Tante Edith, ich bitte!" erwiderte Ferra, mehr erstaunt als zürnend, „jetzt bist du ungerecht. Daß man nicht an einem verlorenen Liebesglück stirbt, kannst du an mir sehen —"

„Deutele nicht an deinen Worten und drehe nicht um, was du gesagt hast," rief Tante Edith befehlend, so daß Ferra, die wohl noch nie in solchem Tone von der sanften Frau angeredet sein mochte, verwirrt stillschwieg. „Ich dulde nicht, daß über Charlotte ein hämisches Wort gesagt wird," fuhr sie zürnend fort, „denn sie steht mir tausendmal näher als du, mit deinem



jammervollen Egoismus! Glaube, daß die alte Frau hier vor dir dein Treiben längst durchschaut hat; ich kenne den Zweck jeder deiner Handlungen — du verstehst mich, ich sehe es an deinen Mienen, und somit ist es überflüssig, dir mit dürren Worten ins Gesicht zu sagen, für was ich dich halte —. Nur das eine noch, deine Arbeit, deine Selbstverleugnung war — vergebens; das kannst du mir glauben!"

„Ich weiß nicht, was du meinst, Tante," stammelte Ferra mit Thränen im Auge. „Ihr seid alle so heftig zu mir jetzt und so unfreundlich, und ich thue doch wahrhaftig niemandem etwas zuleid!" Sie schritt zu Tante hinüber und das reizende Gesicht sah sie bittend an. „So sag doch, was du an mir zu tadeln findest," bat sie. „Ach Gott! Es ist ja gern möglich, daß ich mitunter ein wenig egoistisch bin; Riedingen hatte mich so sehr verwöhnt."

Tante Edith blickte sie sprachlos an. Sie hatte offenbar erwartet, eine heftige, ungeduldige Antwort zu erhalten, nun drehte und wand sich dieser aalglatte Frauencharakter, und wie ein gescholtenes, reumütiges Kind lag er, Verzeihung bittend, gleichsam zu ihren Füßen.

„Sieh, liebstes Tantchen, ich meine es ja nicht bös," fuhr sie schmeichelnd fort, „wenn ich sage: Charlotte stirbt nicht von ihrem Liebeskummer. Da sie einmal so unvorsichtig war, eine Neigung für Robert zu fassen, hätte sie so wie so unvermeidliche Kämpfe durchzumachen gehabt, denn Mama wäre ja nie und nimmer mit jener Heirat einverstanden gewesen. So hat es Gott noch zur rechten Zeit gelöst, wo die Liebe noch nicht so tief, noch etwas Unausgesprochenes war; jetzt wird und muß sie es überwinden. Sieh, so meinte ich das —! Bitte, zürne mir nicht, ich finde es ja selbst so traurig."

„O, Ferra!" sagte Tante Edith und entzog der jungen Frau die Hand, die diese eben an die Lippen führen wollte, „ich möchte weinen über dich!" Und ein Schlüsselbund ergreifend, ging sie so energischen Schrittes, wie ich es nimmer an Tante gewöhnt war, aus dem Zimmer.

Ferra sah ihr nach; sie hatte ein Taschentuch in die Hand genommen, und kaum schloß sich die Thür hinter der alten Dame, so warf sie sich in den nächsten Sessel, preßte das Tuch vor ihr Gesicht und fing an, bitterlich zu weinen.

„Liebe Magdalene," sagte sie, nach einer Weile sich emporrichtend und sah zu mir herüber mit den verweinten Augen, „Sie glauben nicht, wie unglücklich ich mich fühle; keiner versteht mich hier, ich bin fremd unter den Meinen, und wo ich meinte, auf Mitleid und Schonung rechnen zu dürfen, da wird mir Mißtrauen zu teil —"

Ich war verlegen und fand keine Antwort. Die elegante, schöne Frau sah selbst in ihren Thränen nicht mitleidbedürftig aus, es fehlte ihrem Schmerz etwas; was es war, konnte ich im Augenblick nicht erkennen; erst viel später fand ich es — die Wahrheit.

„Als ich so alt war wie Sie," fuhr sie fort, „da hatte ich

schon eine große Enttäuschung erlebt, und als ich einige Jahre später sie überwunden glaubte und vertrauensvoll Riedingen meine Hand gab, da — —“ Und nun folgte eine Beschreibung ihres unglücklichen Lebens, die mir das Blut siedend in die Wangen trieb; es war das Sittengemälde einer modernen Ehe, in welcher der Mann, ein notorischer Wüstling, die arme, ihn innig liebende Frau auf jede Weise vernachlässigt, kränkt, beschimpft. „Ich war damals so weit, meinem Leben ein Ende zu machen!“ schloß sie.

„Aber Sie hatten doch Ihr Kind, Ihr kleines Kind!“ rief ich, um etwas zu erwidern.

„Ja, meinen süßen Liebling, aber er war noch so klein, ich konnte ihm doch nicht Leid und Kummer klagen. O, überlegen Sie ja recht, Lena,“ fuhr sie fort und ließ die Jetperlen ihrer Halskette durch die Finger gleiten, „ehe Sie einmal einer Bewerbung Gehör schenken; ich wäre tausendmal glücklicher, hätte ich mich nie verheiratet! Man liebt, man würdigt sich zur Sklavin herab, man erträgt alle Launen mit unerschöpflicher Geduld und erntet nichts als Undank; alles, was man sich als Mädchen schönes erträumte und erhoffte, geht unter in dem empörendsten Egoismus unseres Herrn und Gebieters. Und so sind sie alle, die Männer, alle! Ich verachte das ganze Geschlecht!“

„Das ist nicht wahr, Ferra,“ sagte Tante Edith kühl, die eintretend die letzten Worte gehört hatte; „Gott sei Dank, gibt es auch Ausnahmen. Ich bitte dich, teile dem jungen Dinge dort nichts von d e i n e n Erfahrungen mit, sie bekommt eine total unrichtige Auffassung solcher Verhältnisse.“

„Alle Männer sind Egoisten,“ wiederholte Ferra sanft überzeugend, nur ihre Augen blitzten unheimlich zu Tante hinüber.

„Der deine war es, der meine war es, alle sind es auf dem Erdenrund, und Gerhard, dein vielgepriesener Gerhard ist einer der hervorragendsten dieser Species —. Verzeihe, liebe Tante, daß ich diese Wahrheit ausspreche vor jenen unschuldigen Ohren, indessen immer werden sie sich dieser Ueberzeugung auch nicht verschließen können. — Ich beklage es aber, dich heute beständig zum Tadeln reizen zu müssen, liebe Tante; ich bitte dich, verzeihe mir, und verzeihe mir auch, daß ich trotz deiner Miß-

billigung nach Berlin gehe; wenn ich zurückkomme, sind meine Nerven hoffentlich nicht mehr ganz so reizbar."

Sie nahm ihren Mantel und beugte sich, Abschied nehmend, über Tantes Hand, und mir mit einer kühlen Freundlichkeit zunickend, verließ sie das Zimmer.

„Ferra ist ein beklagenswerter Charakter, sie hat nie verstanden, sich mit dem zu begnügen, was sie besaß; Unzufriedenheit macht das Leben zur Qual und treibt zu thörichten Dingen," sagte Tante Edith, als die junge Frau gegangen war. Sie nahm ihr Strickzeug wieder zur Hand, schlug ein Kapitel in einem Romane von Walter Scott auf und versenkte sich, ohne noch ein weiteres Wort zu verlieren, in den Altertümler. Sie wollte mir augenscheinlich zeigen, wie wenig Wert sie auf Ferras Raisonnement lege.

15.

Nun war Ferra schon beinahe vier Wochen fort und der Februar neigte sich zu Ende. Tante hatte Robert bereits zweimal besucht; nach hier war er noch nicht gekommen; es sei ihm vorderhand nicht möglich, hatte er schon an jenem Abend zu Charlotte gesagt, er möge Wendhusen nicht wiedersehen, noch nicht, noch lange nicht. Aber als Tante Edith zum letztenmal nach Fölkerode fahren wollte und Gerhards Wagen vor dem Gitterthor hielt, denn Gottliebs alte Klosterpferde machten den weiten Weg nicht mehr, und ich mit Fußsack und Decken hinter ihr drein lief, um sie tüchtig einzupacken bei dem windigen Wetter, sah ich sie betroffen zurückweichen, als sie bereits den Fuß zum Einsteigen gehoben hatte. Dort in den silbergrauen seidenen Kissen saß Frau von Demphoff und streckte ihrer Schwägerin bereitwillig die Hände entgegen, um ihr behilflich zu sein.

„Ich fahre mit heute, Edith,“ sagte sie ruhig, „oder stör' ich dich?“

Aber Tante antwortete nicht; sie sah nur starr in das blasse Frauengesicht, das sich binnen wenigen Wochen in fast erschreckender Weise verändert hatte. Blaue Ringlein zogen sich um die tiefliegenden, grauen Augen, und die Linien des Gesichts waren scharf geworden wie die einer Frau in den Siebzigern.

„Therese, du bist krank!“ sagte Tante Edith leise, „willst du nicht hier bleiben?“

„Nein,“ klang es zurück, „ich möchte ebendeshalb gern fahren; wer weiß, ob ich sonst noch hinkomme. Recht hast du, ich bin krank, aber nicht seit heute erst — schon lange —“



Als Tante neben ihr saß, bog ich mich in den Wagen, in der Absicht, die Reisedecke hübsch fest um sie zu hüllen, und bot Frau von Demphoff einen schüchternen „Guten Tag!" Ich hatte eben noch immer Angst vor ihr. Sie antwortete mir auch heute nicht, aber sie beugte sich vor und sah mir ins Gesicht; es war ein seltsamer, tiefer Blick, ein Blick, der mir durch die Augen in die Seele ging; ihre Lippen bewegten sich leise, und doch kam

kein Wort darüber, nur schien es mir, als ob in ihren Augen das Starre, das Kalte allmählich verginge und milde, freundliche Strahlen daraus hervorbrächen. Aber das war nur ein Moment, ein Augenblick, dann hatte sie sich wieder zurückgelegt, und gleich darauf rollte der Wagen auf dem schmutzigen Wege davon; an der Biegung desselben aber schaute noch einmal Tante Edith zurück und nickte mir zu. Und als sie spät abends heimkehrte, schloß sie mich so herzlich in ihre Arme und küßte mich wieder und immer wieder.

„Robert läßt dich grüßen,“ sagte sie, „und die Buchen hätten Knospen, es wolle Frühling werden draußen im Wald.“

O, Frühling! Im Frühling kommen sie ja wieder, die da so weit in der Welt umherschwärmen, wo es schon lange blüht und grünt. — Schrieb doch Charlotte, daß er dort eingekehrt sei so wunderbar, wie man ihn in Deutschland gar nicht kenne — und dennoch habe sie Sehnsucht immerwährend, auf Schritt und Tritt; was sei doch alle Farbenglut des Südens gegen einen deutschen Buchenwald? Die ganze märchenhafte Pracht verschwinde vor ihren Blicken bei dem Gedanken an die kühle, dunkle Waldeinsamkeit daheim.

Ach, ich wußte es wohl, ihr ganzes Herz war ja im Walde, so recht mitten im Walde.

Sie schrieb fleißig, wie sie es versprochen; und jedesmal war ein Gruß von Gerhard in dem Briefe, aber niemals eine Zeile von seiner Hand; was sollte er auch schreiben? Charlotte war ja bei ihm, er brauchte nicht zu fragen, wie es ihr gehe? Fast zürnte ich, ich hatte mich kindisch auf seine Briefe gefreut.

Und der Kreidestriche an meiner Thür wurden weniger, nun waren es nur noch einige vierzig; — vierzig lange Tage, ehe sie wiederkamen!

Und draußen tobten die Frühjahrsstürme über die Berge, und herben herzerquickenden Hauch brachten sie mit; die Märzensonne brannte heiß auf die Sandsteinstufen der alten Klosterschwelle und lugte durch die weißen Vorhänge; es wurde hell in dem großen traulichen Zimmer, und in Tantes Fenstern prangte eine wahre Fülle von zartfarbenen Hyazinthen. Im Aebtissinnen-

hause aber standen alle Fenster weit geöffnet, die reine, scharfe Frühlingsluft zog ein in die kalten, dumpfigen Räume, die den Winter über fest verschlossen gewesen waren, und Gottliebs altes Gesicht tauchte hier und dort auf in den steinernen Fensterrahmen.

Mit kindischer Freude beobachtete ich jedes Zeichen des beginnenden Frühlings, und in seiner Erwartung trieb mich eine fast fieberhafte Unruhe umher, bald im Garten und Park, bald im Hause; und so hielt ich denn Gottlieb mehr, als ihm lieb war, von seinen Arbeiten im Aebtissinnenhause ab, indem ich von Zimmer zu Zimmer lief, nach allem fragte und zu allem womöglich eine interessante Geschichte haben wollte.

„Aber wie kann man nur aus einer solch prächtigen Wohnung gehen, um in einem modernen Hause zu wohnen?“ rief ich; und in der That, es wehte etwas so echt Vornehmes, Würdevolles durch die weiten, großen, mit altväterischer, solider Eleganz eingerichteten Räume, daß mit ihnen verglichen die moderne Einrichtung der Villa kläglich abfiel.

„Ja, Kindchen,“ — Gottlieb nannte mich zuweilen Kindchen, war ich allein mit ihm — „die gnädige Frau haben über Kopf und Hals angefangen zu bauen, als der Herr starb, obgleich hier ja Platz in Fülle war. Sie nannten die Villa ihren Witwensitz, meinten wohl, der Herr Gerhard brächte eines Tages 'ne junge Hausfrau hier herein, nun ist nichts daraus geworden, aber die Villa steht einmal.“

Ich sah mich fast ängstlich um; in diesem Augenblick war es mir, als müsse dort drüben in jenem dämmerigen Zimmer unter dem glitzernden Kronleuchter die zukünftige junge Hausfrau über das spiegelnde Parkett schreiten — Gerhards Frau. „Es kann ja noch etwas werden, Gottlieb,“ sagte ich leise.

„Ei was, gnädiges Fräulein,“ entgegnete der alte Mann und stieß eine Jalousie auf, daß ein blendender Lichtstrom in das dämmerige Gemach flutete und die Goldrahmen auf der dunklen Tapete förmlich aufleuchteten, „der heiratet nicht, der Herr Gerhard; wenn wir darauf warten sollten, na dann —“ Das weitere erstarb im Geräusch des fast zu heftigen Klopfens auf einen



rotseidenen Diwan, nur der Name „Frau von Riedingen“ schallte noch deutlich zwischendurch; und dabei sah Gottlieb aus, als habe er ein Menschenkind unter den Fingern, dem er so recht von Herzen gram sei.

„Es ist ein Jammer,“ setzte er dann einhaltend hinzu. „Wenn einer eine gute Frau verdient, so ist es der Herr. — So, nun wäre ich wohl fertig hier, nun mag es offen stehen bis heute abend, und gehen Sie aus dem Zuge, Kindchen, ich sperre jetzt noch drüben die Thüren auf.“

Er nickte mir zu. Sobald er mich ansah, blickten die merkwürdig blauen Greisenaugen so mild und freundlich, daß sie kaum zu dem strengen Ausdruck des Gesichts passen wollten; es war, als scheine die lachende Herbstsonne durch schon entlaubte Bäume.

Ich schritt zurück durch die Flucht der Zimmer, die mit jedem Komfort ausgestattet waren; aber die prächtigen Bronze-Uhren auf den Kaminen standen still, schon seit Jahren; die halb herabgebrannten Wachskerzen der Girandolen waren gelb und schmutzig geworden, und die Spinnen hatten feine Netze gewoben über die geschnitzten Goldrahmen der hohen Spiegel. Der Mann folgte mir und schloß bedächtig die letzte Thür hinter sich ab; dann nahm er einen andern Schlüssel zur Hand. „Nun noch die Logierzimmer hier,“ sagte er und schritt die Stufen empor zu dem Korridor, und gleich darauf öffnete sich kreischend eine jener hohen Thüren.

Ich folgte ihm fast gedankenlos. Es war ein kleines Gemach mit grüner, goldbedruckter Tapete und einem weißen Marmorkamin; die seidenen Vorhänge des einzigen Fensters waren halb zugezogen; in einer Nische stand ein Himmelbett, unordentlich lagen die weißen Kissen darin, eine Steppdecke von schottischer Seide hing nachlässig zur Erde; auf der Marmorplatte des runden Tisches vor dem Sofa lagen allerlei Sachen umher, als wären sie eben aus der Hand gelegt: neben dem Schreibzeuge ein Federhalter, Briefbogen mit Monogrammen und Couverts, Haarbürsten, Handschuhe, Flacons und Spielkarten; verschiedene Bücher auf dem Tischchen am Bette, eine Reitpeitsche auf dem Teppich; über die Lehne eines Stuhles hing ein dunkler Uniformrock mit leuchtend orangegelbem Kragen und Vorstoß, und über dem Ganzen schwebte ein feiner Patchouligeruch.

„Joachims Zimmer!“ schrie ich entsetzt auf; mich ergriff

plötzlich ein namenloses Grauen angesichts dieses Zeugen eines jäh zerstörten Lebens. Gottlieb stand regungslos und übersah das Gemach.

„Es ist nicht zu glauben," murmelte er dann und hob die Reitpeitsche auf; „da haben sie den Schlüssel im Schlosse herumgedreht und keinem ist es eingefallen, einmal wieder nachzusehen; es liegt und steht just so, wie er hinausgegangen an jenem Morgen. — Nun ja, sie hatten eben alle den Kopf verloren."

Und der alte Mann begann emsig wie ein Stubenmädchen aufzuräumen und dabei rannen ihm große Tropfen über das runzelige Gesicht.

„O, Herr Gott, wenn man sie so gesehen hat von klein auf," sagte er nach einer Weile, die halb geöffneten Kasten einer Kommode zuschiebend, nachdem er die darin befindlichen Sachen geordnet, „und nun denkt, wie's gekommen ist — Fräulein, schlimmer kann's nicht sein, wenn das eigene Fleisch und Blut einem abstirbt! Alle Abend, wenn ich meine Augen zumachen will, dann sehe ich ihn so vor mir liegen mit dem bleichen Totenantlitz, und dann sehe ich Herrn Robert, wie ich ihn an jenem Abend in die Stadt fuhr, um sich dem Gerichte zu stellen. Gnädiges Fräulein, ich hab's nie und nimmer gedacht, daß ein Mann so bitterlich weinen könnte, aber als er mir die Hand gab und ich nun wieder nach Wendhusen zurückfahren wollte, da ist er mir um den Hals gefallen und hat mich so fest gepackt, als wäre ich sein leiblicher Vater. — Und da fing er an zu weinen, und ich — sehen Sie, Fräuleinchen, bei mir kommen die Thränen nicht so leicht," — er wischte sich rasch die Augen — „aber der Jammer half dazu, ich konnte nicht anders, er dauerte mich zu viel. Und dann, Fräulein Charlotte — o, Jesus! Sie ist doch vergangen wie eine abgeknickte Blume!"

Ich antwortete nicht, die ganze entsetzliche Katastrophe stand wieder deutlich vor mir mit erschütternder Klarheit. Wie betäubt schaute ich dem alten Manne zu, dessen zitternde Hände jetzt die Uniform des schönen, leichtsinnigen Offiziers in einen Wandschrank hingen.

„Nur vorläufig," sagte er wie entschuldigend; „wenn der

Herr zurückkommt, mag er bestimmen, was geschehen soll. Ich weiß nun auch, wie es kam, daß hier alles so wüst liegen blieb; Herr Gerhard hatte die Brieftasche seines Bruders hier herausgeholt; es war am andern Abend, ich hatte ihm geleuchtet, und dann verriegelte er von innen die Thür zum Nebenzimmer und verschloß selbst dies Zimmer hier. Gott weiß, es mochte ihm wohl schrecklich sein, hier hineinzugehen; vielleicht hat er ja auch gemeint, es sei längst aufgeräumt, er weiß, daß ich den Hauptschlüssel habe. — So, nun noch die Sachen auf dem Tische, es sieht so grausig lebendig aus, als hätte just einer hier gesessen und geschrieben; das soll nicht sein, es könnte jemand daran erschrecken. Und, gnädiges Fräulein, wollten Sie wohl die Briefmappe zusammenschließen, ich möchte nicht daran rühren, und hier ist noch etwas, das gehört wohl auch hinein!"

Er bückte sich und hob ein Blättchen von der Erde auf, es aufmerksam betrachtend; es war ein halb beschriebener Briefbogen von stärkstem Kartonpapier, oben in der Mitte des Bogens zeigte er den zierlich verschlungenen Namenszug F. v. R. Ich streckte die Hand danach aus, aber Gottlieb sah es nicht; sein Gesicht war dunkelrot geworden und hastig barg er das Papier in seiner Brusttasche. „Das ist nichts für Sie, gnädiges Fräulein, ich will den Brief an Frau Berka geben, oder noch besser, dem Herrn selbst." Dann murmelte er irgend etwas ingrimmig zwischen den Zähnen und schickte sich an, das Zimmer zu verlassen. Er mußte da wunderliche Dinge gelesen haben, die ihn mich sogar vergessen ließen; beinahe hätte er mich eingeschlossen. Ich nahm Joachims Briefmappe und lief eilends den Korridor hinunter, um sie an Tante Edith abzugeben, von Herzen froh, dem unheimlichen Zimmer entflohen zu sein.

16.

Aber ich fand Tante Edith nicht, und als ich atemlos in die Küche kam, da berichtete mir Jette, daß die Jungfer der Frau von Demphoff dagewesen sei und Tante in die Villa geholt habe; Frau von Demphoff sei schwer erkrankt; auch daß Tante mich gesucht habe.

Rasch nahm ich ein Tuch um, lief den Korridor vollends hinunter und schlug den Weg zur Villa ein; so eilig wie möglich schritt ich über die feuchten Wege. Fast zugleich mit mir näherte sich eine kleine runde Frauengestalt der Villa, an deren schwarzem Kleide der Wind alle Volants aufwirbelte; sie blieb wie angewurzelt stehen, als ich so geschwind herankam, und ihre Blicke hingen mit dem Ausdruck des maßlosesten Erstaunens an mir. Aber heute hatte ich kein Auge für sie, was ging mich Anna an? Ruhig schritt ich an ihr vorüber die Treppe hinauf, und zurückschauend sah ich, wie sie in das untere Gestock einbog, wo Ferras Zimmer lagen.

In dem teppichbelegten Korridor hier oben stand neben einem Diener der alte, so gern gesehene Landbriefbote, und als er mich erblickte, suchte er in seiner Tasche und hielt mir einen Brief entgegen. „So, gnädiges Fräulein, da kann ich mir den Weg ersparen.“ Dann faßte er an die Mütze und ging.

Und nun flogen meine Augen über die Adresse. „Von Gerhard!“ schrie ich auf; ich kannte ja diese eigentümlichen großen Schriftzüge; wie oft hatte Tante Edith ihren Armen einen eigenhändig von ihm ausgestellten Holzzettel geschenkt. Das Blut drängte sich mir stürmisch zum Herzen, wie im Traume befangen schaute ich auf das große, viereckige Couvert, vergaß momentan, wo ich



war und was ich that, und ehe ich es versah, hatte ich meinen Mund auf das Papier gepreßt. Ich stand mit dem Rücken der Treppe zugewendet; es war still um mich her, aber nicht so still, daß ich jetzt das leise Rauschen eines Frauenkleides überhört hätte, und als ich mich umwandte, da erblickte ich die kleine, schwarze Gestalt kaum zwei Schritt von mir, und ihre blauen Augen ruhten funkelnd auf dem Briefe in meiner Hand, so daß ich

ihn unwillkürlich an meine Brust drückte und zur Seite trat. Sie ging an mir vorüber und verschwand in der Thür, die zu Frau von Demphoffs Zimmern führte, so selbstverständlich, als gehöre sie noch immer zu dem Haushalte hier; im nächsten Augenblick aber trat sie wieder heraus, mit dunkelrotem Kopfe und fast hastig lief sie den Korridor entlang; ich hörte sie die Treppe hinunter eilen und die Glasthür des Vestibuls klirrend hinter ihr zufallen.

Nun riß ich das Couvert auf, aber nur ein paar kurze Zeilen erblickten meine Augen:

„Neapel, 8. März 18 . . .

Seit vierzehn Tagen sind wir ohne einen Brief von meiner Mutter! Sie versprachen mir, Magdalene, wegen Charlottes Befinden an mich zu schreiben — darf ich hoffen, daß Sie auch in diesem Falle Ihre Zusage erfüllen werden? Charlotte ängstigt sich und ich beunruhige mich nicht minder. Also setzen Sie sich an Tante Ediths Schreibtisch, nehmen Sie die Feder zur Hand und schreiben Sie wenige Zeilen, bei denen Sie aber nicht vergessen dürfen hinzuzufügen, wie es im alten Kloster aussieht? Und ob ein gewisses kleines Fräulein folgsam war und abends zur rechten Zeit die Lampe auslöscht? In Ihren Briefen an Charlotte finde ich leider gar nichts über diesen Punkt erwähnt.

Wir haben Sehnsucht nach Wendhusen trotz allem Sonnenglanz; ‚nur nach Deutschland thut mein Herz verlangen!‘ wie Lottchen mir vorhin auf meine Bitte vorgesungen. — Noch liegt wohl Schnee auf unseren Bergen und der Wind weht kalt, aber in wenig Wochen können wir, so hoffe ich, unsere Koffer packen! Gebe Gott, daß wir alles in Wendhusen so wiederfinden, wie wir es bei unserer Abreise verlassen haben —. Schicken Sie bald Antwort, Magdalene; hoffentlich ist die Besorgnis um Mama nur ein Hirngespinst. Charlotte grüßt herzlich, ebenso

Ihr Gerhard.

P. S. Von Georg habe ich einen Brief erhalten.“

Das war alles, und einen Augenblick sah ich fast enttäuscht hernieder auf das große, weiße Blatt mit dem wenigen Inhalt. Dann ging ich leise in das nächste Zimmer, durchschritt Frau

von Demphoffs reizenden Salon, denselben, in dem ich einst vor ihr gestanden, so heimatsbang und zitternd vor ihren kalten Blicken. Dort hing Ferras schönes Bild noch immer über den Blattpflanzen, Joachims Bild aber verhüllte ein schwarzer Vorhang. Aus dem Nebenzimmer klang leises Sprechen und dann und wann ein schmerzliches Aufstöhnen; die Portieren hatte man herabgelassen und ich vernahm deutlich Tante Ediths liebevolles Zureden.

„Ich will Ferra nicht!" hörte ich jetzt die noch immer harte und energische Stimme der Kranken. „Allein will ich sein, nur allein!" Schüchtern ging ich bis zu der verhangenen Thür; „Tante!" wagte ich zu rufen, da blickte das geängstigte Gesicht der Kammerjungfer durch die Falten.

„Rufen Sie meine Tante nur auf einen einzigen Augenblick," bat ich, und gleich darauf stand diese vor mir. Ich zeigte ihr Gerhards Brief, den sie ruhig durchlas; dann gab sie ihn mir zurück und ging hinein.

„Therese, soll Gerhard kommen?" fragte sie freundlich.

„Nein!" klang es matt zurück, „niemand, niemand! Selbst, wenn es schlimmer werden sollte — hörst du, Edith? Niemand!"

Tante Edith kam wieder. „Warte mit der Antwort, Kind, bis der Arzt da ist."

„Kann ich helfen, Tante?"

„Jetzt nicht, mein Liebling; komm gegen Abend wieder. Ich fürchte fast, es wird ein Nervenfieber —"

So ging ich ins Kloster zurück, und dort saß ich, bis es dämmerig wurde, immer mit Gerhards Brief in den Händen, immer wieder die Zeilen überlesend, bis zu den letzten beiden Worten am Schlusse: „Ihr Gerhard!" Vor dem Namen Gerhard stand ein großes V, und dieser Buchstabe war durchstrichen, er hatte „Vetter" schreiben wollen, „Vetter Gerhard", und dann hatte er sich anders besonnen. Aber warum nur? Ich nannte ihn so gern Vetter. Und dann fand ich es sehr richtig, es klang doch tausendmal schöner „Ihr Gerhard" als „Vetter Gerhard", ich möchte ihn nie wieder so nennen, immer nur „Gerhard". — Was für wunderlich glückseliges Zeug fuhr



mir durch den Kopf in jener einsamen Stunde; alles versank, was Schweres über mir und meiner Umgebung lastete, und zum erstenmal schossen blendende Sonnenstrahlen in meinem jungen Herzen auf, so blendend, daß ich die Augen schließen mußte vor all dem Glanz, den sie verbreiteten; und draußen pochten die knospenden Zweige der Linden an die Fenster: es will ja Frühling werden!

Endlich fiel mir ein, daß ich Tante versprach, in die Villa zu kommen. Langsam machte ich mich auf den Weg, ich hätte so gern weitergeträumt; aber im Korridor vor unserer Küchen=

thür blieb ich stehen, Jette sang drinnen, sie saß wohl am Spinnrad. Wie oft hatte ich es schon gehört und kaum hingehorcht nach jenen schwermütigen Melodieen, die das Volk hier herum zu singen pflegt; aber die Worte, die eben an mein Ohr schlugen, bannten mich regungslos.

Das war ja das Lied, von dem Gerhard geschrieben: „Nur nach Deutschland thut mein Herz verlangen.“ Ich lehnte mich an die kalte Wand und lauschte der frischen Melodie; nach einer kleinen Pause begann die helle Mädchenstimme:

> Ist ein Land, das heißt Italia,
> Blüh'n Orangen und Zitronen;
> Singe! sprach die Römerin.
> Und ich sang zum Norden hin:
> Nur in Deutschland, nur in Deutschland,
> Da soll mein Schätzlein wohnen.

Glühend heiß stieg mir das Blut in das Gesicht, ich flüchtete förmlich aus dem Hause in den kühlen Garten hinaus, und atemlos langte ich in der Villa an. Dort fand ich alles in größter Aufregung, der Zustand der Kranken hatte sich verschlimmert; in dem Salon saß der alte Medizinalrat vor dem Schreibtisch und schrieb ein Rezept; ein Gefäß mit Eis stand auf dem Teppich vor den blauen Vorhängen, und diese bewegten sich wie in leiser Zugluft.

„Wo ist Tante Edith?“ fragte ich das eilig durch das Zimmer gehende Mädchen.

„Hier, gnädiges Fräulein, treten Sie nur dreist ein, die gnädige Frau sind gar nicht mehr bei Besinnung.“

Ich schlüpfte in das Krankenzimmer; eine matte Helligkeit erfüllte den behaglichen Raum und warf schwache Reflexe auf die seidenen Vorhänge des Himmelbettes; sie waren weit zurückgeschlagen, um der kalten Luft, die durch das geöffnete Fenster strömte, Zugang zu gewähren zu jenem fieberheißen Frauengesicht, das da mit halbgeschlossenen Augen in den weißen Kissen ruhte. Tante Edith stand am Bette und legte eben eine frische, kalte Kompresse auf den Kopf der Kranken.

Der Teppich dämpfte den Schall meiner Schritte, sie hörte mich erst, als ich dicht neben ihr stand; erschrocken wandte sie sich um. „Du gehst augenblicklich hinaus, Lena," gebot sie zürnend, „diese Krankheit steckt an!"

„Nein, Tantchen, laß mich hier, ich bin jung, gesund und kräftig — du mußt ja Rheumatismus bekommen in dieser Kälte."

„Das geht dich nichts an, Kind — die Jungen packt die heimtückische Krankheit am ehesten. Geh!"

„Nein!" betonte ich entschieden. Die Frau, die dort lag, war Gerhards Mutter, und er ängstigte sich um sie; wie würde ich gegangen sein?

„Lena!" Tantes gutes Gesicht wurde dunkelrot über meinen Widerspruch.

„Ich gehe nicht," wiederholte ich noch einmal und nahm ihr die Kompresse ab, die sie noch immer in der Hand hielt, um sie auf das Eis zu legen. „Meinst du, ich kann nicht Kranke pflegen?"

„Ich zweifle nicht daran, du Trotzkopf, aber ich weiß, Gerhard würde es mir nie vergeben, setzte ich dich solcher Gefahr aus."

„Gerhard ängstigt sich um seine Mutter, ich muß ihm antworten; was soll ich schreiben?" fragte ich ausweichend. „Was sagt der Herr Doktor?"

„Er will nicht, daß es ihm mitgeteilt wird, Lena, Charlottes wegen; sie mag sich kaum etwas erholt haben. Schreibe ihnen, die Mutter sei ganz gesund, nur verstimmt, oder was du für gut hältst, nur geh hier hinaus, ich bitte dich!"

„Nicht um die Welt, Tante Edith," entgegnete ich, und mich zu dem eintretenden Arzt wendend, bat ich: „Nicht wahr, ich darf?"

Der alte Herr sah mich freundlich an. „Acceptieren Sie immerhin die Hilfe, Frau Berka, es ist nicht mit heute und morgen abgethan." Und seufzend duldete es Tante, daß ich ihren Platz einnahm, um rasch und regelmäßig die Kompressen zu wechseln.

Tante Demphoff sprach fortwährend leise vor sich hin; es

hatte etwas Unheimliches in dem halbdunkeln Zimmer; mitunter rief sie ein lautes Wort dazwischen, und jedesmal trat Tante Edith besorgt hinzu.

„Es ist ja doch nicht wahr,“ flüsterte die Kranke, „wer hat es denn gesehen? Robert, Robert! Und wenn sie alle es sagen, ich, ich glaube es nicht!“ Und dann wieder laut und hastig: „Bring' mir das Mädchen, bring' sie mir, Gerhard, ich will sie lieb haben!“ so daß Tante Edith kopfschüttelnd aufhorchte. „Sie phantasiert so heftig; Kind, geh' hinüber, du brauchst es nicht zu hören —.“ Aber ich blieb dennoch, mir war es, als ob ich an das Bett der fiebernden Frau gefesselt sei.

Und so kam die Nacht herauf; die Kranke wurde ruhiger. Tante Edith lag auf der Chaiselongue, von wo aus sie das Bett übersehen konnte, und die Jungfer schlief in einem Lehnstuhl, sie hatte schon nächtelang gewacht. „Die gnädige Frau habe sich zuletzt gar nicht mehr hingelegt,“ erzählte sie uns.

Draußen tobte ein gewaltiger Sturm und fuhr brausend durch die hohen Bäume des Parkes. Ich lauschte hinaus auf seinen rauhen Gesang; wo kam er wohl her? Leise schlüpfte ich in den anstoßenden Salon und öffnete ein Fenster. Ein warmer Hauch wehte mir entgegen; das war der Südwind, der den Schnee von den Bergen taut. Kam er vielleicht hergebraust über Italiens Fluren?

„Hast du Gerhard nicht gesehen?“ fragte ich halblaut und bog mich weit hinaus, daß der Sturm meine Haare auseinanderwirrte und sie mir wie ehemals um die Stirn fliegen machte; und durch all dies Brausen tönte glockenhell und neckisch eine Melodie in mein Ohr:

Ist ein Land, das heißt Italia,
Blüh'n Orangen und Zitronen — —
Nur in Deutschland, nur in Deutschland,
Da soll mein Schätzchen wohnen. —

O, wer fliegen könnte über die Berge, weit, weit in das Land hinaus zum fernen Süd! Wenn doch die Zeit ebenso rasch dahin brausen wollte, wie der Sturm!



Aber sie ging langsam, verzweifelt langsam, wollte es doch kaum Tag werden in der Krankenstube; und als die ersten Morgenstrahlen heraufdämmerten, da saß Tante Edith weinend am Bette der Schwerkranken und hielt ihre Hände. Was für ein banges, gequältes Menschenherz sprach aus den unzusammenhängenden Worten, die sich von den trockenen Lippen rangen! — Das Mädchen war hinausgeschickt und Tante Edith duldete jetzt, daß ich ihr behilflich sei.

„Edith! Edith, vergib mir!“ rief die Kranke laut. „Mich fror ja so, ich hatte ihn so lieb, da mußte ich dich wegstoßen —. In Fölkerode bist du? Ich ja auch; er sieht so blaß aus, dein armer Junge; — mein Liebling, mein Robert, was fehlt dir denn? Alles sollst du haben, was du willst, nur sieh mich nicht so an, ich ertrage es nicht. Joachim, laß mich, ich habe nichts mehr, nichts, nichts!“ schrie sie auf und schlug mit der Hand auf die Decke, „alles hin, sogar die Brillantknöpfe deines Vaters, die Gerhard gehören!“

Und so verging der Vormittag; auf den Zehen schlich die Dienerschaft umher und bleiche, angsterfüllte Gesichter allenthalben. Der Arzt kam und ich fragte wieder, ob Gerhard nicht lieber benachrichtigt werden sollte?

„Lassen Sie ihn, wo er ist, kleines Fräulein,“ erwiderte der alte Herr, „mit Gottes Hilfe werden wir allein fertig, und schlimmsten Falles ist noch der Telegraph da; vor allen Dingen aber citieren Sie ja nicht Frau von Riedingen her; ich habe sie einmal am Krankenbette gehabt, zum zweitenmal danke ich dafür, sie hat Gerhard beinahe gemordet.“

Gegen drei Uhr ging ich einen Augenblick ins Kloster hinüber; Gerhard mußte Antwort haben und sollte ich gleich in meinem ersten Briefe lügen! Aber was half es? So ruhig, als es mir möglich war, schrieb ich, daß in Wendhusen alles in schönster Ordnung wäre, daß Frau von Demphoff nach Tante Ediths Meinung nur verstimmt sei, im Kloster dagegen sich alles wohl befinde: Tante Edith, das gewisse kleine Fräulein und die Katzen, und daß um zehn Uhr die ganze Gesellschaft schon süß und fest schlafe, wenn nicht der Sturm gar zu arg um das alte Gebäude tose. Noch liege Schnee auf den Bergen und noch müsse Gottlieb mächtige Buchenscheite in den Kamin legen, aber die Schneeglöckchen wollten schon heraus mit den ersten zarten Spitzen, und im Klostergarten hätten alle Bäume dicke Knospen.

Wie oft überlas ich den Brief, ehe ich ihn in das Couvert steckte; immer fiel mir noch etwas ein, das in einem Postskriptum angefügt werden mußte, so daß dieses endlich länger wurde als das eigentliche Schreiben. Es war kein Wunder, daß er so mißriet,

mein erster Brief. Ich hatte in der Schule wohl gelernt, gut stilisiert an irgend eine fingierte Person zu schreiben; aber das war heute vergessen und ein Gedanke jagte den andern, ich schrieb ja an Gerhard —. Endlich war er gesiegelt mit Mamas kleinem Siegelring, den ich geerbt; nun noch die Adresse, und dann mußte Jette ihn zur Post tragen.

Das hübsche Mädchengesicht lächelte schelmisch, als ich ihr den Brief seufzend in die Hand legte; mir war eben noch etwas eingefallen, was ich hätte schreiben können; aber zu spät, und ich mußte eilen, wieder zur Villa zu gehen, um Tante Edith am Krankenbette abzulösen.

Als ich in das Vestibül trat, drang mir von dem unteren Korridor her das jämmerliche Weinen eines Kindes in das Ohr. „Liebe Mama! Liebe Mama!“ Und vergebens mühte sich eine Frauenstimme, es zu beschwichtigen. Verwundert schritt ich näher. Koffer, Schachteln, Hutkisten lagen in größter Unordnung am Boden, und dazwischen kniete die Bonne des kleinen Kurt und suchte das weinende Kind zu beruhigen, das noch in seinem pelzverbrämten Mäntelchen war.

„Kurtchen, du hier?“ rief ich und eilte auf den Kleinen zu.

„Kurt friert, Kurt will zur Großmama!“ weinte das Kind; und in der That, es war bitter kalt hier.

„Armer, kleiner Kerl!“ bedauerte ich, ihn emporhebend. „Wann ist Frau von Riedingen gekommen?“

„In diesem Augenblicke,“ entgegnete die Bonne, „wir sind im offenen Mietswagen gefahren, Madame ist sofort hinaufgegangen zur Frau von Demphoff; ich kann das Kind nicht allein lassen, sonst — —“

„Weiß Frau von Riedingen, daß ihre Mama erkrankt ist?“ fragte ich.

„Gewiß,“ sagte die bescheidene kleine Französin, „Madame haben Hals über Kopf gepackt, in einer halben Stunde waren wir fertig, nachdem die Depesche gekommen; wir sind die Nacht durchgereist.“

„Eine Depesche? Wer hat telegraphiert?“

„Ich glaube Mademoiselle Anna,“ entgegnete sie.

„Ich will Ihnen jemanden schicken zum Heizen, und warme Milch,“ sagte ich und setzte das Kind auf die Erde; und einem Diener, der mir auf der Treppe begegnete, Auftrag gebend, schritt ich hinauf in das Krankenzimmer.

Schon im Vorzimmer hörte ich Ferras Stimme. „Nun bitte ich dich, liebste Tante, mir Mamas Pflege anzuvertrauen; es ist ja so selten liebenswürdig, daß du hierher gekommen bist trotz alledem, was zwischen euch steht; in der That, ich hielt es nicht für möglich, beste Tante, dich jemals wieder in diesen Räumen zu sehen; du hast es wohl merken können, ich erschrak vor dir, als sähe ich einen Geist. — Wie gesagt, Tantchen, du hast ein Engelsherz, aber bedenke doch, wie sie sich alterieren könnte, wenn sie zum Bewußtsein käme und — —“

Ich trat in den Salon, noch während dieser Worte. Ferra hatte Pelz und Hut abgelegt und band sich eben eine große, weiße Schürze um, die sie in der Eile Gott weiß woher bekommen hatte.

„So, nun will ich hinein gehen, Tante, ich danke dir noch einmal.“

„Deine Mutter, Ferra, hat ausdrücklich um meine Gegenwart an ihrem Krankenlager bitten lassen,“ erwiderte Tante Edith ruhig.

„Mama? Unmöglich, Tante! Nein, das ist ein Irrtum, irgend ein unbegreiflicher Irrtum.“

„Doch nicht, Ferra!“ Jetzt lächelte Tante Edith ein wenig.

„Nun, dann waren es Fieberreden, Tante; du wirst mich doch nicht glauben machen wollen, daß meine strenge, starre Mutter ihre beinahe dreißigjährige Antipathie so plötzlich über Bord wirft?“

„Sie selbst kann dir keine Auskunft geben im Augenblick, Ferra, du mußt dich also schon gedulden, näheres über diesen Punkt zu erfahren, bis deine Mutter gesundet ist.“

Verwirrt sah Ferra die Sprechende an. „Ich weiß in der That nicht, Tante Berka —“ stotterte sie, aber diese fuhr unbeirrt fort: „Ich möchte dich auch aufmerksam machen, Ferra, daß die Krankheit *sehr ansteckend ist*.“

Ferra wandte ihr schönes Gesicht aufhorchend zur Tante hinüber.

„Gott! Was fehlt denn Mama? Nervenzufälle vermutlich?"

„Deine Mutter hat den Typhus, Ferra."

„Den Typhus? Die entsetzliche Krankheit, nach der einem alle Haare ausfallen?" rief sie erschrocken, und trat einen Schritt zurück. „O Himmel! Er steckt an, der Typhus; Melanie von Stelten hatte einen förmlichen Kahlkopf nach der fatalen Krankheit! Aber, liebste Tante, das ist ja entsetzlich!" Und ratlos schlug die schöne Frau die Hände ineinander; es sah aus, als wäre sie am liebsten aus dem Zimmer geflohen; wenn diese Feigheit sich nur hätte irgendwie maskieren lassen.

„Du wirst hoffentlich nicht auf deinem Willen beharren," sagte Tante Edith ernst. Nur ein leises Zucken der Oberlippe verriet, wie sie die schöne Nichte richtig zu beurteilen verstand. „Bedenke dein kleines Kind," setzte sie hinzu, „wir haben dir deshalb die Krankheit verheimlicht."

„Du hast recht, Tantchen," klagte die junge Frau, „mich halten Pflichten, ich darf es nicht. O, meine Mama, meine arme Mama!" Sie band die weiße Schürze ab und hielt sich dabei konsequent in der Nähe der Thür auf. Mich erblickend, stürzte sie zu mir herüber: „O Lena, wie traurig ist unser Wiedersehen!"

„Ihr Kleiner weint unten, Cousine," sagte ich freundlich, „er friert in dem ungeheizten Zimmer und — — küssen Sie mich lieber nicht, ich war die ganze Nacht und heute früh in der Krankenstube."

Hastig fuhr Ferra zurück. „Ich muß mich doch um das Kind kümmern, wenn ich wirklich hier nicht helfen kann," erklärte sie schon halb hinter der Portiere. „Aber nicht wahr," — sie wandte den Kopf noch einmal bittend zurück — „wenn ihr meine Hilfe braucht, so —"

„Jawohl!" nickte Tante Edith und Ferra war verschwunden. Auf dem Gesichte der alten Dame lag ein feines Lächeln. „Wo kam Ferra so rasch her?" fragte sie mich.



„Anna hat telegraphiert, Tantchen,“ erwiderte ich und wollte an ihr vorbei rasch in das Krankenzimmer gehen.

„Halt!“ rief sie und stand mit ausgebreiteten Armen vor der Thür; „jetzt ein ernstes Wort. Ich leide unter keinen Um=

ständen, daß du hier bleibst, heute abend kommt bereits eine Diakonissin; ich darf deine Pflege nicht dulden, denn ich gab Gerhard das Versprechen, für deine Gesundheit zu sorgen und mag es nicht verantworten, dich hier einer Ansteckung auszusetzen."

„Tante!" rief ich, meine Arme um ihren Hals schlingend, „Gerhard wäre nicht so böse, ich weiß es, es ist ja seine Mutter, die ich pflegen will!"

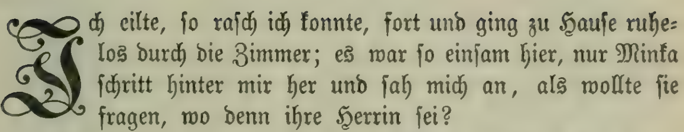
„Thut nichts — du gehst!"

„Aber — —"

„Kein Aber mehr; in fünf Minuten wirst du aus dem Zimmer sein."

Fast weinend ging ich; was sollte ich doch allein, da drüben in dem alten Kloster? Als ich die Treppe hinunterschritt, klang Ferras scheltende Stimme zu mir herüber: „Es war eine Albernheit von Ihnen, zu telegraphieren und mich auf den Tod zu erschrecken!" Ein Bedienter trug eben Thee mit Backwerk in das Zimmer, und beim Oeffnen der Thür erblickte ich Anna, vor der jungen Frau stehend. „Und wenn Sie mir nur wenigstens das sagen könnten, was ich wissen will," fuhr sie noch erregter fort: „daß sie oben ist, habe ich allein gesehen, aber wie kam — —"

17.



Ich eilte, so rasch ich konnte, fort und ging zu Hause ruhelos durch die Zimmer; es war so einsam hier, nur Minka schritt hinter mir her und sah mich an, als wollte sie fragen, wo denn ihre Herrin sei?

Ich wäre so gern, so gern drüben geblieben bei seiner Mutter! Und wie die Dunkelheit herabsank, da hielt ich es nicht mehr aus, und wieder lief ich hinüber nach der Villa. Ferras Fenster waren hell erleuchtet. Im Vestibül kam mir Frau von Demphoffs Mädchen die Treppe herab entgegen.

„Wie steht es oben?“ fragte ich sie.

„Schlecht, gnädiges Fräulein; sie phantasiert und schreit, daß man es durchs ganze Haus hört; der Herr Doktor bleibt die Nacht hier, und eine Diakonissin sitzt am Bette. Gehen Sie nicht hinauf, Frau Berka hat befohlen, Sie unter keinen Umständen einzulassen.“

Betrübt wandte ich mich um. Sollte ich wieder zurück ins Kloster? Nein, das ging nicht, ich mochte nicht allein bleiben. Und ehe ich recht wußte, was ich that, stand ich in der eleganten Entree zu Ferras Wohnung. Es war warm und behaglich in dem kleinen, hellblau dekorierten Raume; zierliche Sessel standen um ein Marmortischchen, ein dicker, blumendurchwebter Teppich bedeckte den Boden, und die in den Zimmerecken gruppierten prächtigen Blattpflanzen und Azaleen, aus deren üppigem Laube Marmorfiguren ihre weißen Arme emporstreckten, waren übergossen von dem matten Schein der unter der Decke schwebenden Ampel.

Ich machte große Augen. Es war das erste Mal, daß ich

Ferras Witwenasyl betrat, das erste Mal, daß ich einen Blick that in die luxuriösen Gemächer einer verwöhnten jungen Modedame. Bei Charlotte sah es so ganz anders aus; so einfach, so mädchenhaft war ihre Wohnstube mit den rosengeblümten Cretonnemöbeln, dem Nähtischchen am Fenster und dem blumengeschmückten Balkon, von dem die kleinen Vögel so zutraulich bis auf die Schwelle des Zimmers hüpften, um sich die dort hingelegten Bröckchen zu holen.

Schüchtern ging ich hinüber und pochte an die Thür, hinter welcher ich Ferra sprechen hörte.

„Mama, es klopft!" rief Kurts Stimme, und im nächsten Augenblicke öffnete ein ungeschicktes Kinderhändchen mühsam die Thür.

„Darf ich eintreten?" fragte ich. Ich meinte, Ferra sitze traurig in der Sofaecke und weine vor Angst um die kranke Mutter, wie ich es gethan vor nicht langer Zeit. Verwirrt blieb ich stehen, es war ein Bild zum Malen da vor mir, aber es paßte nicht in das Haus, in welchem ein Menschenleben mit dem Tode rang. Dort drüben auf der Chaiselongue, die quer vor den Kamin geschoben war, lag Ferra; sie hatte einen weißen Kaschmirschlafrock an und die wundervollen blonden Haare hingen aufgelöst und golden bis auf den grünen Smyrnateppich herab; sie hielt eine Karte hoch empor in der Hand, die weiten Aermel waren zurückgeglitten und der volle Arm erschien so marmorweiß, wie der einer Statue; es lag ein schelmischer Ausdruck auf dem schönen Gesichte und offenbar belustigt sah sie unter den langen Wimpern zu dem jungen Mädchen hinab, das vor ihr kniete und ihr bittend die feinen Hände entgegenstreckte.

Sie sahen mich nicht, die beiden, denn Ferra rief eben wieder: „Gib dir keine Mühe, Melanie, ich zeige es dir doch nicht; lieber nimm die Proben von Gerson; sieh sie einmal durch und rate mir —"

„Mama, Lena ist da!" unterbrach jetzt der kleine Junge die Scene und zupfte energisch an dem blonden Haar; Ferra fuhr rasch empor und sah mich verwundert an.

„Ich bitte Sie, Lena, was gibt's?" fragte sie. „Ist etwas



Sie hielt eine Karte hoch empor in der Hand. (S. 248.)



passiert?" Auch die junge Dame hatte sich erhoben und stand neben der Chaiselongue, mich ebenfalls erstaunt betrachtend. Sie war im knappen Reitkleide, eine schlanke prächtige Figur mit einem regelmäßigen bleichen Gesichte, aus dem ein Paar fast melancholische braune Augen blickten.

„Nichts, Ferra," stotterte ich; „verzeihen Sie, daß ich störe, aber ich hatte solche Bange allein in dem alten Kloster."

„Ja, lieber Schatz," erwiderte Ferra gedehnt, „ich kann Sie doch unmöglich hier einquartieren? Da Tante sich einmal so opferfreudig bei Mama installiert hat, so müssen Sie nun auch sehen, wie es geht."

„O nein, Ferra!" rief ich und warf den Kopf zurück, „so war es nicht gemeint; ich glaubte, Sie ängstigten sich um Ihre Mutter, und da wollte ich Ihnen ein einsames Stündchen zu vertreiben helfen und auch mir; und wenn ich hier bin, kann ich ja doch öfter fragen, wie es oben steht?"

„Meine Cousine, Magdalene von Demphoff," berichtete jetzt Ferra auf den fragenden Blick der jungen Dame. „Fräulein von Stelten."

„Aber, beste Ferra," warf diese ein, „was bist du für ein wunderliches Menschenkind! Da sprengst du mich in dem Wetter anderthalb Meilen weit her und hast doch die niedlichste Gesellschaft, die man sich wünschen kann! Sieh doch nur, Ferra, ganz der Typus wie Allenbergs Zigeunermädchen, das in der Ausstellung jetzt Furore macht!"

Ferra zuckte ungeduldig die Achseln. „Wenn du hier bleiben willst, Lena, so schließ' wenigstens die Thür, durch die du hereingekommen bist."

„Nun, freilich bleibt sie hier!" bestimmte Melanie von Stelten. „Kommen Sie, kleines Fräulein von Demphoff, ich muß im Augenblick fort; und du darfst nicht allein sein, Ferra."

„Willst du wirklich nicht bleiben, Melanie?"

„Sicher nicht; ich habe zu Hause keinem Menschen gesagt, wohin ich geritten bin. Hörst du?" Sie neigte den Kopf zum Fenster; „dort kommt Jean mit den Pferden." Sie ergriff ein

zierliches Filzhütchen, drückte es kokett auf die braunen Flechten und zog eine pelzverbrämte Samtjacke an.

„Leb wohl, Ferra mia,“ sagte sie und schlang den Arm um den Nacken der jungen Frau in dem weißen Kaschmirkleide; „sobald ich kann, komme ich wieder nachfragen, wie es deiner Mutter geht; bis dahin wünsche ich von Herzen, daß es sich stündlich zur Besserung wende. Weiß dein Bruder von der Erkrankung? Kommt er?“

„Ja, mein Gott!“ rief Ferra und erwiderte den Kuß der frischen Lippen, die flüchtig ihre Stirn berührten. „Ich hatte die Depesche an ihn ja schon fertig, aber da riß der Medizinalrat sie mir förmlich aus der Hand — nun ich wasche meine Hände —; Gerhard wird sehr böse sein.“

„Aengstige dich nicht,“ erwiderte Melanie, „der alte Herr kann ja wohl beurteilen, ob und wann Gerhards Gegenwart nötig ist, er wird Rücksicht nehmen wollen auf ihn und auf Charlotte.“

Sie waren bei diesen Worten bis zur Thür gekommen und Melanie von Stelten beugte sich zu Kurt hinunter. „Adieu, mein Junge,“ sagte sie und strich über die blonden Locken des Kindes. In der geöffneten Thür blieb sie stehen und wandte sich noch einmal zurück. „Adieu, Fräulein von Demphoff,“ klang es freundlich, „sicher habe ich die Freude, Sie öfter hier zu sehen; und wenn Sie eine Spazierfahrt nach Nissen hinüber machen, so lassen Sie nicht bei uns vorbeifahren.“

Noch ehe ich danken konnte, hatte sich die Thür hinter den beiden schlanken Gestalten geschlossen, denen sich der Kleine eilig nachdrängte, und ich stand allein in dem Salon der jungen Frau. Ueberall tiefes, dunkles Grün, wohin man sah, wie weicher Waldesgrund; riesige Farnkräuter durchwoben den Teppich, der das ganze Zimmer bedeckte; zierliche Tischchen hie und da neben einem schwellenden Sessel; dort ein trauliches Sofaplätzchen für zwei in einer wahrhaft südlichen Palmengruppe, daneben ein Schreibtisch mit tausend zierlichen Nippes, und darüber die lebensgroße Photographie eines stattlichen Offiziers in geschnitztem Goldrahmen. In der gegenüberliegenden Ecke aber prangte auf einer Staffelei aus dunklem Holze Joachims Porträt.

Ich trat hinzu und betrachtete das schöne Gesicht, aber als ich näher hinsah, fiel mir wieder der wüste, leere Ausdruck der schwarzen Augen auf, und leise, wie mißbilligend, schüttelte ich den Kopf.

„Nun?“ fragte Ferras Stimme hinter mir.

Ich wandte mich um. „Ich gehe gleich,“ sagte ich trotzig, „ich wollte nur erst Fräulein von Stelten fortlassen —“

„Mein Gott, weshalb denn so eilig? Trinken Sie doch den Thee mit mir, ich habe ihn um acht Uhr bestellt; ich bin natürlich müde von der Reise. — Apropos, wie gefiel Ihnen denn Melanie von Stelten?“ Sie sprach das leichthin und führte ihren Knaben sorglich an der Hand bis zum Nebenzimmer, dessen Thür sie öffnete.

„Mademoiselle!“ rief sie mit ihrer klingenden Stimme, „Kurt ist müde, bringen Sie ihn zu Bette,“ und flüchtig das Kind küssend, kam sie zurück. „Ist sie nicht allerliebst?“ vollendete sie.

„Ja, ich finde sie reizend, so einfach und so freundlich,“ stimmte ich bei.

Ferra nickte. „Gewiß,“ sagte sie nachlässig. „Sie ist auch die einzige, die ich gern als Schwägerin nehme, wenn es denn nun einmal eine Schwägerin sein muß.“

Hatte ich denn recht gehört? Meine Hand fuhr plötzlich nach dem Herzen; es war ja, als ob sich dort ein scharfes, spitziges Eisen hineingebohrt hätte; nie hatte ich verstanden, mich zu verstellen, und den beiden großen Augen, die so durchdringend unter den langen Wimpern hervorsahen, konnte es unmöglich entgehen, daß ich, wie von einem Schwindel erfaßt, gleichsam in einen bodenlosen Abgrund schaute, der sich so urplötzlich zu meinen Füßen aufgethan.

„Sie sehen ja ganz konsterniert aus, Lena? Ja, unverhofft kommt oft, und Italien zeitigt Früchte, die hier nie und nimmer zur Reife gekommen wären. Melanie war sechs Wochen in Venedig und Rom mit ihrer Tante, und fast täglich mit Gerhard und Lottchen zusammen; hat Ihnen Charlotte nichts davon geschrieben?“ schaltete sie fragend ein. „Nein? Das ist recht, man muß auch vorher nie zu viel von solchen Dingen sprechen.“

Wie aus weiter Ferne klangen diese Worte an mein Ohr; es war so still auf einmal in mir geworden, daß ich fast vor meiner eigenen Stimme erschrak, die so eigentümlich fremd durch das Gemach klang.

„Ich freue mich sehr, daß Gerhard eine so hübsche, liebe Frau — —" Das letzte Wort wollte nicht mehr über die Lippen; ich biß die Zähne zusammen wie bei heftigen körperlichen Schmerzen, und schwieg.

„Und nebenbei eine halbe Million, und das ist die Hauptsache, mein Kind —"

„Nein, Ferra!" rief ich jetzt, „für Gerhard sicher nicht!"

Sie lachte hell auf. „Sie Närrchen," sagte sie dann, „glauben Sie, Gerhard würde so thöricht sein und seinem Etat noch eine arme Frau aufbürden? Denken Sie doch, was da alles lebt und gefüttert sein will auf Wendhusen? Da wohnt Mama, die ihr Privateinkommen an Joachims Extravaganzen verschwendet hat; da bin ich, deren Kapital längst nicht mehr existiert, als höchstens noch in einigen Schuldscheinen, auf die ich doch nichts bekommen würde, selbst wenn ich die Herren Kameraden Riedingens mahnen wollte. — Pfui!" sagte sie, sich schüttelnd; „da ist Kurt und Tante Edith, da ist ferner ein ganzes Heer armer Verwandter, die sich an Gerhard hängen wie die Kletten — was soll er machen, der Aermste? Nicht einmal ledig zu bleiben gestattet ihm seine pekuniäre Lage, enfin — er sucht sich eine reiche Frau; Gott sei Dank, daß es wenigstens Melanie ist!"

„Er liebt sie nicht, Ferra!" stammelte ich.

„Kind, Liebe? Natürlich liebt er sie, jedermann thut es ja selbstverständlich brennend, wenn er um ein schönes, reiches Mädchen wirbt, und wie gesagt, reich muß sie sein! Oder meinen Sie, Kind," — sie nahm einen Brief vom Tische und reichte ihn mir herüber — „daß der tiefste Brunnen nicht endlich leer wird, wenn man auf diese Weise aus ihm schöpft?"

Ich warf einen unsichern Blick auf das Papier, aber dann hafteten meine Augen fest auf einer Stelle; es war ein Schreiben meines Vormundes an Gerhard, die Bitte enthaltend, hundertundfünfzig Thaler, die sich meine Mutter während ihrer letzten

Lebenstage von ihrem Hauswirt geliehen, zurückzuerstatten; der Mann sei nicht in der Lage, das kleine Kapital länger entbehren zu können.

„Ferra — entschuldigen Sie, wenn ich gehe,“ sagte ich mühsam und wandte mich der Thür zu; das Zimmer und alles, was drinnen, tanzte im wirbelnden Kreise vor meinen Augen; wie taumelnd schritt ich über den weichen Teppich, und so ging ich in der kalten Abendluft durch die dunklen Parkwege. Ueber mir rauschte der Sturm und schlug die Zweige zusammen, er nahm das Tuch, das ich über den Kopf geschlagen, ich merkte es nicht; noch heute weiß ich nicht, wie ich in mein Zimmer gelangte und mich im Dunkeln bis zu meinem Bette tastete. Und dort lag ich nun in der tiefen Stille und kam mir so elend, so verlassen vor, wie noch nie in meinem Leben.

Das erste klare Gefühl war eine brennende Scham über meine thörichten Träume, in die ich mich gewiegt; wie war es auch nur möglich gewesen, Vetter Gerhards Mitleid für etwas anderes zu halten? Die schöne Dame in dem knappen Reitkleide tauchte vor meinen Augen auf und daneben das kleine, braune, kaum erwachsen scheinende Mädchen; o, wie ich mich schämte! Er mußte ja aus jeder Zeile meines Briefes herausgelesen haben, daß ich nur an ihn gedacht!

Deshalb schrieb er auch nicht, wie er versprochen; er mochte gar keine Zeit, keine Gedanken gehabt haben an etwas anderes; erst jetzt, nun sie wieder in Deutschland war, hatte er Sehnsucht nach Wendhusen. Und dann sah ich seine Augen, hörte ich seine weiche Stimme, hatte er doch selbst Tante die Sorge für mein Wohl auf die Seele gebunden! Alles nur Mitleid mit der Waise, die ihm zur Last gefallen! Er war ja so gutmütig, wie Ferra sagte.

Und wenn er sie nicht liebte? Wenn er wirklich nur um sie freite, weil er eine reiche Frau — ? Entsetzlich! Und Georg und ich, wir halfen noch dazu durch unsere kostspielige Gegenwart. Und dann die Schulden von Mama — o, ich konnte mir es wohl denken, wie es gekommen. Sie hatte so lange nicht arbeiten können, der Winter war vor der Thür, da mußten Kohlen



gekauft werden und Holz; ja, ja, so war es. O, Mutter, Mutter, hätten wir doch lieber gefroren, als heute, jetzt diesen Brief in Ferras Händen, die nie gewußt, was es heißt, frieren oder

hungrig zu Bette gehen! Und wie oft hatte meine arme Mutter dies gethan. Wenn sie wüßte, daß jetzt doch die Wendhusener helfen mußten, weil sie nicht anders konnten; sie, die lieber gedarbt, ehe sie an *dieser* Stelle gebeten hätte!

Ich setzte mich hoch im Bette auf. „Nein," sagte ich halblaut, „es geht nicht so, lieber unter wildfremden Menschen, nur fort von hier; ich kann selbst für mich sorgen, Mademoiselle bei Ferra ist auch nicht stärker als ich und ist es ebenfalls im stande Hier kann ich nicht bleiben, es drückt mich tot. — So gut auch Gerhard ist, ich will sein Mitleid nicht, ich brauche es nicht."

Mit vor Aufregung bebenden Händen zündete ich Licht an und ging in Tantes Zimmer hinüber, schlug die Zeitung auseinander und suchte unter den Annoncen. Ein finsterer Trotz war über mich gekommen; ohne eine Thräne überflog mein Auge die Spalten. Meistens waren es Damen, welche eine Stelle suchten: „Eine alleinstehende, gebildete Dame sucht Stellung als Repräsentantin"; „Eine christliche Jungfrau wünscht sich der Krankenpflege zu widmen"; „Ein älteres, erfahrenes Mädchen als Stütze der Hausfrau"; — so ging es weiter. Welch eine Ueberfülle von solchen, die hinaus mußten, um sich im täglichen Kampf ihr Brot zu erwerben!

Mutlos wollte ich das Blatt zurückschieben, da fiel mein Blick auf die letzte der Annoncen: „Gesucht wird zum 1. April für zwei Kinder von fünf und sechs Jahren ein junges Mädchen, das sich gern mit solchen beschäftigt. Es muß der französischen Sprache mächtig sein und so viel musikalische Bildung besitzen, um den ersten Unterricht erteilen zu können. Offerten unter ꝛc."

Zum 1. April! Das paßte; und ohne mich zu besinnen, holte ich Feder und Tinte und schrieb. Die Buchstaben wurden schlecht und krakelig, in der Aufregung verschrieb ich mich öfter und strich aus, es war kein empfehlenswerter Brief, der da vor mir lag. Aber trotzdem schloß ich ihn, schrieb die Chiffre auf das Couvert und barg ihn in meiner Kommode, denn draußen rauschte jetzt ein mächtiger Regen hernieder und machte den Gang zur Post in der Dunkelheit unmöglich; und Jette durfte den Brief nicht sehen.

In bitterer, trotziger Stimmung ging ich zu Bett, gedemütigt in tiefstem Herzen. Schlaflos, mit glühendem Kopfe lag ich unter dem alten Betthimmel und schaute in die Dunkelheit; stürmisch klopfte das Blut in meinen Adern und die Hände falteten sich fest ineinander. Ich dachte daran, wie ich hergekommen, wie ich zum erstenmal in diesem Bett gelegen, und wie sich ein liebes, altes Frauengesicht so oft zu mir niedergebeugt hatte, um mir den Gutenachtkuß zu geben. — Alles zog vor meinen Augen vorüber: Charlottes süße Freundlichkeit und seine Güte, der liebe, einsame Klostergarten — und nun sollte die Zeit nicht fern sein, wo ich dies alles verlassen mußte!

O, ich wußte, Tante Edith würde traurig sein, wenn ich fortginge, und Charlotte würde weinen; und Gerhard —? Ich meinte seine Stimme zu hören: „Sie sind eine kleine Thörin, Lena, Sie bleiben —“ Aber dann würde mein Herz schreien: „Ich will kein Mitleid, wo ich an etwas anderes glaubte; ich kann nicht hier bleiben, weil ich dachte, du habest mich lieb, Gerhard! Ich kann dich nicht sehen neben ihr, neben jener Melanie, die ja tausendmal besser und würdiger ist als ich! Ich müßte sterben, wolltest du das verlangen.“

Aber mein Mund muß schweigen, und ich würde hinausgehen aus diesem Hause, ein störrisches, trotziges, undankbares Geschöpf, nicht wert, daß eine Hand sich ausstreckt, sie zu halten. Nein, es war besser, ich ging, ehe er wiederkam und ehe ich Charlotte gesehen.

O, jetzt verstand ich sie alle, Tante Edith und Charlotte und da drüben jene kranke, fiebernde Frau, sie alle hatten zu leiden gehabt in ihrer Liebe; jetzt verstand ich die jahrelange Bitterkeit von Gerhards Mutter, begriff, daß sie die Frau nicht sehen mochte, die glücklicher liebte als sie. War nicht Charlotte im Vergleich mit mir tausendmal zu beneiden?

Erst gegen Morgen schlief ich eine kurze Zeit und wachte auf von einem Geräusch in Tantes Schlafstube. — Es lag wie ein Alp auf mir, ich konnte mich nicht besinnen, was es sei; da kam mit einem Schlage die Erinnerung, und mit ihr die ganze Bitterkeit zurück.



Ich saß hoch im Bette und strich mir die wirren Haare aus der Stirn, als sich Tante Ediths bleiches, überwachtes Gesicht um die Thür bog. „Nun, Lena, heute muß ich dich schelten," sagte sie ernst, „du hast nicht einmal die Katzen gefüttert, die Tiere fielen ja förmlich über mich her; wo hast du deine Gedanken, Kind?" Sie war währenddem an mein Bett gekommen und sah mich an.

„Bist du krank?" fragte sie erschreckt und faßte meine heiße Hand.

Ich schüttelte den Kopf. „O, nein, ganz gesund, Tantchen;" aber dabei fühlte ich eine bleierne Schwere in meinen Gliedern, ich hatte nicht Lust, mich zu rühren.

„Drüben geht es sehr schlecht, Magdalene," berichtete Tante Edith, mich noch immer mit besorgtem Blicke betrachtend; „ich kam nur her, um ein bequemeres Kleid anzuziehen, ich bin die Nacht nicht einen Augenblick zur Ruhe gekommen; sie sprach und schrie stundenlang; Tine und die Schwester Agnes konnten sie kaum im Bett halten, sie will beständig zu Robert." Tante

Edith wischte sich ein paar große Tropfen aus den Augen. „Nun gebe nur der Himmel, daß du nicht auch krank wirst, mein Liebling. — Mein Gott, wenn nur ihre Kräfte aushalten, bis Gerhard kommt; die Depesche ist fort schon seit dem Morgengrauen."

„Die Depesche? Gerhard kommt?" schrie ich und wie elektrisiert war ich aus dem Bette gesprungen.

„Lena! Lena! Du bist krank," behauptete Tante Edith und half meinen zitternden Händen die Kleider anlegen.

„Nein, nein, Tante! Wann kann er hier sein?"

„Uebermorgen abend, Kind."

„Uebermorgen abend!" Erleichtert atmete ich auf. „Ich bin ganz wohl, Tante," beruhigte ich die alte Dame, „verlaß dich darauf und ängstige dich nicht; geh hinüber, ich komme ab und zu und frage, wie es steht?"

Sie ging. Grübelnd saß ich in meinem Zimmer. Minka kam herüber geschlichen und sah mich miauend an und rieb sich an meinen Kleidern; sie trug es mir nicht nach, daß ich sie hungern ließ. Ein paar arme Frauen kamen und holten sich die wöchentliche Geldunterstützung. Mit einem halben Seitenblick meinte die eine: „Se grämen seck woll um de gnädige Fru, dat is jo immer noch Tid taun gesund werden; aber gistern hat sek dat schwant bi eer, der Speigel war von'n Nagel fullen." Und die andere bestätigte kopfnickend: „Ja, un open Hofe schrigt dat Leikenhuhn det Abends kaum taun Uthollen; damals bi den seligen Herrn war dat ok so west. Gottslohn un gode Besserung!"

Mir ist so alles in Erinnerung geblieben aus jenen Tagen, sogar diese kleine Scene.

Mittags ging ich hinüber in die Villa, aber auf Umwegen; ich nahm meinen Weg über den Wirtschaftshof und durch das Dorf. Einen Augenblick zögerte ich am Briefkasten, dann glitt das verhängnisvolle Schreiben hinein. Meine Adresse hatte ich in demselben nicht genannt, sondern die von Christiane; ich war wohl nicht mehr hier, wenn die Antwort anlangte.

Als ich durch die Allee schritt, die direkt zu der Villa führt, sah ich auf dem Kiesplatze zwei Pferde umherführen; das eine trug einen Damensattel, und der kleine Jockey, der zwischen den

Tieren ging, warf mitunter scheue Blicke zu den Fenstern des oberen Stockes empor.

Da zuckte es wieder schmerzlich auf in meinem Herzen, sicher war Melanie Stelten hier, um sich nach der schwer erkrankten Mutter Gerhards, ihres Gerhard, zu erkundigen; und als ich eben unter den Bäumen hervortrat, da kam sie mit Ferra langsam um den Rasenplatz gegangen, Arm in Arm; und während Ferra den blonden Kopf gesenkt hielt, schien Melanie ihr freundlich zuzusprechen; der grüne Schleier ihres Hütchens umflatterte mutwillig das feine Gesicht, das heute so rosig wie eine Apfelblüte aussah.

„Nur nicht den Mut verlieren, liebste Ferra," tönte ihre klare Stimme bis zu mir herüber, „der liebe Gott kann im letzten Augenblick noch helfen."

Ich verfolgte den Weg auf der andern Seite des Rundells und gelangte, ohne sie bemerken zu müssen, in das Haus. Auf meine Frage: wie es gehe? hieß es: „schlecht, sogar bedenklich!" — Ich ging wieder, was sollte ich hier? Aber ich schritt zu der gegenüberliegenden Thür hinaus. Hier stand im Sommer die Orangerie um das kleine Marmorbecken vor der Freitreppe und auf diesen Platz sahen Charlottes Fenster. Weit schweifte der Blick von dort oben über die Bäume des Parkes hinweg zu den Bergen hinaus, in deren Schoß Haus Fölkerode lag. Ich blieb stehen; was würde wohl aus jenen beiden werden? Wie würden sie nur weiterleben mit der ewigen Sehnsucht im Herzen? — Aber sie wußten es doch wenigstens, daß sie sich liebten; sie hatten es sich aus den Augen gelesen, ihr Mund hatte es ausgesprochen — und ich?

„So in Gedanken, Fräulein von Demphoff?" fragte da eine klare Stimme. Ich fuhr empor; dort stand sie ja, das reizende Gesicht sah mich so freundlich an: „Wissen Sie, daß eben Antwort kam von Ihrem Vetter? er denkt morgen hier zu sein, es ist doch unglaublich rasch; Ferra trägt eben die Depesche hinauf, um sie Frau Berka zu übermitteln. — Gott sei Dank, daß er kommt, denn Ferra hätte sicher den Kopf verloren, wäre das Schlimmste geschehen!" Sie sah betrübt aus bei diesen Worten und die Augen

schimmerten feucht. „Ich habe sie hoch verehrt, die arme, kranke Frau dort oben,“ fügte sie hinzu, „so barsch und streng sie war, so abweisend sie sich gegen alle verhielt, die sich ihr nähern wollten, die ursprüngliche Herzensgüte schimmerte doch immer durch; sie hat denselben goldechten, ehrlichen Charakter wie Gerhard Demphoff.“

„Ja, Gerhard ist sehr gut,“ gab ich leise zu.

Sie lächelte. „Nur gut?“ wiederholte sie; „mehr wie das, Fräulein von Demphoff, tausendmal mehr; ich kenne ihn schon so lange als ich denken kann. Er ist ein Mann, wie es wenige gibt, gerade, ehrlich, ein Edelmann, wie er sein soll, und dabei von einer Zartheit und einer Milde — hätten Sie ihn doch neben Charlotte gesehen in Italien.“

„O, ich weiß es, Fräulein von Stelten,“ unterbrach ich sie; „niemand hat wohl mehr Grund, seine Güte zu rühmen, wie mein kleiner Bruder und ich — —“

Die junge Dame sah sonderbar scheu zu mir herüber, ich hatte die Worte wohl in einem sie befremdenden Tone gesprochen; sie antwortete nicht und stieß wie spielend ein Steinchen mit der Reitpeitsche von den Granitstufen der Treppe. „Freuen Sie sich nicht, daß Charlotte wiederkommt?“ fragte sie dann.

„O gewiß, wenn nur die Veranlassung eine weniger traurige wäre. Sie thut mir so leid; mit welcher Angst mögen sie jetzt fahren?“

„Es lastet schwer auf Wendhusen,“ sagte Melanie von Stelten, „jahrelang ist hier keine Freude gewesen; o, ich habe es alles so miterlebt! — Erst der Tod des alten Herrn, dann Gerhards lange, lange Krankheit, Ferras unglückliche Ehe mit Riedingen und sein jähes Ende, das schreckliche Unglück mit Joachim,“ — jetzt liefen wirklich große Tropfen aus den braunen Augen — „und heute oder morgen kann die Mutter sterben.“

Sie setzte sich auf einen der breiten Blöcke, die gleichsam das Geländer der Treppe bildeten und im Sommer die Kübel der Orangen- und Granatbäume trugen, und die feinen Nasenflügel bebten in verhaltenem Schmerz.

„Sie liebt ihn!“ klang es in meinem Herzen, und ich schritt die Stufen hinunter an ihr vorüber; es that mir so weh in der



Brust, ich mußte allein sein. An der Biegung des Weges wandte ich mich um; sie saß dort und schaute mir nach, unbeschreiblich reizend sah sie aus mit der lieblichen Wendung des feinen Kopfes. Sie kann ja nicht dafür. „Pfui, Lena, wie häßlich du bist!“ schalt ich mich selbst und ging zu ihr zurück.

„Verzeihen Sie, Fräulein von Stelten, ich war unartig und vergaß, adieu zu sagen.“ Sie ergriff meine dargebotene Hand und hielt sie fest in der ihren.

„Adieu, Fräulein Magdalena! Es ist nur zu natürlich, daß man in solchen Stunden für die alltäglichen Dinge keinen Sinn hat; auch ich muß heim, aber gegen Abend komme ich wieder, es ist ja so nahe.“

Ich ging, aber nicht nach Hause, immer tiefer hinein in den Park; es war ja heute ein Frühlingstag, so warm und goldig, so wolkenlos und blau, daß man meinen konnte, alle die Knospen der Bäume müßten sich mit einemmal öffnen und sich wie ein grüner Schleier über den Wald breiten. Hoch oben in der blauen Luft flog ein Raubvogel, immer höher und höher zog er seine Kreise, daß er zuletzt wie ein Pünktchen in dem Aether schwamm.

Da flog ein wilder Falke
Hoch über mir dahin,

tönte es in mein Ohr, Charlottes Lied! Da war sie noch glücklich, als sie es sang. Und das Glück war fortgeflogen wie der Falke, es wollte nichts wissen von Wendhusen und den Menschen, die dort wohnten. Leuchtend grün schimmerten die Rasenplätze hervor, und unter Bäumen da wuchs schon allerhand lustiges wildes Zeug, Blätter vom Sauerklee, Anemonen und die weißen Blüten der wilden Schneeglöckchen mit den goldgelben Spitzen. Wie wundervoll mußte hier ein Frühling sein!

Ob wohl Georg noch manchmal kommen durfte, wenn ich fort war? O, gewiß; ich wollte Gerhard bitten, schriftlich; er war ja so gut. Wie aber kam ich fort, ehe er zurückkehrte, morgen — übermorgen? Zu Christiane wollte ich gehen; soviel das Reisegeld betrug, war wohl noch in meinem Koffer — aber wie den weiten Weg nach der Bahnstation? — Gottlieb? — Er führe mich hin, er thäte es vielleicht; ich wollte ihn bitten. Ich konnte ja irgend etwas erfinden, Georg sei krank. — Behüte ihn Gott! widerrief ich leise meine sündhafte Lüge; nein, ich wußte noch nicht was, aber es mußte sich finden, nur fort von hier um jeden Preis.

18.

Und wieder verging eine Nacht und es erschien ein Tag und immer tiefer sanken die schwarzen Todesschatten über das Haus im Park; ich bekam Tante Edith nicht mehr zu sehen, als ich in der Dämmerung hinüberging, um nachzufragen. Auf der obersten Treppenstufe saß Ferra, sie hatte ihr Kind auf dem Schoße und weinte.

„O, Lena!“ rief sie und hielt mich am Kleide fest, „ich fürchte mich so dort unten in meinem Zimmer; ich bin nicht abergläubisch, aber so allein zu sein und zu wissen, Mama stirbt, und dort hängt Riedingens und hier Joachims Bild — ich bitte Sie, bleiben Sie bei mir!“ Ferra hatte einmal ein wunderbares Talent, jeden guten Eindruck wieder total zu verwischen mit einem Worte.

Mechanisch ließ ich mich von ihr niederziehen und hörte ihr Schluchzen mit an. Und so saßen wir nebeneinander; sie hatte meine Hand fest erfaßt und das Kind schlief ein auf ihrem Schoß. Die Dienerschaft schlich auf den Zehen an uns vorüber: es wurde Gerhards und Charlottes Wohnung in Ordnung gebracht. Endlich ließ die junge Frau Mademoiselle rufen und übergab ihr den Kleinen, sie wollte noch einen Blick in die Zimmer der Geschwister thun.

„Das wird nun so bald alles anders hier werden,“ bemerkte sie flüsternd. „Ich glaube nicht, daß mein Bruder hier wohnen bleibt, falls der liebe Gott uns Mama nehmen sollte — er zieht sicher in das alte Herrenhaus —“

„Doch wohl so wie so, Ferra, wenn Gerhard sich verheiratet?“

Sie fuhr überrascht herum und sah fast erschrocken in mein



Gesicht. „O ja, Sie haben recht," bemerkte sie dann, wie sich besinnend, „man vergißt in solchen düsteren Tagen selbst so Naheliegendes." Und sich zu der Dienerin wendend, welche aus dem Zimmer der Kranken kam, fragte sie: „Wie geht es, Tine?"

Das Mädchen fing an zu weinen. „Sie liegt so hin, gnädige Frau; sie hört nichts mehr und fühlt nichts mehr. Ach, es ist zu schrecklich!"

Unwillkürlich falteten sich meine Hände. „Lieber Gott," bat ich, „laß sie gesund werden, laß sie die Freude noch erleben, nach so langen, schweren Schicksalen endlich ein Glück."

Ferra begann in dem Korridor auf und ab zu wandern und laut zu weinen; er hatte etwas so Kindisches, Unangenehmes, dieser laute Schmerz. „O, mein Gott, mein Gott!“ rief sie, „diese Aufregung tötet mich. O, wenn es doch erst vorbei wäre!“

Und wieder blickte ein Morgen in das Krankenzimmer, und keine Veränderung in dem Zustande der leidenden Frau. Von Gerhard war eben eine Depesche eingetroffen, die den Wagen zu dem Mittagszuge beorderte. — Nun schritt ich zurück nach dem Kloster, ich hatte Tante noch einmal herausrufen lassen und war ihr weinend um den Hals gefallen, und sie hatte mich beruhigt, so zärtlich sie konnte. Sie wußte ja nicht, weshalb ich eigentlich so trostlos war.

Und dann sah ich von meinem Zimmer aus den Wagen heimkehren, welcher die Geschwister brachte; und beider Gesichter musterten im Fluge unsere Fenster. Ich stand hinter den Gardinen, und als der Wagen meinen Blicken entschwunden war, da schlug ich die Hände vor das Gesicht und ein wilder, heißer Schmerz packte mich.

Konnte ich denn fort von hier? War es denn nicht übermenschlich schwer? Aber nein, ich mußte — —! Nur nicht weich werden! Und mit zitternden Händen legte ich einige Sachen in die Reisetasche, mit der ich einst so schweren Herzens hier angekommen war.

Die Sonne wollte untergehen, da rief ich Jette und schickte sie nach Gottlieb. Verwundert schaute mich der alte Mann an, als er ins Zimmer trat. „Was wollen Sie denn, gnädiges Fräulein?“ fragte er mitleidig, als er meine verweinten Augen sah.

Ich kam ganz nahe an ihn heran und schmiegte meinen Kopf an seinen groben Tuchrock. „Gottlieb, Ihr habt es immer gut mit mir gemeint —“ begann ich, und schon wieder flossen die Thränen.

„Ja, Kindchen, das sollt' ich denken; von der ersten Stunde an. Sehen Sie, als Sie dazumal so hilflos und bange um sich guckten, da dacht' ich gleich, sollst ein Auge haben auf das kleine Püppchen. Gelt, gnädiges Fräulein? Und ich habe immer nach Ihnen gesehen.“

Ich nickte. „Und heute, Gottlieb, sollt Ihr mich wieder wegfahren,“ stammelte ich. „Ich muß nach B., ich habe heute einen Brief bekommen, aber es darf niemand wissen, Gottlieb! Nicht wahr, heute abend um acht Uhr? Ihr könnt ja dort im Park an der Ecke warten, braucht nicht vorzufahren.“

„Blitz und Granaten! Gnädiges Fräulein, das — nehmen Sie mir es nicht übel —, das ist wunderbar!“ erwiderte der alte Mann und beugte sich herunter, um mir ins Gesicht zu sehen. Ich hielt den Blick aus.

„Es ist nichts Unrechtes,“ beteuerte ich. „O, Gottlieb, bitte, bitte!“

„Ja doch! Ja doch!“ brummte er, „was hab' ich auch danach zu fragen? Aber — hm — Sie wissen, gnädiges Fräulein, wie es mir schon einmal erging — —“

„O, das ist ganz etwas anderes, bester Gottlieb, ganz gewiß! Mein Vormund will mich sprechen —“ stotterte ich.

„Nun, an mir soll es nicht fehlen, gnädiges Fräulein; aber — hm — also um acht Uhr an der Parkecke? Großer Gott, grad' wie dazumal!“ Er schüttelte den Kopf und ging.

Ich schlüpfte ihm auf dem Korridor nach. „Gottlieb, wißt Ihr nicht, wie es drüben steht?“ fragte ich gepreßt.

„Schlecht, gnädiges Fräulein, schlecht,“ antwortete er leise. „Ach, mein Himmel, wie mich Fräulein Charlotte dauert; sie ist nicht wegzukriegen von dem Bette, sie liegt da und jammert und bittet den lieben Gott, er solle ihr doch nicht zu viel nehmen.“

Weinend ging ich zurück. Wo kamen sie nur alle her, die Thränen? Und welch einen Zauber übten sie! Um jedes Möbel in dem alten, traulichen Zimmer, das ich in ihrem feuchten Scheine ansah, woben sie einen silberschimmernden Glanz, daß mir alles so schön vorkam, wie noch nie, daß ich meinte, es nie fassen zu können; als sei ich aus dem Paradiese verstoßen, so stand ich vor dem leeren Fensterplatz Tantes und berührte abschiednehmend jedes der altmodischen Geräte, die sie so oft in die Hand genommen hatte. Ich beugte mich zu ihren Lieblingen und goß ihnen frische Milch in die Schalen, gab den Blumen zu trinken — ich sollte ja dies alles niemals mehr sehen.



Dann fiel mir ein, daß ich wohl schreiben müsse an Tante Edith, damit sie mich nicht vergeblich suchten. Zögernd griff ich zur Feder, es mochte mir erst gar nichts einfallen, mein Vorhaben zu rechtfertigen; endlich war es geschehen, ich schob den Zettel unter ein Nähkissen, und nun saß ich und wartete auf das Dunkelwerden. Purpurrot versank die Sonne und füllte das Zimmer mit rosigem Schein, und die Uhr auf dem Kaminsims

schlug Sieben; noch eine Stunde, eine einzige Stunde unter diesem Dache! Und weiter tickte sie, Sekunden zu Minuten reihend; unaufhaltsam strebte der Zeiger vorwärts.

„Ich kann nicht fort!“ rief es in mir. „Du mußt! Du mußt!“ tickte die Uhr; und Melanie Steltens schönes Gesicht tauchte vor mir auf, ihre sanften Augen schauten mich an; „er ist so gut, so ehrlich!“ flüsterten ihre Lippen. Nein, ich wollte ihn nicht wiedersehen, ich wollte nicht so unglücklich werden wie die sterbende Frau drüben!

Da schlug es acht Uhr. Es war fast dunkel. Ich schreckte empor und band mir Hut und Mantel um; die kleine Tasche in der Hand, schritt ich eilig aus dem Zimmer; im Korridor blieb ich stehen, Minka war mir nachgeschlichen; ich nahm sie auf den Arm und preßte meine weinenden Augen in das samtweiche Fell, dann trug ich sie in das Zimmer zurück. Mit verdoppelter Eile flog ich weiter, niemand begegnete mir auf meinem Wege; eine kühle Luft wehte mir draußen entgegen und fröstelnd schauerte ich zusammen. Da — richtig, in dem allerletzten Tagesschein erkannte ich den Wagen und Gottlieb stand wartend am Schlage.

Es waren seine alten, müden Pferde, es war dasselbe wackelige Gefährt, in dem ich hergekommen. Ich schlüpfte hinein; langsam zogen die Tiere an und hinter mir versank das Kloster und mit ihm alles, alles — —!

Und langsam rollte der Wagen weiter, die Räder ächzten und knirschten; wären wir doch erst ungesehen aus dem Parke.

„Gottlieb, fahrt ein wenig rascher!“ bat ich zitternd; mir war ja zu Mute, als begehe ich ein Verbrechen.

„Ja, gnädiges Fräulein, aber die alten Racker, sie waren heute den ganzen Tag auf dem Felde, sie sind wohl müde!“

Ich bog mich weit vor; dort blinkten die erleuchteten Fenster der Villa, dort rang sich jetzt eine Seele los von dem schwachen Körper, dort gab es heiße Thränen und Gebete: Und in solchem Schmerz, da würden sie mich nicht vermissen — überhaupt nicht; nur Tante Edith und Charlotte. Und als jene Fenster hinter mir versanken und ich hinaussah in die dunkle Nacht, da bäumte

es sich wild in meinem Herzen auf. — Nein, ich konnte nicht fort! Ich streckte die Arme nach Gottlieb aus, aber der Ruf wollte nicht über meine Lippen.

„Halt!“ sagte da eine wohlbekannte Stimme dicht neben mir. Die Pferde standen augenblicklich und eine dunkle, große Gestalt öffnete den Wagenschlag. „Steigen Sie aus, Magdalene!“ klang es ruhig.

Eine Hand erfaßte die meine; fast willenlos folgte ich dem Befehle.

„Umkehren!“ befahl Gerhard, und zugleich umfaßte mich sein Arm; regungslos verharrte er so, bis der Wagen gewendet und viel schneller, als er gekommen, verschwunden war.

Und nun standen wir allein am Eingange des Parkes. Meine Thränen hatten aufgehört zu fließen. Ich hielt das Gesicht in den Händen verborgen — wie mir zu Mute war in jenen Minuten, vermag ich heut nicht mehr zu sagen.

„Magdalene!“ klang es weich, „war das recht von dir, mich jetzt, gerade jetzt, verlassen zu wollen? Konnte derselbe Mund den Befehl zur Abreise geben, der einstmals so süß sprach von einer Liebe, die in Not und Tod, in Leid und Freud' nicht wankt?“

„O, Gerhard!“ stammelte ich, „ich — laß mich, was sollte — — sie — Melanie!“

„Magdalene!“ Er beugte sich erschrocken zu mir herunter. „Wer sagte dir?“

Ich antwortete nicht.

„Kind, hast du es denn nicht gefühlt, daß mein ganzes Herz in Wendhusen blieb — bei dir? Und doch hast du geglaubt, ich —“

„Nein, nein!“ rief ich aufjauchzend in Wonne und Glück und schlang meinen Arm um den Hals des geliebten Mannes; „ich glaube nichts mehr, nur das eine noch, daß ich dich lieb habe, daß ich sterben müßte, wäre ich gegangen!“

Und um uns her toste der Nachtwind, er stürzte sich von den Bergen herunter und fuhr brausend durch den Park, er schüttelte die alten, hohen Bäume und rauschte in den knospenden



Zweigen. Das sang und klang in den Lüften, eine gewaltige, feierliche Frühlingsmelodie, ein Dankeslied für den, der mildes Wehen nach hartem Winter sendet, der über ein trauernd Menschenherz eine so unendliche Fülle Glückes schütten kann. Und meine Seele stimmte mit ein in jenen Lobgesang, nun sein Arm mich so fest umfaßt hielt, als ob er mich nimmer lassen wollte.

Es war Frühling geworden auch bei mir, es blühte und sproßte so farbenbunt, so wunderbar schön in meinem Herzen,

und alle die Blumen, die da erblühten in Liebe und Dankbarkeit, sie schlangen sich zu einem einzigen Kranz zusammen um meinen Gerhard! —

Aber dann fuhr ich erschreckt empor. „Deine Mutter, Gerhard!“ flüsterte ich.

„Sie schläft, Magdalene,“ erwiderte er, „es ist ein Glückstag heute; just in dem Moment, wo mich Gottlieb rufen ließ, um mir deinen Fluchtplan zu verraten, da senkte sich ein erquickender Schlaf auf die Erschöpfte, und Schwester Agnes schickte uns alle hinaus; sonst hätte ich ja mein kleines braunes Mädchen fortfahren lassen müssen — allein, in die weite Welt.“

„Gott sei gelobt!“ rief ich aus vollem Herzen; „aber es ist doch häßlich von Gottlieb, daß — —“

„Ruhig! Auf den Alten lasse ich von heute an nichts mehr kommen; er soll einen Vertrauensposten haben in meinem jungen Hausstande. — Aber nun sage mir, wer sprach dir von Melanie Stelten?“

„Ferra, Gerhard. Sie sagte, du habest dich in Italien mit ihr verlobt, weil du so viel Sorgen — du seiest dazu gezwungen, und —“

„Weiter,“ bat er, „die Beichte muß vollständig sein.“

„Und Georg und ich — sie deutete an, daß wir dir zur Last sind; und dann der Brief von meinem Vormund —! O, Gerhard, glaube nur, Mama war nicht leichtsinnig! — Da packte mich Scham und Schmerz; ich wollte nicht, daß du unsertwegen —“

„Und das hat dir alles Ferra gesagt?“ fragte er gepreßt, „auch von dem Briefe?“

„O Gott, Gerhard, ich habe ihn gesehen, es sind hundertundfünfzig Thaler!“ rief ich ängstlich und versuchte sein Gesicht zu erkennen; es war mir gerade, als ob er jetzt lächelte.

„Und du wolltest fort, um mir die große Summe womöglich zu ersetzen, nicht wahr? Und dich und Georg selbständig durch das Leben zu bringen, damit ich eine Last weniger habe?“

Ich nickte. „Ja, Gerhard, aber auch weil —“

„Nun, weil?"

„Ich hätte es nicht ertragen, dich neben einer andern zu sehen —"

Er antwortete nicht; seine Lippen preßten sich fest auf meinen Mund. „Ich nahm mich so in acht," sagte er dann, „denn ich wußte, was geschehen würde, falls Ferra mein Geheimnis kenne; ich schrieb nicht einmal an meine kleine Magdalene, und doch! Sprich, hat sie irgend etwas geahnt?"

Ich schwieg einen Augenblick. „Nein, nein, Gerhard, ich wußte ja selbst kaum, wie lieb ich dich schon hatte, und sie war nicht hier." Aber dann fiel mir sein Brief ein. „Anna hat gesehen, wie ich deinen Brief bekam und ihn geküßt habe."

„So unvorsichtig bist du gewesen?" fragte er scherzend. „Nun weiß ich genug; sage mir nur, du unbesonnenes, leichtgläubiges Mädchen, wie konntest du alles glauben, was dir da vorgeredet ist, nachdem ich so Abschied von dir genommen?"

„O, Gerhard, ich begreife es selbst nicht," gab ich ehrlich zu, „aber ich meinte, weil du mein Vetter bist —"

Jetzt lachte er. „Nein, Schatz, das machst du mir nicht weis; so recht vettermäßig war mir eben nicht in jenem Augenblick."

„Aber," rief ich plötzlich, „ich glaube, Melanie Stelten liebt dich!"

„Nein, Magdalene," erwiderte er ernst, „nicht so wie du denkst. Melanie steht zu mir wie eine Schwester; frage sie, was sie in Italien ausgestanden! Ich habe ihr den ganzen Tag nur von dir erzählt, und sie hörte alles geduldig mit an. Sie hat Joachim sehr gern gehabt, und er — er streckte erst in der höchsten Not die Hand nach ihr aus; kurz vor seinem Tode hielt er um sie an. Sie besitzt keine Eltern mehr, Lena; da kam sie zu mir und fragte um Rat, sie hatte wohl schon verschiedenes von Joachim gehört; trotzdem wollte sie ihm das Jawort geben, wenn sie im stande sei, ihm auch moralisch zu helfen. Da habe ich sie gewarnt und ihr die Zukunft an seiner Seite vorgestellt; sie fragte mich — ich konnte sie nicht in das Elend fallen lassen; und sie erkannte wohl, daß ich es gut meine, ich kenne sie ja

schon als kleines Mädchen und habe ihr immer mit Rat und That beigestanden. Sieh, das ist alles."

Ja, nun begriff ich Melanies begeistertes Lob; wie war er gut und treu!

„Gerhard," sagte ich flüsternd, „du bist viel zu gut für mich, ich bin so —"

„Trotzig!" vollendete er. „Verlaß dich darauf, den kleinen Trotzkopf zähmen wir noch."

„Ja, ich will mich bessern, Gerhard; aber nun noch eins: deine Mutter — wird sie mich auch haben wollen?"

„Sobald sie gesund ist, was Gott bald geben möge, sollst du dir selbst die Antwort von ihr holen; um dich aber zu beruhigen, will ich dir erzählen, was sie mir nach Italien schrieb, im letzten Briefe, ehe sie krank wurde: ‚Ich sage Ja, von ganzem Herzen, Gerhard; immer mehr sehe ich ein, wie verbittert ich war; was hat mir auch das arme Kind gethan, daß ich so barsch zu ihr gewesen? Bringe sie mir, Gerhard, ich will alles wieder gut machen, wenn mir Gott das Leben erhält; meine einzige Sehnsucht auf dieser Welt ist die, meine Kinder glücklich zu wissen, glücklicher als Edith und ich es waren —'"

Und weiter schritten wir durch all das Brausen der Frühlingsstürme; es drängte mich, Charlotte wiederzusehen. „Gerhard," fragte ich noch einmal, als wir vor dem erleuchteten Vestibül der Villa standen und ich in dem matten Lichtschein sein liebes Gesicht ganz deutlich zu erkennen vermochte, „Gerhard, sage nur, ist es denn auch wirklich kein Traum?"

„Nein, Magdalene, es ist Wirklichkeit," erwiderte er fast gerührt und sah mir in die Augen. An der Treppe verabschiedete er sich von mir: „Geh zu Charlotte hinauf, Lena, ich komme bald nach —"

Ueberrascht wandte ich mich um; über seinem Gesichte lag ein finsterer Ernst. „Gerhard," rief ich erschreckt, „du willst zu Ferra, du zürnst ihr!"

„Nur ein paar Worte, Lena; geh ruhig hinauf, es ist bald geschehen."

„Nein, nein, Gerhard," bat ich, „laß sie, bitte, bitte! Sie

hat es nicht so schlimm gemeint. O, sage ihr heute kein böses Wort, Gerhard, nur heute nicht!"

„Ich war nie milder gestimmt, Lena, als in dieser Stunde, und deshalb hindere mich nicht," erwiderte er bestimmt. „Auf frischer That das Herz frei machen, ist das beste, und zwischen uns muß manches klar werden; ich will ihr kein strenger Richter sein, um deinetwillen, Magdalene, das verspreche ich dir."

„Gerhard, ich bitte dich," flehte ich, „vergiß, was sie gethan!" Aber schon hatte er mit leisem Druck meine Hand fallen lassen, und ich sah ihn in Ferras Vorzimmer treten. Einen Augenblick zögerte ich noch bange, dann eilte ich die Stufen hinauf und pochte an Charlottes Thür.

„Herein!" rief eine liebe, klare Stimme, und im nächsten Augenblick hielt ich Charlotte umfangen.

Es war dunkel in dem traulichen Raume, ich konnte ihr Gesicht nicht sehen, aber ich strich mit leiser Hand über ihre Wangen und das duftige Haar. „Charlotte, Lottchen, bist du es denn wirklich?"

„Ja, meine Lena, ich bin es wieder, deine alte Charlotte. Und du?"

Ich barg mein Gesicht an ihrer Brust; nein, ich war nicht mehr dieselbe. Die ganze übergroße Glückseligkeit meines Herzens drängte sich mir auf die Lippen, und doch schwieg ich; wie konnte ich ihr von einem Glücke sagen, das sie soeben verloren? Ich nickte stumm und schlang meinen Arm noch fester um sie. Dann fühlte ich einen Kuß auf meiner Stirn, sie machte sich frei von meinen Armen und im nächsten Moment stand sie auf dem kleinen Balkon.

„Charlotte!" rief ich leise, ihr nacheilend; aber sie hörte nicht. Und in dem matten Sternenlichte der Frühlingsnacht sah ich ihr Gesicht unverwandt nach den fernen Bergen gerichtet, die Hände hatte sie eng gefaltet über der Brust; der Wind nahm ihr den Schleier vom Kopfe, sie merkte es nicht, aber er trug einen Gruß mit in die weite Ferne: „Robert! Robert!" hörte ich sie leise sagen. Ich wagte nicht, sie zu stören, und so standen wir lange, lange.

Da scholl plötzlich lautes Sprechen vom Korridor herüber; angstvoll trat ich ins Zimmer zurück und lauschte. Es faßte jemand auf den Drücker der Thür und öffnete sie ein wenig. „Meine Braut ist hier bei Charlotte,“ hörte ich Gerhards Stimme; wie selbstverständlich das klang, als sei ich schon seit lange „seine Braut“!

Ich legte meine Hände an die Schläfen; ob es denn wirklich kein Traum war?

Dann öffnete sich die Thür, heller Lichtschein fiel herein — und vor mir stand Ferra. Die Thür blieb offen und Gerhard trat rasch zu mir und sagte, den Arm um mich legend: „Ferra kommt, um dich als Schwester zu begrüßen, Magdalene.“ Ich sah sie an, und ein tiefes Mitleid erfaßte mich, denn der Mund, der sich mühsam zum Lächeln zwang, war bleich wie der Tod, und die Hände, die sich mir entgegenstreckten, zitterten. — Sie sprach auch nicht, als ich einen Moment meine Hände in die ihren legte, aber ihr schöner Kopf bog sich genau so hochmütig in den Nacken zurück, wie er es stets gethan mir gegenüber.

„Ferra gedenkt Wendhusen eine Zeit lang zu verlassen,“ sprach Gerhard so ruhig fort, als sei von nichts weiter und nur in der freundschaftlichsten Weise zwischen ihnen verhandelt worden; „schon längst war es ihr heißer Wunsch, Italien zu sehen, und sobald Mama völlig außer Gefahr ist, will sie die Reise antreten.“

„Ich denke, in den nächsten Tagen,“ kam es jetzt tonlos von ihren Lippen; „aber du entschuldigst mich, Gerhard, wenn ich mich zurückziehe, ich habe Kopfweh, und —“

Er reichte ihr die Hand, aber sie wandte sich rasch ab; im nächsten Augenblick schloß sich die Thür hinter ihr und Dunkelheit herrschte wieder im Gemach.

„O, Gerhard!“ rief ich, „wie leid thut sie mir!“

„Sie ist sehr beklagenswert, Magdalene, denn sie wird nirgend Ruhe finden, auch da draußen nicht in der Welt, wohin sie sich so sehnt. Aber ich hoffe, dereinst kommt sie wieder zurück, dann — wenn sie es gelernt, die Liebe zu verstehen, die sie jetzt noch verschmäht. Wo ist aber Lottchen?“

„Hier!“ antwortete eine weiche Stimme neben uns; „ich will die Lampe anzünden, um die kleine Braut zu sehen, Gerhard.“ Und als die Strahlen auf ihr süßes Gesicht fielen, da lag ein Lächeln um den feinen Mund.

„O nein, nein, Bruder,“ flüsterte sie, als er sie hastig an sich zog und ihr liebevoll in die vom Weinen geröteten Augen sah, „nein, nein, ich bin nicht neidisch, Gott segne euch euer Glück!“

Und als die Nacht herabsank, da schwieg der Sturm da draußen, wolkenlos blickte der Himmel hernieder, Stern auf Stern flammte auf und tiefer Friede lag über Wendhusen. Tante Edith saß im alten Kloster in der Wohnstube auf ihrem Sofa; sie konnte jetzt ruhig fortgehen vom Bette der Kranken, die Krisis war überstanden; nun schlief sie den tiefen, festen Schlaf der Genesung.

Tante Edith hielt mein Abschiedsbillet in der Hand und ihre Augen ruhten leuchtend auf Gerhard und mir, die wir zusammen vor ihr standen.

„O, Tantchen, liebes, einziges Tantchen,“ rief ich und kniete vor ihr nieder, „kannst du es dir denn nur vorstellen, daß ich Gerhards Braut geworden bin? Wunderst du dich denn gar nicht?“

„Behüte, du Jungfer Unverstand! Ich habe es schon lange gemerkt, daß er bis über die Ohren in mein kleines Zigeunermädchen verliebt war.“

Aber Gerhard antwortete nicht; er war zum Kamin getreten und warf eben ein Papier in die Flammen; ich erkannte die eigentümliche Form des Briefes, den Gottlieb vor kurzem in Joachims Zimmer gefunden.

„So,“ sagte er, „nun soll auch nichts mehr daran erinnern, daß es Leute gab, die da meinten, ich dürfe in aller Welt keinen Anspruch machen auf eigenes Glück.“

„Wir werden bald wieder allein sein, Minka,“ sprach Tante Edith leise und streichelte den weißen Liebling, der auf die Lehne des Sofas gesprungen war. „Da, schau sie dir an, das treulose Mädchen, wie sie strahlt vor Glück! Alle Zärtlichkeiten, die

uns beiden sonst zu gute kamen, verschwendet sie nur an ihn. Aber gelt, Minka, wir wußten es schon lange, daß wir sie nicht behalten würden?“

„Du, liebste Tante,“ flüsterte ich gerührt und küßte die welken Hände der alten Dame, „wie soll ich dir doch jemals deine Liebe und Güte vergelten?“

„Halt, keine Thränen mehr heute! Lena,“ rief Gerhard, „hast du schon an Georg gedacht?“

Ich sprang jauchzend empor: Georg, Georg! Nun hatte er einen Beschützer, ein Vaterhaus, eine Heimat! Ich sollte nicht mehr weinen? Aber was half es, die Thränen kamen mit aller Macht. „O, laß mich doch, Gerhard, es sind ja Freudenthränen.“

19.

Vier Jahre sind verstrichen seit jenem Abend, Jahre des ungetrübtesten, glücklichsten Lebens. Die Sonne scheint endlich auf Wendhusen voll und ganz, eine wirkliche Segenssonne, und ihre Strahlen leuchten zurück aus dem ernsten, gütigen Antlitz meines Mannes und aus süßen lachenden Kinderaugen — unserer Kinder! O, wenn meine Mutter es erlebt hätte, wie glücklich ich geworden bin!

Im alten Aebtissinnenhause wohnen wir, es ist die trauteste Heimat auf Erden. Meine Aelteste, das kleine blonde Geschöpfchen mit den dunklen Augen, trippelt schon ganz selbständig den Korridor entlang und pocht mit den rosigen Fingerchen an Tante Ediths Thür; und allemal wird sie jubelnd empfangen. Jeden Nachmittag aber schicke ich sie hinüber in die Villa zu Großmama, oder die immer noch ungebeugte Frauengestalt kommt selbst die breite Treppe herauf und geht direkt in das Kinderzimmer, um sich ihre Enkelin zu holen; und die Kleine hängt an der guten Großmama mit all der zärtlichen Liebe eines Kinderherzens.

Der Junge in der Wiege, der die blauen Augen von Gerhard hat und den Trotzkopf seiner Mutter — er kann sehr schreien, wenn ihm nicht gleich der Willen gethan wird —, ist nun aber der ganz besondere Liebling der alten Dame; sie kann sich nicht satt küssen an dem runden, dummen Gesichtchen und sitzt stundenlang an der Wiege. — Ich habe eine sehr liebevolle Schwiegermutter, und der Augenblick, als ich an ihrem Bette kniete und sie mich als Gerhards Braut willkommen hieß, ist einer der bedeutungsvollsten meines Lebens geworden.

Nie sprach sie von meiner Mutter, und so weh es mir that,



ich wagte nicht zu fragen. Als ich aber mit Gerhard in ihrer Begleitung nach meiner Vaterstadt reiste, um die Aussteuer zu besorgen, und sie gar nicht wußte, was sie alles der armen, kleinen Braut mit den leeren Händen schenken sollte, und ich ihr mit Dankesthränen um den Hals fiel, da sagte sie scheu und hastig: „Komm, Lena, bring mich nach dem Kirchhofe zu ihrem

Grabe.“ Und dort saß sie lange, und bittere Thränen sind auf den epheubewachsenen Hügel gefallen. Und als wir endlich den Friedhof verließen, da nahm sie meine Hand: „Ich danke Gott, Lena, daß ich an dir gut machen kann, was ich an ihr gefehlt —“ Eine größere Genugthuung konnte ich mir nicht wünschen!

Die Bibliothek ist Gerhards Arbeitszimmer geworden, sein Vater hatte sie schon als solches benutzt; und daneben das große Gemach mit dem Balkon, der in den Klostergarten sieht, ist mein Zimmer. Dort steht mein Nähtischchen am Fenster, es gibt für mich keine schönere Aussicht auf der Welt; der Garten ist der Aufenthalt meiner Kinder, sie sind darin geborgen wie in Abrahams Schoß, und klein Therese spielt so gern auf dem alten Grabstein. Dort schimmert er durch die Zweige, mein liebster Platz; hatte mich Gerhard doch am Abend unseres Hochzeitstages auf den Balkon geführt und mir flüsternd in dem bläulichen Mondlichte erzählt, daß ihm dort zum erstenmal die kleine Cousine unter dem roten Malvenkranz so ganz besonders reizend erschienen sei, und daß er so oft — so oft hinter den Jalousieen gestanden habe, um dort hinunter zu sehen, wo ich ahnungslos gesessen.

Gottlieb hat uns zur Kirche gefahren, und niemals habe ich ihn stolzer aussehend gefunden, als an jenem Tage, wo er die vier Füchse vom Bock der Brautkutsche lenkte. Er war auch der erste, der mich „gnädige Frau“ anredete, noch eher als unsere alte Christiane, welche die weite Reise nicht gescheut hatte, um zu meinem Ehrentage bei mir zu sein. Treuherzig sagte der alte Mann, als er im Namen der Dienerschaft ein Hoch ausbrachte: „Gnädige Frau, so ein bißchen habe ich auch dazu geholfen, Sie wissen's schon — als Sie dazumal fort wollten —“

Jetzt fährt er mich fast täglich spazieren, mich und die Kinder; er ist ja ganz besonders mein Kutscher geworden, nach Gerhards Bestimmung; und wenn ihm einmal der Kopf quer steht, so tyrannisiert er mich, und ganz ehrerbietig sagt er: „Das gibt einen Regen, wir wollen doch lieber zu Hause bleiben, gnädige Frau, die Kinder möchten sich erkälten.“ Und dann nicke ich und sehe den Himmel an, und selbst wenn mein Auge keine

Wolken entdeckt, sage ich: „Ihr habt recht, Gottlieb, wir bleiben heute zu Hause, im Klostergarten." Nur ein dunkler Schatten ragt hinein in diesen Sonnenglanz: Ferra! Sie hat das Unglück gehabt, ihr Söhnchen zu verlieren, und dadurch schwand ihr letzter Halt. Sie ist ein armes, beklagenswertes, ruheloses Geschöpf. Seit einigen Jahren wieder verheiratet mit dem alten Herrn von S., den sie einst Charlotte bestimmt hatte, lebt sie abwechselnd in Paris, Baden-Baden oder Italien. Sie konnte sich nicht darein finden, mit dem zu existieren, was Gerhard ihr großmütig anwies, nachdem sie geglaubt hatte, einmal Herrin auf Wendhusen zu werden. Und so nahm sie die Hand des bejahrten Mannes.

Sie ging sehr bald fort von Wendhusen; als Gerhard mich seiner Mutter zuführte, hatte sie die Villa schon verlassen. Sie war im Groll geschieden von ihm und zürnt ihm noch heute, er nahm ja eine arme Frau und sollte doch gar keine haben. Erst später erzählte mir Tante Edith, daß Ferra alles versucht hatte, um Wendhusen für ihren Sohn zu erhalten; da galt's ja freilich, um jeden Preis eine Heirat Gerhards zu hintertreiben. — Vor kurzem erhielt ich aber einen Brief von ihr, sie nannte mich ihre kleine Magdalene und bat um eine ziemlich hohe Summe, weil sie in augenblicklicher Verlegenheit sei. Gerhard hat mir das Geld für sie eingehändigt.

„Sieh," sagte er, „so fängt das Unglück an, sie hat Heimlichkeiten vor ihrem Gatten. Schreibe ihr, Lena, und stelle ihr vor, daß nur da ein Glück erwächst, wo Vertrauen wohnt."

Aber sie hat mir nicht geantwortet. Gebe Gott, daß noch einmal ein Sonnenstrahl auch auf dieses dunkle Fleckchen fällt!

Und Charlotte? fragt der Leser.

O, ich werde doch Charlotte nicht vergessen! Sie ist ja eigentlich die Heldin dieser Aufzeichnungen, meine liebe, schöne Charlotte. — Vor drei Tagen bin ich mit meinem Mann in Fölkerode gewesen, an einem prächtigen Sommertage. Wir kamen als die letzten dort an, Mama und Tante Edith waren mit der Braut vorausgefahren, Charlotte wollte ja in Fölkerode getraut sein. — Ich konnte mich gar nicht trennen von den Kindern,

es war das erste Mal, daß ich von dem kleinen Buben in der Wiege fort sein sollte, und dann galt es auch, eine Hochzeitstoilette machen!

„Du mußt ein weißes Kleid anziehen," sagte mein Mann und pflückte mir eigenhändig dunkelrote Malven im Klostergarten, um sie ins Haar zu stecken. Wie war er entzückt von seiner kleinen Frau im spitzenbesetzten Mullkleide; noch heute ebenso, wie an unserem Hochzeitstage, da die prächtigen Kanten mich zum erstenmal schmückten.

In Fölkerode fanden wir das ganze Haus mit Eichenguirlanden bekränzt, und als wir das Zimmer betraten, begann die Trauung.

Nur wir Mitglieder der Familie standen um das Brautpaar vor dem mit Tannengrün gezierten Altar; es war eine so ernste Feier, viel ernster noch als sonst, wo sich zwei für das Leben binden. Gerhard hielt meine Hand fest in der seinen, ich sah, wie ihm die Augen feucht wurden; im Hintergrunde leuchtete Gottliebs weißes Greisenhaupt.

Die Fenster des großen Gemaches standen geöffnet und frischer Waldesatem zog ein. Die schöne, blasse Braut weinte, aber als der Prediger fragte, ob sie ihm zur Seite stehen wolle in Lust und Schmerz, in Leid und Freud', bis der Tod sie voneinander scheide? und ihr Mund das „Ja" aussprach, da schlang sich der Arm des stattlichen Mannes in mächtiger Bewegung um die bräutliche Gestalt, und so umfaßt knieten sie vor dem Geistlichen nieder und segnend legten sich die Hände des alten Mannes auf ihre Häupter; Charlotte von Demphoff war Berkas Weib geworden nach langem innern Kampfe.

Nein, es war keine fröhliche Hochzeit; sie durfte es auch nicht sein. Aber ergreifender und weihevoller war gewiß nimmer eine Feier, als jene schlichte Hochzeit in dem weltfernen Jägerhause. Stand doch in der schlanken Mädchengestalt mit dem demütig gesenkten blonden Haupte die verkörperte Liebe da, die mächtige, alles überwindende Liebe. — Die Blässe tiefer Bewegung wich nicht von ihrem schönen Gesicht und Roberts Augen folgten ihr mit Bangigkeit, als könne sie ihm jetzt noch entrissen werden; und



— und so umfaßt knieten sie vor dem Geistlichen nieder. (S. 284.)



wandte sie sich ihm zu, dann lag ein Ausdruck der Dankbarkeit auf seinen Zügen, der mir die Thränen in die Augen trieb.

Rosige Dämmerung senkte sich hernieder, da schickten wir uns zur Heimfahrt an. Ein inniger Kuß Charlottes, ein Händedruck von Robert, und Gerhard hob mich in unsern Wagen. Die schöne junge Frau stand auf den Stufen unter den hohen Eichen, deren Gipfel sich noch im Sonnenlichte badeten; Abschied nehmend schlang sie die Arme um den Hals der Mutter, dann beugte sie sich zu Tante Edith herab; noch einmal winkten aus dem Wagenfenster zwei alte Frauengesichter herüber und die Pferde zogen an. „Adieu Charlotte! Adieu Robert!" riefen Gerhard und ich, und Gottlieb folgte dem andern Wagen.

Solange ich sie sehen konnte, wandte ich den Kopf zurück; sie standen eng umschlungen auf der Treppe und schauten uns nach. Noch ein letzter Gruß, ein Nicken, und das einsame Forsthaus versank hinter uns in den weiten grünen Buchenwäldern. Gerhard hielt meine Hand, und schweigend fuhren wir in den duftigen Abend hinein. Das Abendrot verglühte, im Osten stieg der Mond empor und Schweigen ergoß sich über die Welt mit seinem silbernen Schein; und endlich tauchte aus dunklem Laube das hohe, spitzgieblige Dach hervor, unter dem meine Kinder schlummerten — Wendhusen, meine Heimat, mein Glück!

Und nun will ich schließen. Im Nebenzimmer höre ich Tante Ediths sanfte Stimme; sie erzählt meiner Schwiegermutter von einem Billet Roberts, das sie eben erhalten. „Sie sind so glücklich, Therese," sagte sie. Es ist eine Freude, die beiden alten Damen zusammen zu sehen, zärtlicher können Schwestern nicht verkehren miteinander.

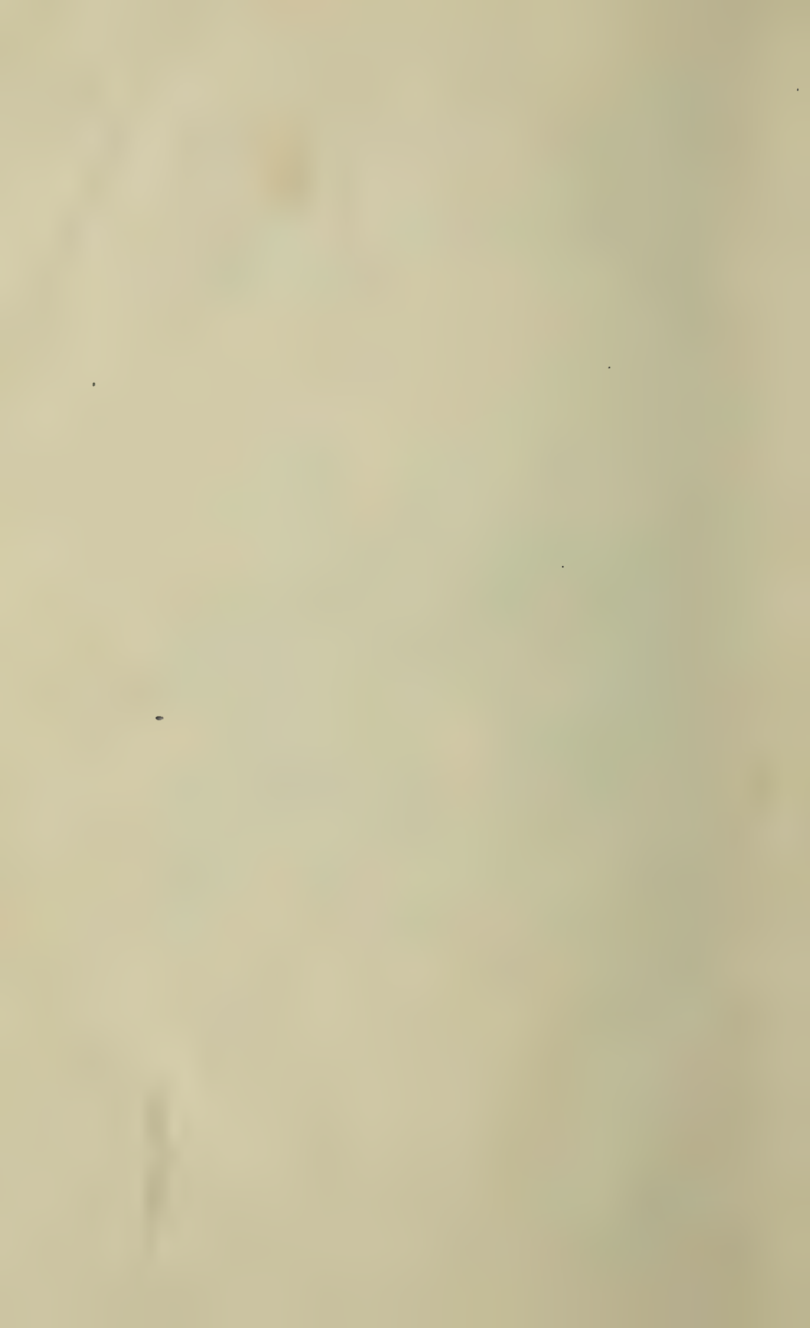
Habe ich nun von allen gesprochen? Ach nein; Georg, mein schlanker, hübscher Bruder, Gerhards Liebling, den selbst die eigenen Kinder nicht aus dem Herzen zu drängen vermochten, jetzt ist er zu den Ferien hier. Dort kommt er eben über den Rasenplatz im Klostergarten; er ist mir über den Kopf gewachsen und ein fleißiger, talentvoller Schüler geworden. Wenn er das Examen gemacht haben wird, geht er nach Fölkerode als Forsteleve, augenblicklich aber trägt er seine Nichte; er ist ganz stolz geworden

als Onkel. Wie ungeschickt hält er das kleine Tierchen auf dem Arme, aber sie lacht und zaust ihm in den dunklen Haaren. Sie hat nun einen Ersatz für Tante Lottchen, die sie so sehr vermißte.

Doch da springt mir noch ein Gast schnurrend auf den Schreibtisch und mahnt mich, ihrer nicht zu vergessen — Minka, die liebste Spielgefährtin meiner Kleinen, gehört sie nicht auch zu Kloster Wendhusen?



Ursula.



Der 24. Dezember! Es ist etwas Wunderbares um diesen Tag; man kann seinem Zauber nicht entfliehen, selbst nicht, wenn man, wie ich, ein alter einsamer Mann geworden, dem die Stürme der Jahre nach und nach das grüne Lebenslaub geraubt; ich komme mir beinahe vor, wie die alte im Sterben begriffene Linde dort unten im Garten an der Stadtmauer; ich habe sie wohl gekannt, als sie noch in frischer grüner Pracht stand, jetzt ist sie nur noch ein ast- und blätterloser Stumpf — wir sind alt geworden beide. Der Bürgermeister fragte mich neulich so beiläufig, ob ich sie nicht fällen lassen wollte, um ein junges Bäumchen dafür hinzupflanzen — Nein! Solange ich lebe, nicht, denn an der Linde hängt ein großes Stück süßer, seliger Jugendzeit!

Der 24. Dezember! Mich dünkt, kein Tag ist so zum Erinnern geschaffen! Eine Kleinigkeit, ein Zufall bringt alte, fast vergessene Geschichten zurück, lose leichte Fäden flattern von solchem Zufall auf und bleiben hangen in ferner Vergangenheit am lichthellen Tannenbaum unserer Jugend; er läßt Halbvergessenes so lebendig werden, daß man erschrickt, läßt das alte Herz noch einmal rascher schlagen in Lust und Schmerz. — Ein kleiner Zufall nur, sagte ich; so ging es mir vorhin.

In meinem Zimmer stehe ich am Fenster und schaue auf die Gasse. Da kommt ein Dienstmädchen so eilig durch den Schnee getrippelt, unter jedem Arm ein Kuchenbrett mit drei großen Wecken, und verschwindet gegenüber in dem stattlichen Hause. An das Fenster hinter die weißen Gardinen tritt eben eine hübsche, runde Frau; mir kommt es vor, als ob die Frau Bürgermeisterin einmal rot und einmal blaß wird unter der zierlichen Spitzenhaube. Ich habe sie gekannt, da war sie ein Sechswochenkind-

chen, jetzt hat sie schon erwachsene Söhne. Einen großen Christbaum, mit allerlei bunten Sachen behängt, sah ich auch eben hinter ihr im Zimmer, als sie das Fenster öffnete. — Aber, mein Gott, was hat denn die Frau? Sie wirft das Fenster zu und ist verschwunden; — nun steht sie unten in der geöffneten Hausthür und breitet die Arme aus. — Ach so, ach so! Gott segne es euch, der Seemann ist heimgekommen!

Die Arme der Frau haben sich fest um eine blaue Matrosenjacke geschlungen; ich sehe einen blonden Krauskopf unter dem Wachstuch an ihre Schulter geschmiegt; nun sind sie im Hause. Die alte Rieke quält sich nur noch mit einer großen Kiste herum; so, jetzt ist sie auch glücklich drinnen, und die Hausthür wird zugemacht. — Was er für ein schlanker, ranker Junge geworden, den die Frau Bürgermeisterin eben an das Mutterherz drückte, fast ganz so stolz gewachsen wie — —

Da war der Zufall, und da war der Heinrich, wie er leibt und lebt; sein sonnenverbranntes, hübsches Gesicht, seine blauen, guten Augen und das blonde Haar darüber. — Fort, ich will nicht daran denken!

Ich trete vom Fenster zurück und öffne meinen Bücherschrank und lange drei bis vier Bände aus dem Mittelbord; dort steht die schöne Litteratur. Ich nehme eins der Bücher, setze mich in den Lehnstuhl und schlage es auf. Gleich zwischen den ersten Blättern liegt zusammengeringelt ein dunkles langes Frauenhaar; hastig sehe ich nach dem Titel: „Hannchen und die Küchlein“, und von meiner Hand eine Widmung.

Meiner lieben Ursula zu Weihnacht 18 . . Wilhelm Nordmann stud. jur. lese ich. — Mein Gott! Ich nehme das Haar und wickle es um den Finger und plötzlich hängt an diesem feinen seidenen Haar eine leichte, reizende Gestalt, ich sehe ein schönes bräunliches Antlitz unter dichten glänzenden Flechten und ich sehe ein Paar dunkle tiefe kindliche Frauenaugen —.

Der zweite Zufall! Meine Jugend will mich heute besuchen, mich, den alten einsamen Mann. — So kommt denn her, ihr Gestalten! Es sind noch dieselben Räume, durch die auch ihr einst geschritten!



Der Schreibtisch des Vaters steht noch auf derselben Stelle, und dort, wo er inmitten seiner Thätigkeit abgerufen ward, habe ich mich hingesetzt und weiter gearbeitet an seiner Statt. — Die Bilder der Eltern hängen wie sonst über dem Sofa und sehen mich an, lieb und vertraut. Kommt nur, und daß ich euch festlich empfange — hier steht eine Flasche Haut Sauterne, des Vaters Lieblingswein, und braune Kuchen hat mir eine freundliche Hand gespendet, damit ich auch wisse, daß heute Weihnacht ist. Es ist dämmerig geworden mählich — horch, da fangen die Glocken an zu tönen von St. Marien, sie läuten den heiligen Abend ein, voll und feierlich wie damals. Ich fülle ein Glas

bis zum Rande: „Willkommen ihr, und ihr Weihnachtsabende meiner Jugend, ihr tannenduftigen, kerzenhellen!“

Wir ließen beide unsere Spielsachen unter dem brennenden Baum, Heinrich und ich, und stellten uns vor das lebensgroße Oelbild der Mutter, welches sie heute dem Vater geschenkt. Nun hielten sich die Eltern bei der Hand und sahen sich in die Augen.

„Warum schenkst du dem Vater dein Bild?“ fragte Heinrich die Mutter; „du bist ja doch immer bei ihm!“

Da sahen sich die Eltern wieder an, und dann breitete die Mutter ihre Arme nach uns aus und preßte unsere blonden Köpfe fest an sich, und als ich verwundert in ihr zartes Antlitz sah, da standen ihre Augen voller Thränen.

Das war uns unverständlich damals, denn Heinrich zählte erst sieben und ich fünf Jahre, aber bald lernten wir es verstehen.

Noch zwei fröhliche Weihnachten zogen vorüber, noch zweimal brannte der Tannenbaum in der festlichen großen Stube, von den Mutterhänden geschmückt; dann kam ein Weihnachtsabend, an dem es öde und dunkel blieb in unserem alten Hause. Die uns sonst des Christkinds Gaben aufgebaut, schlummerte schon seit Johanni draußen unter dem Rasen im St. Marienkirchhof. — Was so ein Kinderherz verliert, weiß es nicht zu ermessen mit einemmal; Gott sei Dank! Es müßte ja zu Boden sinken unter der Last, solch kleines Herz; erst nach und nach fühlt es die gähnende Lücke in seinem Dasein.

Wir hatten, an dieser ersten mutterlosen Weihnacht, heimlich von unseren ersparten Dreiern eingekauft für den Vater und gemeint, er müsse sich sehr, sehr über das Notizbüchlein für drei gute Groschen, das Heinrich erstanden, und über den schönen sechskantigen Bleistift von mir freuen. Vorher aber waren wir im Garten gewesen und hatten im Schneegestöber Christblumen und Stechpalmenblätter gepflückt, und Hand in Hand waren wir damit nach St. Marien gegangen, an das Grab der Mutter.



Sie hatte immer die blanken, zackigen Blätter so gern gehabt, die wir nun in den Schnee betteten, der ihren Hügel bedeckte. Die junge Totengräberfrau nickte uns mitleidig freundlich zu, als wir wieder zurücktrotteten, und rief ihre eigenen, stämmigen Buben von der Straße herein, wo sie sich schneeballten. Es war schon dämmerig, und wir gingen unwillkürlich rascher, die Glocken der Schloßkirche hoben jetzt an, das Fest einzuläuten, und feier=lich stimmten die andern Kirchen ein. Es war stiller geworden

auf den Straßen, nur am Bäckerhause schoben sich noch die Leute mit dem frischen Kuchen.

„Kuchen haben wir diesmal nicht gebacken, Willy," sagte Heinrich zu mir.

Ich nickte. Aber ein Weihnachtsbaum müsse doch brennen, darüber waren wir einig. Der Vater war ja doch daheim.

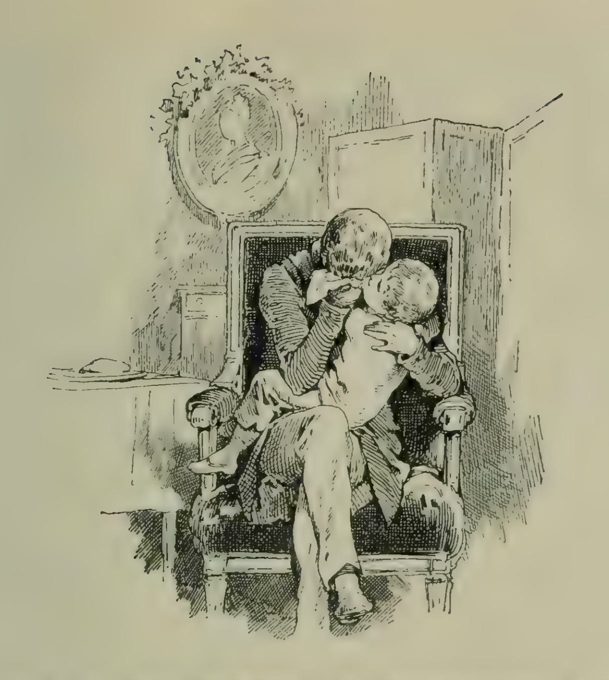
Unsere Gasse aber lag ganz einsam vor uns; es war wohl alles in den Stuben und rüstete zur Bescherung. Nur das alte Weihnachtslied scholl uns entgegen: „Lobt Gott, ihr Christen allzugleich, in seinem höchsten Thron." — Frierende arme Kinder sangen es, just vor unserer Hausthür; aber da ward diese leis geöffnet, und Hanne gab dem größten Mädchen etwas. „Gaht wieder, Kinner," hörten wir sie sagen, „singt annerswo!" Und als sie uns erblickte, setzte sie hinzu in ihrem holsteinischen Plattdeutsch: „Na, nu gaht man na baben, Jungs; de Vader hatt all fragt na jüms."

Der Vater saß in seiner Stube vor dem Schreibtisch und sah das Oelbild der Mutter an; der feine Frauenkopf schwebte in der Dämmerung über dem weißen Gewande, gleichsam als hätte es Engelsflügel. — „Heinrich, Willy," sagte der Vater, als wir vor ihm standen, „es ist die erste Weihnacht ohne die Mutter, sie hat euch keinen Baum mehr anputzen können." —

Er hielt inne, denn seine Stimme schwankte plötzlich, und wies mit der Hand nach dem runden Tische vor dem Sofa. „Dort ist für jeden von euch etwas. Und nun seid liebe Jungen." — — Er strich mit der Hand über unsere Köpfe und stand auf.

„Nehmt! Nehmt!" rief er dann hastig; und wie im Traume fühlten wir Bücher, Schlittschuhe und Schachteln in unseren Händen und ganz beklommen standen wir draußen in dem schwach erhellten Korridor, und unsere blassen Kindergesichter schauten sich an, seltsam trübe und beängstigt.

Da drang ein weher Aufschrei aus des Vaters Zimmer: „Sophie! Sophie!" Und dann ein Schluchzen, ein herzbrechendes Weinen. — Ich werde es nie vergessen! Klirrend fielen meine Schlittschuhe und Bücher zur Erde, und ich lehnte mich an die kalte Wand und weinte mich schier auseinander in heißem Schmerz,



Heinrich aber stand bleich bis in die Lippen daneben; er wollte nicht weinen, er war ja schon Quintaner.

Hanne holte uns endlich fort in ihre Kammer: „Na, nu swig man still, min lütt Willy; de Vader schriggt na jüm Moder, he har er bannig leef. — Töv, hir hev ick wat vör ju, un nahstens speelt in de Kinnerstuv mit jüm Soldaten.“ Und sie gab uns jedem einen schönen bunten Wachsstock. „Mohnklütten hev ick ock bakt ton Abendeeten, weent man nich!“

Aber ich wollte nichts wissen von Soldaten, von Mohnklößen und Spielen, und als Heinrich, schon wieder getröstet, am Tische saß und tapfer in sein Lieblingsgericht einhieb, da schlich ich mich wieder nach des Vaters Stube. Es war still drinnen, und leise machte ich die Thür auf.

„Wer ist es?“ fragte seine Stimme.

„Bloß ich, Papa,“ stammelte ich.

„Bloß du, mein Kleinster?“ klang es weich zurück. Und da war ich schon bei ihm und saß auf seinen Knieen und herzte seine Wange in scheuer Zärtlichkeit.

„Hole auch Heinrich,“ sagte er dann und küßte mich. Da lief ich eilends in die Kinderstube. Heinrich hatte sich satt gegessen, aber sein hübsches Gesicht blickte mir scheu und verlegen entgegen, und vor ihm auf dem Tische lag zwischen großen und kleinen Nüssen mein höchster Stolz, der hübsche Nußknacker, mit zerbrochener Kinnlade. Ich hatte ihn vergangene Weihnacht von der Mutter bekommen und ihn sorgsam in einem Fach meines Schränkchens aufgehoben. Heinrich seiner war längst den Weg alles Fleisches gegangen; nun auch dieser!

„Es ist meiner,“ stotterte ich und fing an zu weinen.

„Die Nuß war so hart,“ entschuldigte er sich. Er wollte mich trösten und holte seine Sparbüchse. „Ich kaufe dir einen andern, Willy.“

„Ich will keinen andern,“ rief ich und nahm die Trümmer zusammen, sie sorglich verwahrend; und in heißer Trauer um den verlorenen Nußknacker kehrte ich mit Heinrich zum Vater zurück, und stumm saßen wir auf seinen Knieen.

„Habt euch immer recht lieb,“ sagte er, ehe wir schlafen gingen, „thut euch nie weh untereinander!“ Und er fügte unsere Kinderhände zusammen in seiner Rechten. — Ich schluckte noch immer herzhaft die Thränen hinunter, aber einen andern Nußknacker habe ich nie wieder angesehen.

Allmählich ward es wieder freundlicher im Hause, die Tante Bertha wohnte mit ihrem Töchterlein jetzt bei uns; sie saß in der Eckstube am Fenster, wo die Mutter gesessen; auf der Estrade zu ihren Füßen aber hockte klein Ursula mit einem Märchenbuche, und ihre langen, dunklen Zöpfe hingen bis auf den Fußboden hinunter. — Nun ward es auch so um Weihnacht herum noch viel lustiger als früher jemals, denn wild war die Ursula wie eine. Heinrich nannte sie nur dummes Gör und noch schlimmer;

zwischen beiden stand etwas, daß sie sich immer feindselig ansehen mußten; warum? wußten sie wohl selbst nicht.

Mir war die Ursula allzeit eine prächtige Kameradin, Winters in der Ecke am Kachelofen und im Sommer in unserem schattigen alten Garten. Sie hatte eine eigene Art zu spielen, sah alles gleichsam verklärenden Auges an. Zaubergrotten hatten wir und Laubpaläste, und hoch in der alten Linde eine Ritterburg; gar wunderlieblich sah der dunkle Mädchenkopf aus dem sonnendurchleuchteten Gewirr der Blätter hervor. Mit dem morschen Kahn aber, der sich auf dem stillen Teich wiegte, welcher unsern Garten begrenzt, fuhren wir aus, um wunderbare Inseln zu entdecken. In allem, was sie that, lag ein unbewußtes Verschönern der nüchternen Alltäglichkeit und über dem ganzen Wesen der leise Hauch eines glücklichen Humors, einer reizenden Schelmerei. Man konnte ihr nicht böse sein, wenn man plötzlich merkte, daß man der Gefoppte war, und sie so silberhell vor Vergnügen über den gelungenen Streich auflachte. Wie die ernste, schweigsame Tante Bertha zu solchem neckischen Elfenkinde gekommen, ist mir noch heute rätselhaft; sie hatte nicht einmal ein Verständnis für das wunderbare Geschöpfchen, das Gott ihr anvertraut, und schalt sie nicht selten ein kleines Närrchen.

Mit Ausnahme Heinrichs war sie aller Liebling im Hause; selbst um des Vaters ernstes Gesicht huschte ein Lächeln, wenn der Kobold in sein Zimmer schlich und hinterrücks die Arme um seinen Hals warf: „Oheim, im Garten scheint die Sonne so prächtig!“

„Das sehe ich,“ scherzte er, „es ist etwas davon hängen geblieben an dir, Ursula.“ Und dann nahm er die Mütze und faßte das Kind an der Hand, und sie wanderte geduldig mit ihm den Mittelweg entlang, auf und ab, mit gesenktem Kopf, als wäre sie nimmermehr die wilde Ursula. —

Aus der Schule kamen häufig Klagen; sie sei ein begabtes, aber flatterhaftes Kind, äußerte sich der Ordinarius der Klasse, und das Schlimmste sei, sie mache die andern Schülerinnen rebellisch durch ihre neckischen Einfälle. Es war richtig; sie liefen der Ursula nach, „wie eine Herde Schafe“, erklärte Heinrich sehr

ungalant, der mittlerweile Sekundaner geworden, in die Tanzstunde ging und, wie üblich, eine Flamme hatte, die pausbackige, strohblonde Tochter des Bierbrauers und Schweineschlächters Holzer am Markt, weiß und rot, wie ein Borsdorfer Apfel und so kugelrund und pummelig wie ein Hefenkloß, den Hanne allsonnabendlich auf den Mittagstisch zu setzen pflegte.

Heinrich behandelte klein Ursula wirklich sehr von oben herab, dafür aber ging er des Sommerabends mit einigen Freunden stundenlang um den Markt, dabei seine Erkorene etwa fünfzigmal grüßend, die rotblühend wie eine Päonie unter den blitzblanken Messinghaken vor der Ladenthür stand und aus den kleinen blauen Aeuglein Justizrats Heinrich zärtlich anschmachtete. „Du kannst es glauben, Willy," sagte Ursula, als wir im Garten unter dem Lindenbaum saßen und der Abendschein ihr bräunlich Gesichtchen rosig anhauchte, „die Martha ist fürchterlich dumm, wenn sie auch schon zu Ostern konfirmiert wird; sie kann nicht einmal richtig lesen. Vorgestern lasen wir in der Schule von Friedrich dem Großen und dem Lieutenant von Katte; da kommt eine Stelle vor, wo Katte sagt: ‚Es ist mir ein süßer Tod, für Ew. Königliche Hoheit zu sterben!' — Sieh', Willy, ich hätte es so gern vorgelesen, es ist so rührend, und ich habe fast geweint — da liest die Martha nun: ‚Es ist mir ein süßer Tod, für ewige Hoheit — u. s. w.'" Sie lachte plötzlich hell auf — „o Gott, Willy, wie das komisch war; Martha entschuldigte sich dann, sie hätte gedacht, Ew. heiße: ewige!"

„Aus dir wird doch weiter nichts wie eine Seiltänzerin!" polterte Heinrich kurze Zeit darauf, als er arbeiten wollte und Ursula, die am nämlichen Tische saß, mit einem Buche voll Papierpuppen, denen sie die schönsten Kleider machte, den armen Burschen alle Augenblicke störte, indem sie die Figürchen so vor der Lampe tanzen ließ, daß der hüpfende Schatten auf sein Heft fiel. „Du bist ein richtiges Taternkind!"

Klapp! ging es, und eine kleine, aber feste Ohrfeige brannte auf Heinrichs Wange. „Warum arbeitest du erst, wenn die andern fertig sind und spielen wollen?" rief sie zornglühend; „den ganzen Nachmittag bist du der dicken Martha nachgelaufen,



erst vorhin nach Tische noch einmal, und wenn es jetzt nicht regnete, wärst du noch nicht hier!"

„Na, du bist ein Mädchen," sagte er und rieb sich die Backen, „sonst ginge es dir schlecht! so sollst du noch einmal gnädig abkommen." Und im Nu hatte er das schlanke Figürchen an sich gepreßt und küßte sie zwei-, dreimal auf den kleinen roten Mund. „Das ist die Strafe — so macht man es, und morgen hast du einen Schnurrbart!"

Aber Ursula zog plötzlich ein jammervolles Gesicht, schlug die Schürze vor die Augen und begann bitterlich zu weinen.

„Weine nicht," tröstete ich sie, Heinrich einen bösen Blick zuwerfend, „er hat es nicht schlimm gemeint." Aber das Kind schluchzte noch mehr und lief wie gejagt aus der Stube; wir hörten sie die Treppe hinan eilen ins obere Stockwerk, wo die Schlafkammer ihrer Mutter war.

„Eine wilde Katze," sagte Heinrich, und schickte sich an, weiter zu arbeiten.

„Schäme dich!“ warf ich ihm empört entgegen.

Da sah er mich groß an: „Kindereien! Kannst du keinen Spaß verstehen?“

Ursula aber rächte sich. Ein paar Wochen später fand der große Tanzstundenball im Saale der „Goldenen Krone“ statt, wozu Martha Holzer ein weißes Kleid bekommen hatte und einen Vergißmeinnichtkranz. Heinrich sandte ihr einen Gürtelstrauß durch die Hanne, zwei Blüten von der Tante ihrem Theerosenstock und ein paar Myrtenzweiglein, die Ursula sehr freigebig hinzugefügt hatte. Er selbst stand drei Stunden vor dem schmalen Spiegel in unserer Kammer, und immer saßen die Locken noch nicht schön genug; dabei probierte er einige Entrechats und pfiff ein paar Takte des neuesten Walzers. — Ja, Heinrich war im siebenten Himmel!

Ehe er fortging, kam er noch einmal in den Garten, wo Ursula und ich unter der Linde saßen und den Nachtigallen zuhörten, die in den Fliederbüschen zu schlagen begannen.

„Viel Amüsement, Heinrich!“ wünschten wir ihm.

„Danke! — Zu schade, Willy, daß du das Tanzen nicht leiden magst; es ist ein himmlisches Vergnügen!“ sagte er. „Die Ursula — na, von der soll es so — etwas heißen, daß sie nicht tanzen will. Sie weiß doch, daß sie den ganzen Abend schimmeln würde,“ setzte er neckend hinzu.

Sie seufzte tief und nickte mit dem Kopfe, aber der Schalk saß in den beiden Wangengrübchen, und Bruder Heinrich schritt selig durch den Mai-Abend nach dem festlichen Saal der „Goldenen Krone“. — Es war noch früh, als er wieder heimkehrte und sich hastig zu Bett begab; sonst dauerten solche Vergnügungen bis zum Morgen. — Er antwortete mir indes auf keine Frage und sah am andern Tage sehr ärgerlich, sehr deprimiert aus beim Morgenkaffee. Ursula, die, bereits im hellrosa Kattunkleidchen, mit der Schulmappe an der Thür stand, fragte teilnehmend, wie er sich amüsiert habe — bekam jedoch nur einen schlimmen Blick von ihm. In der Klasse aber erfuhr ich, welch ein Dolchstoß hinterlistig dem armen Heinrich versetzt war.

Man hatte dort einen Tanz geübt, den der französische Ballett-

meister als neueste Pariser Mode gepriesen, und der aus allerlei Touren bestand, die die Paare wechselweise zusammenführten; die letzte Tour bildete den Glanzpunkt; die Herren sollten von den Damen mit Schleifen, die Damen von den Herren mit Blumensträußchen beschenkt werden. — Wie sich das Unglaubliche zugetragen, konnte niemand erraten, Heinrich selbst nicht; er hatte, als der Löwe des Abends, im Gedränge unter vielen andern eine Schleife bekommen, die nicht ganz so aussah wie die übrigen, und als er sie näher beschaute, entdeckte er, daß sie aus Papier bestand, auf dem mit wenigen Strichen, aber doch frappant ähnlich, Martha Holzers Porträt gezeichnet war mit den Posaunenengelbacken, in ihrer ganzen Pummlichkeit, der Mund lachend von einem Ohre zum andern. Und darunter waren die Verse zu lesen:

„Daß gut unsre Wurst und kräftig das Bier,
Das seht ihr lieben Leut' an mir!"

Im Anfang hatte Heinrich Rache geschnaubt im Kreise der Tänzer, dann ingrimmigen Gesichts den Kehraus getanzt mit seiner Flamme und war still nach Hause gegangen. — Es war boshaft, doch unvergleichlich; darüber herrschte nur eine Stimme auf dem Gymnasium. Heinrichs Liebe hatte aber einen Knick bekommen, denn alles kann ein verliebtes Sekundanerherz ertragen, nur nicht, daß „Sie" lächerlich gefunden wird.

Marthas Rosenketten waren verwelkt, sie mußte sich trösten; zwischen Ursula und Heinrich aber herrschte eisige Kälte, obgleich sie nichts gestand und ihre Helfershelferin ebenfalls nichts verriet. Sie ertrug schweigend einige Redensarten von ihrer Mutter und von unserem Vater über unpassendes Benehmen und errang sich Marthas verlorene Gunst vollständig wieder, indem sie bereitwillig die Rechenexempel abschreiben ließ; denn Rechnen war Marthas schwache Seite.

Das ging nun so hin den Sommer lang und nicht gerade erquicklich. Es gab allerhand Unruhe mit dem Heinrich; er war schlechter Laune, er schalt auf das „Geochse", wie er sagte, und der Vater ließ ihn unterweilen in sein Zimmer kommen. Dann trat der große, schöne Junge immer mit blassem Gesicht wieder

heraus und war tagelang still. — Im Oktober begab sich das Unerhörte, daß er nicht versetzt wurde, und daß ich plötzlich mit Heinrich in einer Klasse stand.

„Ich bleibe nicht länger in der Schule," sagte er auf dem Heimwege zu mir, „ein Duckmäuser bin ich nun einmal nicht — ich muß etwas anfangen, wo ich alle meine Kräfte gebrauchen kann." — Zu Hause warf er seine Bücher wuchtig auf den Tisch, stand eine Weile am Fenster und ging dann in den Garten.

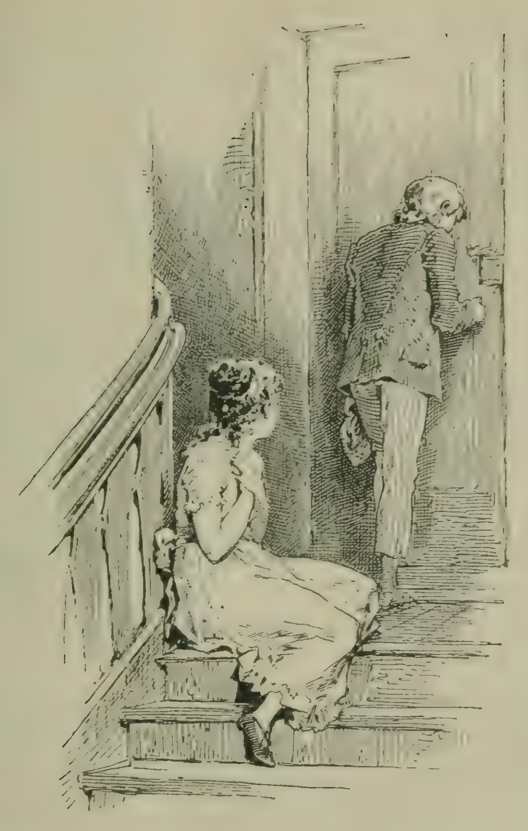
Mir war die Freude an der Versetzung und dem guten Schulzeugnis geschwunden. Was nun, wenn der Vater erfuhr, dessen Pläne und Hoffnungen sich sämtlich darauf erstreckten, seine Söhne studieren zu sehen? Denn reiche Stipendien harrten unser und nahmen viel Last und Sorge von seinen müden Schultern.

Es ward mit einemmal eine schwüle Stimmung in unserem Hause, trotzdem draußen schon ein kalter Herbstwind wehte. — Der Vater hatte einen Termin im Nachbarorte, wir andern saßen stumm um den Mittagstisch, nur Ursula trieb tausend Possen und erntete gelegentlich ein unartiges Wort von Heinrich dafür ein. Gegen Abend aber kam sie mir nachgelaufen in den Garten, blaß wie der Kalk an der Wand. „Willy!" rief sie, und rang die Hände ineinander, „du sollst rasch kommen! Um Gotteswillen, was that Heinrich, daß der Vater so furchtbar böse ist?"

Eilig liefen wir ins Haus, die Treppe hinan, zu des Vaters Stube. Es war still drinnen jetzt.

„Laß mich hier bleiben, Willy, ich habe so Angst!" bat das Mädchen, „ich horche gewiß nicht — ich will bis zur Treppe gehen." Und als ich mich noch einmal zurückwandte, sah ich, wie sie sich auf die oberste Stufe hockte, die erschrockenen Augen zu mir gewendet.

Der Vater ging mit großen Schritten auf und ab — Heinrich stand am Schreibtisch, den lockigen Kopf gesenkt. „Willy," begann der Vater, stehen bleibend, „wir befinden uns da ganz plötzlich an einem Lebensabschnitt. Ich habe geglaubt, ihr billigt stillschweigend die Pläne, die ich und eure liebe, verstorbene Mutter



für euch und eure Zukunft gefaßt hatten! Es war vielleicht ein Fehler von mir, anzunehmen, ihr wäret vollständig einverstanden damit, denn eines schickt sich nicht für alle. — Wir stammen aus einer Familie, die schon jahrhundertelang ihre Söhne auf die Alma mater sandte und die dem Staate eine Reihe tüchtiger Aerzte und Juristen gab; es sind sogar Namen unter diesen Männern von hohem Klang. — Ich gestehe, daß ich gern gesehen, auch ihr hättet euch würdig dieser Reihe angeschlossen. — Heinrich

hat anders gewählt, und gerade von ihm hat es mich überrascht, traurig gemacht! Wie denkst du über deine Zukunft?"

Ich starrte Heinrich fassungslos an. Der Vater mußte noch einmal fragen.

„Ich wollte studieren, Vater," sagte ich.

Er nickte; es flog etwas wie ein erlösendes Lächeln über sein Gesicht. „Heinrich kehrt den Büchern, der Wissenschaft den Rücken; er will — Seemann werden!" ergänzte der Vater.

Da war es heraus! Mir schwindelte fast. „Heinrich?" stammelte ich. — Er rührte sich nicht.

„Ein jeder schafft sich sein Schicksal selbst," sprach der alte Mann weiter. „Ich habe versucht, es dir auszureden, Heinrich; mache mich nicht verantwortlich, wenn du das geträumte Ideal nicht findest. — Bis Neujahr bleibst du auf der Schule, unterdes werde ich die nötigen Schritte in Hamburg thun; mit dem ersten besten Kapitän sollst du nicht davon; solange ich sorgen kann, werde ich sorgen für dich. Nun geht."

Er reichte uns beiden die Hand. In Heinrichs hübschem Gesichte zuckte es, aber seine Augen strahlten. Liebkosend strich der Vater noch einmal sein blondes Kraushaar: „Ich meinte es nicht böse," sagte er weich, „es war nur die Wehmut." — Dann wandte er sich rasch um.

Drunten aber in der dämmerigen Stube bei Tante Bertha saßen wir drei und horchten dem Heinrich zu. Wie seine Augen blitzten, wie er erzählen konnte, als wär' er schon dabei gewesen! Aus seinem jungen, begeisterten Antlitz wehte es uns an wie eine frische, erquickende Seebrise; dunkelgrüne, durchsichtige Wogen trugen das schnelle Schiff einem fernen Gestade entgegen, eine tropische, fremde Welt stand vor meinen Augen, Palmen spiegelten sich in ruhigen, klaren Strömen und alle Farbenpracht des Südens spielte zu uns herüber in verlockender, fremder Schöne. Mäuschenstill waren wir geworden, selbst Tante Bertha hatte ihr Strickzeug sinken lassen; Ursula aber saß da, den Kopf in die Hand gelegt und blickte mit heißen Wangen durch das Fenster — ein sehnsüchtiger Schimmer lag in des Kindes Augen. Dann begann sie zu weinen.

„Was hast du denn, Närrchen?“ fragte die Mutter, „warum weinst du?“

„Weil ich ein Mädchen bin!“ stieß sie endlich hervor.

Heinrich lachte hell auf: „Du wärst der Rechte geworden, du Flederwisch!“

„Laß sein, Ursula!“ tröstete ich. Aber das Herz war mir gewaltig schwer von des Bruders verlockender Schilderung. „Wir bleiben daheim beim Vater.“

„Wasser hat keine Balken!“ bemerkte Tante Bertha. Heinrich lachte noch mehr.

„Jung,“ sagte die alte Hanne, die ob dieser großen Neuigkeit mit blassem Gesicht an der Thür stand, „di stickt de Hafer, du büst allto wehlig!“

„Hoch ist der Himmel, weit ist die Welt, überall kriegt man Brot für sein Geld!“ trällerte Heinrich.

„Dine Nücken driben se di bald ut, min Jung,“ seufzte Hanne. „Gott bewohr uns!“

Und Hannes Worte machten, daß ich Heinrich traurig ansehen mußte, denn sie konnte mitsprechen von der Sache; sie stammte aus Büsum, und ihre Schwester war eine Lotsenwitwe, deren Mann einst in einer Sturmnacht „vertrunken“ war, wie uns Hanne einmal erzählt hatte.

Schon ein paar Wochen später brachte der Vater Heinrich nach Hamburg. Er hatte rascher ein gutes Schiff und einen freundlichen Kapitän gefunden, als er wohl selbst geglaubt und gehofft. Daß die schmucke Brigg, mit der Heinrich seine erste Reise machen sollte, den Namen der Mutter „Sophie“ trug, mochte den alten Mann freundlich angemutet haben; er nannte es eine gute Vorbedeutung.

Es war ein stürmischer Tag zu Anfang November, die Tante und die alte Hanne hatten rotgeweinte Augen. Letztere kochte mittags noch einmal des Jungen Lieblingsgericht. „Wenn de Selige noch levte, se gräm sik to Schann'n!“ sagte sie zu mir und schüttelte den Kopf.

Ursula sah blaß aus, wenn sie auch nicht weinte. „Ich wollte, ich könnte mit,“ erklärte sie; „und wenn du einmal eine

Perle findest, Heinrich, so eine große, schöne, die schickst du mir?" bat sie ganz ernsthaft.

„Du denkst wohl, die fängt man so beiläufig mit der Angel?" fragte er lächelnd. Sie sah ihn groß an, lachte aber nicht über den Scherz.

Als die Uhr drei Viertel auf Eins schlug, war es Zeit. Heinrich küßte uns der Reihe nach, auch die Ursula. „Nun keine Feindschaft mehr auf guter Letzt," sagte er weich und strich ihr über die Wange, „und Weihnachten denkt an mich, dann bin ich just mitten auf dem Ozean."

Zur Post durfte niemand von den Frauenzimmern mitkommen; Heinrich hatte es sich verbeten; die ganze Sekunda war ja dort versammelt, und da paßten ihm die Abschiedsthränen nicht. — Als ich nachher im blassen Novembersonnenschein allein nach Hause ging, war mir beklommen und weh zu Mute, meine Gedanken folgten der schaukelnden Kutsche in dem tiefen Sandweg der Landstraße; ich sah noch immer sein hübsches Gesicht, aus dem der Wind das lockige Haar zurückwehte, wie er abschiedgrüßend die Mütze schwenkte; es war etwas Eigenes darin, etwas wie selige Erwartung.

„Er läßt noch einmal grüßen!" sagte ich zu Tante und Ursula, und ging dann in das Zimmer, in dem wir beide miteinander bis jetzt gehaust, und da kamen mir auf einmal heiß und weh die Thränen aus den Augen geschossen; halb war es Trauer um den Fernen, halb die Sehnsucht, auch so frei hinausziehen zu dürfen in Gottes weite Welt! — Traurig war nicht ich nur, es ging uns allen nicht besser, er fehlte uns überall.

Am schwersten ward es wohl dem Vater. Weihnachtsabend hatte er ein Plätzchen hergerichtet unter dem brennenden Baume, als könne Heinrich jeden Augenblick eintreten, und beim Festessen stießen die Gläser zusammen auf das Wohl des Fernen, der einsam Weihnacht hielt weit, weit von uns, mitten auf dem Weltmeer.

Als ich dann in meiner Stube am Fenster stand und in die blitzenden Sterne hinaussah, versuchte ich, mir das schwankende



Fahrzeug auf dem endlosen Wasser zu vergegenwärtigen. Vielleicht stand auch er jetzt und sah zu den Sternen empor, vielleicht klang ihm der Ton der heimatlichen Weihnachtsglocken in die Seele und machte seine Hände falten in frommem Schauer, und seine Lippen sprachen das Weihnachtsevangelium und ein Gebet für uns daheim!

Mit eisernem Fleiß arbeitete ich mich durch die letzten Klassen, die Zeit war im Umsehen vergangen. Als die Ursula konfirmiert ward, machte ich das Abiturium. Ich hatte sie doch täglich vor Augen gehabt, die Kleine; nun trat sie mir am Palmsonntag entgegen, wie etwas Unbekanntes, überraschend Liebliches — hatte

ich denn im Drange meiner Arbeiten so ganz übersehen können, wie groß und schlank sie geworden, oder machte es das feierliche schwarze Gewand, daß sie so jungfräulich erwachsen schien? Ich starrte sie an wie im Traume.

Sie hatte geweint in der Kirche, sie hatte an des Vaters Halse gehangen und sich wieder und wieder bedankt für alles, was sie genossen in seinem Hause, unter seinem Schutz.

„Ich habe nur zu danken," hatte der alte Mann erwidert. „Wäre es ohne dich nicht allzu einsam, nun auch Willy das Vaterhaus verläßt?" Und ein stolzer Blick flog zu mir herüber, der mir das Herz klopfen machte vor Freude, denn in wenig Tagen ging ich nach Halle, wo auch der Vater einst sein Wissen geholt.

Tags zuvor wanderten wir noch einmal durch den knospenden Garten, die Ursula und ich. Sie hatte eine Hand auf meine Schultern gelegt, und so suchten wir zum letztenmal alle unsere Lieblingsplätze auf.

„Wenn du nun in den Ferien heimkommst," sprach sie, „dann sind wir hoffentlich alle wieder beisammen, dann ist auch Heinrich hier; er schrieb ja, ‚im Herbst werden wir wieder in Hamburg sein.'"

„Geb's Gott!" sagte ich herzlich. — Unter der Linde blieb ich stehen, denn Ursula hockte sich rasch an die Erde; da stand ein weidengeflochtener Korb, unter dem gluckste und lockte eine Henne ihre kleinen, goldgelben Küchen, die liefen flink hin und her aus der Oeffnung des Korbes, und der Sonnenstrahl spielte durch die jungen Blättchen der Linde und wob sich wie ein goldener Schein um das dunkle Mädchenhaupt.

„Die sind mein, alle mein, Willy!" rief sie; „ich habe sie selbst gezogen, und heute früh trug ich sie hierher in die Sonne, damit sie sich ihres jungen Lebens freuen. Ist es nicht wundervoll, so ein lustiges, kleines Kinderstüblein?" Sie wandte das Gesicht empor und sah mich mit ihren braunen Augen an, aus denen so reine Freude strahlte. Nie habe ich dieses Bild, diesen Blick vergessen können.

„Seit wann bist du denn so wirtschaftlich, Ursula?" fragte ich, um etwas zu sagen.



„Die sind mein, alle mein, Willy!“ rief sie: „ich habe sie selbst gezogen.“
(S. 310.)



Sie lachte und tippte mit dem Finger auf die Stirn. „Du!“ schmollte sie, „ich weiß es nicht, aber du bist das letzte halbe Jahr gewesen wie ein Taubstummer; immer nur deine dummen Bücher! Und wenn man dich ansprach, hast du nicht geantwortet oder bist aufgefahren wie aus tiefem Schlaf. — Aussehen thust du wie einer, der sieben Monat gehungert hat, und — so wie du jetzt bist, gefällst du mir gar nicht, Willy!“

„Nun, es wird schon wieder anders kommen,“ tröstete ich — „die scharfen Examenarbeiten!“

„Sei nicht böse, Willy!“ rief sie, wieder zu mir tretend, „du bist so gut, das sagen sie alle, bist es immer gewesen; viel zu gut und so vernünftig! Mache doch nur einmal einen einzigen dummen Streich, damit man nicht allzu großen Respekt haben muß vor dir.“

Sie sah mich ordentlich mitleidig an, dann aber mußten wir beide lachen. „Ei, Ursula, ist so etwas erhört,“ schalt ich, „daß du mit gerungenen Händen, mit Flehen und Bitten deinen leiblichen Vetter zu Tollheiten bereden willst? Ich glaube fast, Heinrich hat recht, und in dir steckt ein bißchen Zigeunerblut.“

„Ich weiß es nicht,“ erwiderte sie sinnend, „aber zuweilen erschrecke ich vor meinen Gedanken; sie flattern davon so wild und kraus, als wären sie gar nicht meine eigenen, ich kann sie nicht fangen und halten — es ist aber wohl bei jedem Menschen so — nicht wahr?“

„Gib mir ein Andenken mit, Ursula!“ bat ich, als ich reisefertig vor ihr stand am andern Tage. Wir waren allein im Zimmer ihrer Mutter, die draußen zu thun hatte.

„Braucht's das, damit du dich meiner erinnerst?“ neckte sie.

„Das weißt du besser wie ich, Ursula!“

„Nun dann komm her!“ Sie stand vor ihrem Nähtischchen und begann in den Schubfächern zu stöbern, als suche sie etwas. Die schlanken Finger wirrten alles durcheinander, lauter Kinder=tand war es — Schleifen und Bilder, Nadelbüchschen und aller=hand Kram. „Ich habe nichts,“ sagte sie endlich, „ich muß dir etwas anderes geben.“ Ich sah plötzlich die zwei Grübchen sich vertiefen in ihren Wangen, dann fühlte ich ein Paar weiche Arme

um meinen Hals und ihre frischen Lippen auf den meinen. „Da," sagte sie, und fuhr mit der kleinen Hand blitzschnell über ihren Mund, „vergiß mich nicht und komm gesund heim!"

Ich aber stand purpurrot und starrte sie an. Und wie im Traume saß ich in der Post und fuhr in den lachenden Frühling hinein; überall blühende Bäume, junges Grün, überall Vogelgesang und berauschendes Duften! Und ich bog mich aus dem Wagen und sah nach der Stadt zurück; nie war sie mir so traut, so lieb erschienen, wie jetzt, da ich wußte, was diese alten Mauern für mich umschlossen.

Ich war nie ein Mensch, den der Jugendmut zum Ueberschäumen brachte, es war immer ein Etwas vorhanden, das mich auch in der fröhlichsten Gesellschaft zurückhielt, so daß ich nicht mit einzustimmen vermochte in den lauten Jubel der andern. — Wohl habe auch ich auf der Mensur gestanden und Meister Urbans ungelehrigster Schüler war ich nicht; wohl habe ich mit andern in der „Schürze" zu Giebichenstein die Sommernächte durchkneipt, habe mit stolzer Begeisterung den Landesvater gesungen und die Farben der Märker getragen. Aber wenn die Lust am höchsten wogte, dann kam es über mich, daß ich mich abwenden mußte und stille ward; es war mir so gegeben, ich konnte nicht dafür.

So war mir denn immer am wohlsten auf meiner Bude, ganz allein. Dort hing eine Silhouette des Vaters über dem Bett und ein feines Aquarell, unser Haus von der Gartenseite; im Vordergrund legte sich ein Zweig der Linde darüber, daß es gleichsam eingerahmt erschien von den knorrigen Aesten. Das hatte Ursula gemalt. Sie hatte auch versucht, ein paar Gestalten in dem Gartenweg anzubringen, das sollten wir Brüder werden; aber nur Heinrich stand fertig da, ein winziges Figürchen mit blauer Jacke und großem Hut. Die andere hatte sie übermalt und sich selbst daraus gemacht, weil mein Konterfei ihr nicht hatte gelingen wollen, wie sie sagte.

Es war mir am wohlsten, wenn ich nach Hause schrieb oder an Heinrich, und noch größer war meine Freude, wenn mir der Postbote einen Brief von daheim brachte. Im übrigen war ich fleißiger, wie meinesgleichen es zu sein pflegen im Anfang der

Studienzeit. Ich wußte, der Vater wartete darauf, mir seine Rechtsanwaltpraxis zu übergeben mit der Ungeduld eines Müden, Erschöpften, der sich nach Abendruhe sehnt; so ward es, daß ich selten ein Kolleg versäumte. Mitunter kam ich mir uralt und pedantisch vor, wenn ich mich mit den andern verglich; ich frug mich selbst, wie es sein müßte, berauscht von Jugend und Wein, eine schmucke Tänzerin im Arm, sich nach dem Takte der Musik zu wiegen unter der wirbelnden Menge. Und im nächsten Moment dünkte es mich schal und ekel und heimlich griff ich an meine Brust, dort ruhte ein knisterndes Papier, der einzige Brief, den mir Ursula geschrieben, als ich meinen Geburtstag zum erstenmal fern vom Vaterhause verlebte. Ein Paar tiefe, dunkle Augen blickten mich an und ein Paar weiche Mädchenlippen fühlte ich auf den meinen und, da war sie, die vollste Jugendseligkeit, seliger als alle Lust um mich herum!

Aus meinen Herbstferien aber wurde nichts, so sehr ich mich darauf gefreut. Just zwei Tage vor Beginn der Vakanz packte mich ein hitziges Fieber, und da alles ausflog aus der alten dumpfen Stadt, lag ich in Schmerz und Mutlosigkeit auf dem Krankenbette und stand gerade zum erstenmal wieder auf, als das Wintersemester begann. — Daheim haben sie nicht gewußt, wie krank ich gewesen; ich hatte etwas von einem schlimmen Fuß geschrieben. — So bequem wie heutzutage war es damals noch nicht mit dem Reisen; wer hätte auch kommen sollen, mich zu pflegen? Tante Bertha war die einzige — aber ihre zarte Gesundheit? Und wo hätte sie auch bleiben sollen in meinem kleinen Studentenstübchen?

Sie hatten lange nicht geschrieben von Hause, und ich dachte doch täglich an sie, als ich im Herbstsonnenschein, wieder ein Genesender, am Fenster saß. Heinrich war sicher daheim jetzt! Wie er erzählen würde, und ob er befriedigt von dem erwählten Beruf? Diese Fragen quälten mich mit heißer Sehnsucht im Verein; ich dachte schon daran, noch nachträglich mir ein paar Privatferientage zu gestatten — da kam doch ein Brief.

Er war vom Vater. „Wie wir Dich vermißt haben, Willy," schrieb er, „kannst Du Dir wohl denken, und wie sehr uns Dein



dummes Bein die Freude verdarb, brauche ich nicht erst zu sagen. — Heinrich war vierzehn Tage hier, und nichts fehlte der glücklichen Zeit, wie Du. Gottlob, daß er gesund und befriedigt ist von seinem Beruf! Eine schwere Sorge nahm mir der Herr dadurch von der Seele. — Groß und stark ist der Junge geworden, gebräunt von Wind und Wetter, und erzählen konnte er von Gut und Böse. Nun bleibt er vorerst in Hamburg, um sein Steuermanns-Examen zu machen, und so Gott will, seht ihr euch Weihnacht im Vaterhaus gesund und fröhlich wieder.

„Beinahe hätte er Dich jetzt in Halle überrascht; woran der Plan scheiterte, weiß ich eigentlich nicht recht. — Wenn Du kommst, wirst Du aber allerhand finden, das er für Dich auf dem Pult in

eurer Kammer aufgebaut hat. Lauter wunderliches Zeug haben wir jetzt im Hause; auf meinem Schreibtisch steht ein kleiner indischer Hausgötze und schneidet eine gewaltige Fratze; die Frauenzimmer aber tragen echte ostindische Seidentüchlein um den Hals, die er aus Hongkong mitbrachte, die Ursula sogar eins mit goldenen Fäden durchsponnen! Alle lassen sie Dich grüßen und Dir sagen, Du möchtest bald gesund sein; zu Weihnachten aber hofft Dich ans Herz zu drücken

Dein treuer Vater

H. Nordmann."

„Trinke zuweilen ein Glas von dem heute an Dich abgesandten Pontac zur Stärkung," stand in einem Postskriptum.

Es war auf einmal eine Verstimmung über mich gekommen, aber den Grund wußte ich nicht recht zu finden; ich schob es auf Reizbarkeit nach der langen Krankheit, und seufzend schloß ich den Brief fort. Sobald ich vermochte, stürzte ich mich wieder auf die Arbeit, mehr wie mir gut war; und so kam es, daß, als ich acht Tage vor Weihnacht reisefertig dastand, mir ein blasses, eingefallenes Antlitz aus dem kleinen Spiegel entgegenschaute, und Ursulas Worte fielen mir ein: „Du siehst aus, als hättest du sieben Monate gehungert!"

Aber schön war es doch, in dem alten gelben Postwagen nach Hause zu fahren; es schneite ein wenig, und den märkischen Fichten stand der leuchtende Schmuck prächtig zu dem dunkelgrünen Gezweig. Im Wagen saß lauter lustiges Volk, Studenten, die alle das Fest daheim feiern wollten, und an jedem Wirtshaus wurde Halt gemacht. Ich ließ sie lärmen und bewachte mit heimlicher Freude die Reisetasche, die im Netz über uns schaukelte; da war allerlei drinnen für den Weihnachtstisch; das meiste für die Ursula. Tagelang hatte ich die Läden durchwandert in der Ulrichsstraße, und nimmer fand ich etwas, das mich schön genug dünkte, in die kleine Mädchenhand gelegt zu werden, dann aber hatte ich es eines Tages in Gestalt eines Buches: „Hannchen und die Küchlein". — Ich ward bei dem Lesen des Titels plötzlich an ihr anmutig Thun unter der Linde mit den Küchlein erinnert, und als ich die liebliche Erzählung gelesen, meinte ich,

es sei ein rechtes Geschenk für sie. „Meiner lieben Ursula zu Weihnacht", schrieb ich hinein; aber ganz hinten auf die letzte Seite noch ein paar Verse aus übervollem sehnsüchtigem Herzen:

„Unter der Linde du saßest als Kind,
Strich dir durchs Haar der Abendwind,
Und die Sonne mit rosigem Licht
Färbte dein junges Angesicht.

Unter der Linde, du liebliche Maid,
Sah ich dich wieder im langen Kleid,
Schaute dich an — und wie Frühlingslust
Zog es durch meine klopfende Brust.

Unter der Linde — noch sag' ich's nicht laut —
Was mir mein seliges Herze vertraut;
Alle mein Denken: ‚Daß Gott dich behüt!'
Einst wird es Sommer und alles erblüht." —

Sie wußten es nicht, daß ich heute schon kam. Mit beflügelten Schritten durcheilte ich die wohlbekannten Straßen; da lag das alte, liebe Haus im klaren Schein der Wintersonne. Ich fühlte keine Müdigkeit von der durchfahrenen Nacht, wohl aber ein rasches, starkes Herzpochen. — In der Hausflur stand vor einem geöffneten Spind eine hohe Frauengestalt.

„Hilf Gott! Der Willy!" rief Ursulas helle Stimme, und dann hatte sie mir beide Hände gereicht, und ich schaute wieder in das bräunliche, schöne Antlitz.

„Wo kommst du jetzt schon her?" rief sie. „Ei, wie wird der Vater sich freuen! Er hat schon seit ein paar Tagen von weiter nichts gesprochen. — Aber" — und sie blieb stehen, als sie mich schon halb zur Treppe geleitet hatte — „wie siehst du aus, Willy? Du warst sehr krank — gestehe es nur!" Und schwesterlich mitleidig schauten mich die dunklen Augen an. „Das wird den Vater betrüben!" setzte sie hinzu.

„Aber auch du hast dich verändert, Ursula," erwiderte ich, „du bist einen halben Kopf größer geworden, und so — —"

„O bewahre!" sagte sie, und ein feines Rot stieg ihr lang=



sam in das Gesicht, „laß den Vater nicht warten, geh rasch hinauf, — nachher kommst du wohl zur Mutter!“ Und leicht wie ein Vogel war sie die Treppe wieder hinuntergeeilt.

„Man sieht es doch, Willy,“ sagte der Vater nach der herzlichen Begrüßung, „wir Juristen haben nicht just den gesundesten Beruf erwählt, du hättest mal Heinrich sehen sollen, und wie konnte der Junge essen!“

Als ich dann zu Tante Bertha hinunterkam, sagte sie mir dasselbe ungefähr. „Aber schadet nichts, Willy,“ fügte sie tröstend hinzu, „du weißt, was du hast. Ich möchte nicht so schwankenden Boden unter meinen Füßen wissen, wie der Heinrich; wär' er mein Kind, ich hätte mich längst zu Tode gesorgt.“

Ursula aber saß still am Nähtisch und stickte an einem Käppchen für den Vater; und plötzlich blieben meine Augen an einem Tüchlein haften, das sie zierlich um ihren schlanken Hals gesteckt trug: weiß war es, mit Goldfäden durchzogen; es stand ihr gut zu dem dunklen Haar.

Sie merkte es. „Das hat mir Heinrich mitgebracht," sagte sie, „und diese rosenrote Koralle und dort die Muscheln auf dem Schrank der Mutter." Und wie ich näher trat, entdeckte ich auch ein Bild, gerade Ursulas Platz gegenüber, plump gemalt — ein Schiff unter vollen Segeln und im Schmuck aller seiner Flaggen und Wimpel auf dunkelgrüner Flut. „Das ist die ‚Sophie', darauf Heinrich die erste Fahrt gemacht," erklärte Ursula, „ich soll das Bild nur aufbewahren."

„Da hingst du es dorthin?" fragte ich unwillkürlich.

„Ja!" erwiderte sie, „ich mag es gern, Willy, es sieht so lustig aus, das Schiff; es macht das Herz ordentlich weit, schaut man es an."

Ueberall, wo ich hinkam, Spuren von Heinrich, selbst in der Küche. „Willychen, kiek mal, wat mi de Jung mitbröcht het!" Und Hanne zeigte freudestrahlend ein paar chinesische Tassen mit grotesken Figuren bemalt. „Aber wat Rechts is't doch nich, Willychen," setzte sie hinzu, „de Minsch sall sitten bliewen, wohin he sett' is; is't so'n Ort Vagabondenleben, un künn mi nich passen. — Wat, so'n Mann kann jo nich mal een Fru nehmen? He künnt wol, aber da ward sik keine finnen, he makt se jo to ne Wetfru bi lebigen Liv. — Na, du makst't beter, min Jung."

Am heiligen Abend erst konnten wir Heinrich erwarten, und indessen half ich Ursula bei den Vorbereitungen zum Fest, soweit eben ein ungelenker Student dies vermag, den Tannenbaum im Gestell befestigen und allerhand Zuckertand an bunte Fäden binden. Auch verschiedene Besorgungen ließ ich mir aufpacken, hie und da etwas abzuholen oder säumige Handwerker zu mahnen. Sie hatte jetzt fast vollständig die Zügel der Wirtschaft in Händen, denn Tante Bertha klagte viel, hatte eine gelbliche Gesichtsfarbe bekommen und saß meistens ganz still im Lehnstuhl am Fenster. Dafür trippelten die schmalen Füße des Mädchens leicht und



unermüdlich umher, und wie sie sonst ihre Spiele unbewußt in Poesie tauchte, so that sie es jetzt mit den alltäglichen Geschäften des Haushaltes und immer noch hatte sie den alten Schalk in den Wangengrübchen. Am besten aber gefiel sie mir, wenn sie nach Tisch lesend am Fenster saß. „Das muß man, Willy,“ entschuldigte sie sich mit einem Blick auf die Mutter, „davon lasse ich mich nicht abbringen; es thut gut und erfrischt, man kommt da aus der engen Wirklichkeit ein bißchen heraus und gefällt sich nachher wieder um so besser darin.“

„Was liest du denn, Ursula?“ fragte ich, als sie mir einstmals allzu vertieft erschien und ich dies stumme Gegenüber wie eine Marter empfand.

„Richters Reisen zu Wasser und zu Lande,“ gab sie zurück, und schon wieder senkten sich die Augen auf das Buch. — Und ich hatte gemeint, es sei eine Liebesgeschichte!

Am Tage vor dem heiligen Abend, als sie gerade mit dem klappernden Schlüsselbund in die Kammer ging, wo die Wäschespinde und die Truhen standen, winkte sie mir. „Willy, du sollst einmal was Schönes sehen!“

Ich trat ein in diese große Stube mit dem Gipsboden; es war dort noch alles so wie früher und roch noch ebenso nach Lavendel, wie zu der Mutter Zeit, wo ich ihr als kleiner Bube nachschlich, weil sie hier die Weihnachtsgeschenke aufzubewahren pflegte. Das Mädchen öffnete eine der buntbemalten Truhen und ließ mich hineinschauen.

„Was ist das?“ fragte ich und sah auf ein weißes, duftiges Gewand mit blaßblauen Schleifen und auf den zierlichen Rosenkranz.

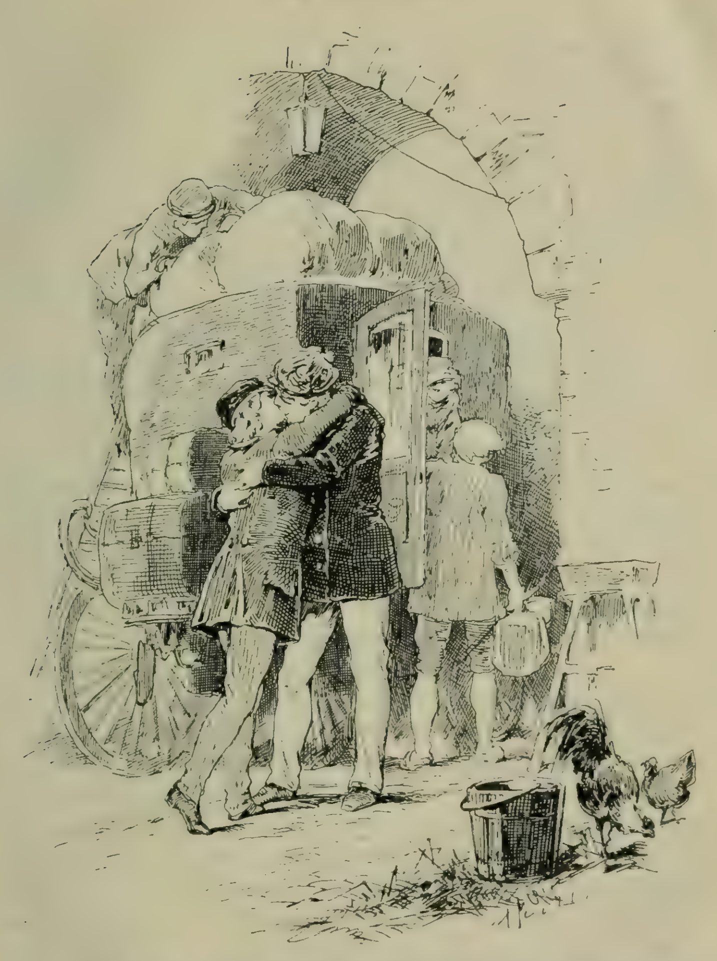
Sie blickte mich errötend und freudestrahlend an: „Mein Ballkleid, das die Mutter mir zu Weihnacht schenkt.“

„Dein Ballkleid, Ursula? Ich habe immer gemeint, du tanzest nicht gern?“

Sie lachte. „O, du weißt bloß nicht, wie schön das ist! Denke dir nur, ich kann tanzen, ohne daß ich es gelernt habe; ‚sehr gut sogar,‘ sagte Heinrich, als er im Herbste hier war. Da machten wir und noch ein paar Bekannte eine Landpartie nach Büstrow zum Erntefest und haben mitgetanzt unter den Eichen; es war zu schön! — Du kommst doch mit?“ fragte sie dann. „Am zweiten Festtag ist in der ‚Goldenen Krone‘ ein Ball — ich freue mich ja so sehr, und Heinrich auch.“

„Ich kann nicht tanzen, Ursula.“ —

„O, sei doch nicht so langweilig, Willy!“ rief sie. „Wer jung ist, kann auch tanzen; wir probieren es zusammen, es ist ja jedem Menschen angeboren.“ Und mit ein paar Polkaschritten sprang sie an mir vorüber und das Schlüsselbund klirrte leise den Takt dazu.



Ich schritt hinter ihr drein, hörte, wie sie in des Vaters Thür rief: „Oheim, hast du es auch warm genug? Gleich kommt dein Frühstück!“ Und dann hörte ich ihre Schritte auf der Treppe, und ihre Stimme scholl aus der Küche herauf — und immer mehr verwirrte sich mein Sinn in Lust und Bangigkeit.

Den Heinrich holte ich von der Post ab andern Tages;

es dämmerte schon stark, als der schwerfällige Wagen durch das Steinthor rasselte. Mir pochte das Herz doch zum Zerspringen, wie lange hatten wir uns nicht gesehen! — Nun hielt das Gefährt, und gleich zuallererst sprang ein breitschulteriger, großer Mann heraus; im letzten Tagesschein sah ich ein hübsches, bärtiges Gesicht und zwei gute, blaue Augen. „Heinrich!“ rief ich, und im nächsten Augenblick hielten wir uns in den Armen.

„Jung, Jung! wie lang habe ich dich nicht gesehen! Aber was bist du für ein Knirps geblieben!“ und er küßte mich rechts und links auf die Wange. — „Alles wohl an Bord?“

„Ja, Heinrich; nur die Tante nicht; aber komm rasch, das wird ein hübscher Weihnachtsabend heute. Der Vater kam nicht mit, er hatte noch zu thun, und die Ursula auch.“

„Erst der Ballast, Willy. He!“ rief er einem Manne zu, der diensteifrig herbeilief; „dies ist meiner,“ und er wies auf seinen Koffer, „möchte ihn bald haben, es ist allerlei drinnen für heute abend. In die Langgasse zum Justizrat Nordmann!“ Und dann schritten wir nebeneinander durch die Straßen, und er sprach von diesem und jenem, auch daß er habe in Halle anlaufen wollen, um mich zu besuchen.

„Schade, Heinrich, warum kamst du denn nicht?“

„Pure Faulheit, Willy. — Ich lag gerade fest vor Anker hier, und so eine enge Kuff von Postkutsche — es ist eine verdammte Tour für unsereinen, der ein Luftschnapper geworden.“ —

„Also, du bereust es nicht, Seemann zu sein?“

„Alle Wetter, Junge, nicht einen Augenblick,“ erwiderte er; „das Lernen und Stillsitzen in Hamburg wird mir schwer genug jetzt; wollt', ich hätt's erst hinter mir.“

Dann schwiegen wir. Er ging langsam und wiegte sich etwas dabei. Ich sah ihn immer wieder mit Stolz an, dieser stattliche, breitschulterige Mann war also Heinrich! Und wie wir so nebeneinander schritten, fingen die Glocken an zu läuten von allen Türmen der Stadt, wie einst in unserer Kinderzeit. Und ein Tag fiel mir ein, wo wir beide Hand in Hand unter diesem Geläute vom St. Marienkirchhof heimkehrten, ein Paar kleine, mutterlose Buben.



In der Hausflur war alles still. „Oho!“ sagte Heinrich, und ging stracks auf die Küchenthür zu.

„Sie werden oben sein,“ wagte ich einzuwenden, „sie haben nur das Klingeln nicht gehört, wir sind rasch gegangen.“

„Eh, — will doch mal erst bei der Kambüse anlaufen,“ erwiderte er und machte die Thür auf.

„Heinrich!“ rief Ursula, die an dem saubern Küchentisch stand; gerade so wie sie mir „Willy!“ entgegengerufen hatte — oder war es doch anders? — „Schon!“ Und sie hielten sich bei den Händen, und Heinrich bog sich plötzlich nieder und wollte sie küssen.

„Was fällt dir ein?“ fragte sie, hastig ausbiegend, „hast du bei den Meerweibern alle Sitte verlernt? Rasch! — Oben wartet der Vater, und dann komme ich und zünde uns den Baum an; nachher sollst du zu essen bekommen, du wirst wohl hungrig sein.“

Ich war ärgerlich auf ihn. „Du neckst sie immer noch wie

ein Kind," sagte ich, „sie ist doch ein erwachsenes Mädchen; ihr werdet nie gut Freund auf solche Art."

Er pfiff leise vor sich hin bei meinen scheltenden Worten, aber er lächelte dabei, dann war er mit ein paar Sprüngen in des Vaters Stube und an seiner Brust.

So waren wir denn alle wieder einmal beisammen unter dem brennenden Baume in der festlichen Stube. Heimlich hatte ich das Buch auf Ursulas Platz gelegt mit noch einigen Kleinigkeiten; es gab ein Bewundern und Sehen, Necken und Lachen, und sie hatte mit den Geschenken wieder allerhand Possen getrieben, die Ursula.

Mir schenkte sie einen Tabaksbeutel aus grünem Seidenfilet mit Goldperlen verziert, aber ich mußte ihn erst aus hundert Papieren herausschälen. Für Hanne stand eine Kiste auf der Post, darin war eine seidene wattierte Kapuze, und die alte, treue Seele mußte durch Schnee und Kälte selbst hin, wenn sie das Kolli heute noch haben wollte; sie zerbrach sich auch vergeblich den Kopf, wer ihr das schickte, da sie doch keinen Menschen, Verwandtes oder Befreundetes, wußte, der sie beschenken konnte. Am Ofen in des Vaters Stube aber waren die schadhaften Pantoffeln verschwunden, und zwei schöne gestickte Schuhe, wie Pferdchen mit roten Bändern vor einen neuen Stiefelknecht gespannt, paradierten an deren Stelle, eine prächtige Equipage. Tante Bertha fand einen Korb mit Eiern auf ihrem Platz; als sie aber näher hinsah, waren es lauter Baumwollenknäuel, zierlich in Eiform gewickelt. Nur Heinrich bekam schlicht und ehrbar ein Notizbuch, und als er es aufschlug, sah ich sein hübsches Gesicht ernsthaft werden, und wie ich näher hinzutrat, erblickte ich auf die weiße Seide innen gar zierlich unser Vaterhaus gemalt und darunter die Worte:

„Weit von dem Vaterland
Denk ich, am fernen Strand,
Heimat an dich."

Ursula aber hielt im gleichen Augenblick eine kleine Brosche in der Hand, auf deren goldener Platte eine schöne, echte Perle lag. „Eine Perle!" rief sie freudig, „das ist eine echte Perle?"

„Ei, so kostbare Geschenke solltet ihr euch nicht machen!" schalt Tante Bertha; sie sah auf einmal ganz betroffen aus.

Heinrich lachte. „Es läßt sich just noch ertragen," sagte er.

Als wir bei Tisch saßen, faßte eine kleine Hand nach der meinen. „Vielen Dank, Willy, für das schöne Buch. — Wenn ihr fort seid, will ich es lesen." — Ich nickte stumm, und Ursula und Heinrich waren auch stiller; die Lust wollte nicht recht kommen, auf die wir uns so gefreut.

Am zweiten Feiertag saß ich nachmittags wieder unten bei den Frauen; Heinrich war ausgegangen, alte Bekannte aufzusuchen. Es war ein naßkaltes, häßliches Wetter. Ursula tändelte noch mit allerlei Schleifen und Blumenwerk herum und nähte kleine Rosetten auf ein Paar schmale Schuhe zum Tanzen. In einem Wasserglase dufteten zwei frische Monatsrosen, die hatte Heinrich dem Mädchen geschenkt. Tante Bertha aber lehnte bleich und trübe in ihrem Lehnstuhl; wenn nicht Ursulas strahlendes Lächeln gewesen wäre, es hätte ganz finster ausgesehen in dem Zimmer.

„Freust du dich wirklich so sehr?" fragte ich. Sie nickte und klopfte die Sohlen der Schuhe zusammen.

„Nun habe ich dir einen Wagen bestellt, Ursula," sagte Heinrich, der eben wiederkam.

„O!" rief sie freudig.

„Verwöhne sie doch nicht so," ermahnte Tante Bertha und wieder flog der trübe Zug über ihr Gesicht.

Abends aber hielt die sogenannte Brautkutsche vor der Thür, eine leichte, weiße Gestalt schlüpfte hinein und wurde mit Kichern und Lachen empfangen; der Schein von Hannes Laterne streifte zwei frische Mädchengesichter unter Blumenkränzen, erwartungsvolle Lust in den strahlenden Augen, und eine ehrwürdige Dame rief hinaus: „Ich werde auf Ursula gut achten, Hanna!" — Heinrich und ich aber wanderten schweigend dem Wagen nach, ebenfalls in festlicher Toilette.

Es war noch nicht zwei Stunden später, als ich mich wieder auf der Straße befand. Mir glühte der Kopf, sonst fror mich; bitter weh war mir ums Herz — ob es brennende Eifersucht? Und dann schalt ich mich einen Narren und einen Thoren. Zwei

Stunden hatte ich an der Wand gelehnt und war ihr mit den Blicken gefolgt, wenn sie im Tanz an mir vorüberschwebte mit rosigen Wangen, ganz hingegeben der Freude. Ich hätte sie hinwegreißen mögen aus den Armen ihrer Tänzer, es war, als würde mir mein Heiligstes entweiht.

Zuerst hatte sie mit Heinrich getanzt, er war mein Bruder, ich gönnte es ihm, und dennoch! — —

Leise schloß ich unsere Hausthür auf und wollte ebenso den Flur durchschreiten, als sich Tante Berthas Thür öffnete und sie auf der Schwelle stand.

„Willy," sprach sie mühsam, wie eine Schwerkranke, „einen Augenblick, ich möchte dir noch etwas sagen."

Als ich in das Zimmer trat, sank sie eben wieder ganz erschöpft in den Stuhl, und unheimlich fahl war ihr Antlitz geworden.

„Du bist krank, Tante?" fragte ich erschreckt, „ich will die Hanne rufen."

„Nein, noch nicht, Willy. — Ja, ich bin schon lange elend und heute mehr wie sonst; ich muß dir etwas sagen, was mich angst macht, was mich nicht sterben läßt, ruhig — — die Ursula, — Willy — —"

„Tante, sie ist im Vaterhause," sagte ich tröstend.

„Dein Vater ist alt und — was dann?" fragte sie; und nach einer Weile: „Du bist so ruhig, Willy, so vernünftig, wenn auch noch jung — in deine Hand lege ich die Sorge um ihre Zukunft." Und als ich nicht antwortete, hob sie den matten Blick: „Habe ich mich denn geirrt, Willy?"

„Nein, Tante, du hast dich nicht geirrt!" sagte ich fest.

Sie reichte mir die Hand. „Ich danke dir!" flüsterte sie. „Es ist schlimmer mit mir, als ihr denkt, ruf die Hanne. — Ursula, meine arme kleine Ursula!"

Ich fuhr empor und stürzte fort, das Mädchen zu holen, und dann auf die Straße, durch Regen und Wind, um das Kind an das Sterbebett der Mutter zu rufen. Mitten im Tanz war es, als ich vor ihr stand und sie an der Hand faßte; sie war blaß geworden wie das Gewand, das sie trug. „Komm, Ursula," sagte ich weich, „ich geleite dich heim."



Sie folgte mir widerstandslos; sie mochte mir ansehen, daß es etwas Schreckliches, das mich so störend in ihre Lust treten ließ. Ich hüllte sie in den Mantel, zog ihr die Ueberschuhe an die kleinen Füße und legte den Shawl um den Kopf. Sie fragte nicht, sie sprach auch nicht; ich konnte ihr kaum folgen auf der Straße. Einige Schritt vom Hause blieb sie stehen: „Meine Mutter, Willy, es ist meine Mutter!"

Und als ich schwieg, da war es, als verließen sie die Kräfte, und schwer lehnte sie sich gegen mich; ich hob sie empor und

trug sie über die Schwelle bis in das Zimmer. Hanne kniete weinend vor dem Lehnstuhl; nun machte sie der Tochter Platz, und auf das rosengeschmückte, junge Haupt legte sich die Hand der Sterbenden.

„Willy — Ursula!“ sprach sie, sich gewaltsam anstrengend, „der Willy“ — — das war ihr letztes Wort.

Als eine halbe Stunde später Heinrich atemlos kam, da lag Ursula noch in ihrem weißen Kleide auf den Knieen vor der Toten, die Hände in das dunkle Haar gewühlt, ohne eine Thräne, ohne Klage.

Die Zeit geht über alles fort, auch über solche Tage; schwer und schleppend in der Gegenwart, in der Erinnerung dennoch rasch. Wenn ich nach Hause dachte, so sah ich eine schlanke Gestalt im Trauergewande durch den Garten schreiten und ein ernstes junges Antlitz, aus dem das Lachen ganz verbannt schien. Und über Hals und Kopf stürzte ich mich in die Arbeit, denn die Sehnsucht drohte schier überhand zu nehmen.

Seit jener Nacht wußte ich, daß ich Ursula liebte; und daß ich der Sterbenden versprach, sie zu schützen, war mir ein süßes, heiliges Vermächtnis.

Ich war nur noch einmal daheim gewesen nach jener Zeit, inzwischen hatte ich noch in Göttingen und Bonn studiert; jetzt kehrte ich als Referendar zurück, um bei dem Gerichte in meiner Vaterstadt zu arbeiten. Ich wußte, daß sich nichts Merkliches zu Hause ereignet hatte; Ursula und der Vater lebten still dahin — Heinrich fuhr schon als Kapitän auf fernen Meeren: auch er war lange nicht daheim gewesen.

Diesmal holte mich der Vater ab, als ich aus dem Postwagen stieg, und Ursula stand neben ihm im lichten Sommerkleide. Sie hatte die Trauer abgelegt, aber in ihrem Gesichte war ein kummervoller Zug geblieben. Sie ließ mir den Arm des Vaters und schritt uns voraus auf dem schmalen Bürgersteig. „Sie ist so einsam bei mir Alten,“ sagte er, „nun wird es besser werden, Willy, nun du da bist.“



Und eh' ich es hindern konnte, lag sie vor mir auf den Knieen. (S. 333.)



Aber es ward auch nicht anders mit dem Mädchen. Als ob ihre ganze Lebenslust an jenem traurigen Abend gebrochen, so still schaffte sie einher; nur zuweilen kam es über sie wie eine Art Erwachen, und dann brannten ihre Wangen wie Feuer und ihre Brust hob sich angstvoll, doch sie klagte über nichts und behauptete, ihr fehle auch nichts.

An einem sonnigen Frühlingstage war es, als ich sie durch den Garten schreiten sah und ihr nachging, halb in Bangen, halb schon im Rausche des Glückes. Sie saß unter der Linde und da sie mich kommen sah, rückte sie ein wenig zur Seite, wie sie es schon als Kind gethan. Ich blieb stehen vor ihr; sie hatte den Kopf an den Stamm des Baumes gelehnt und blickte müde über das stille Gewässer in die Ferne hinaus.

„Ursula,“ begann ich, „wo ist deine Fröhlichkeit geblieben?“

Sie wandte sich jäh und sah mich an. „Weißt du es nicht?“ fragte sie zurück.

„Doch, Ursula! Es war ein harter Schlag für dich, als dir die Mutter genommen ward; aber du bist noch so jung.“

Sie senkte den Kopf und schwieg; ein qualvoller Zug legte sich um ihren Mund. „Ich weiß es,“ flüsterte sie, „was die Mutter gemeint in ihrer Todesstunde — du kommst, mich zu mahnen, Willy.“

„Ursula!“ Sie sah mich wieder an; wie Eis rann es plötzlich durch meine Adern. „Sei ruhig, Ursula,“ sagte ich, „und laß uns von anderem reden.“ Sie aber schlug die Hände vor das Gesicht und begann zu weinen, bitterlich und weh.

„Ich kann doch nichts dafür!“ stieß sie hervor.

„Nein, Ursula, du kannst nichts dafür,“ wiederholte ich.

So saßen wir schweigend nebeneinander lange Zeit; wie sonst spielte das Abendrot zu uns herüber und dann bog sich ein in holder Scham erglühendes Mädchenantlitz zu mir.

„Du bist so gut, so vernünftig, Willy — und er ist dein Bruder!“ Und eh' ich es hindern konnte, lag sie vor mir auf den Knieen, und aus den Augen, die zu mir aufschauten, brach wieder der süße Schein wie in vergangener Zeit. „Ich habe ihn lieb, Willy, seit meiner Kindheit schon! Hast du es denn nie

gemerkt, Willy? An dem Abend, dem Abend, weißt du, wo die Mutter starb, da hat er es mir gesagt, als wir miteinander tanzten, Willy — —"

Ich nickte. „Steh auf, Ursula," sagte ich und hob sie empor. Da lag sie plötzlich an meiner Brust, die schlanken Mädchenarme umfingen mich, und ihre weiche Wange schmiegte sich an die meine.

„Willy!" schluchzte sie. Und wieder spielte der rote Abendschein um ihr braunes Haar, und ich hielt sie umschlungen, wie ich geträumt, daß ich sie einst halten würde jeden Tag, jeden einzigen — geträumt noch vor einer Stunde — und war dennoch betrübt bis zum Sterben.

Wie gern wär' ich hinausgewandert dazumal aus meinem Vaterhaus, aus der Stadt! Es waren harte Tage, qualvolle Zeiten, die ich durchlebt habe in ihrer Nähe. Ich sah den rosigen Schein zurückkehren auf ihre Wangen, in Erwartung ihres Glückes; ich sah wieder bei ihrem Lachen die zwei schalkhaften Grübchen und ich hörte des Morgens ihre Schritte auf der Treppe, immer um die nämliche Zeit, wann sie meinte, der Briefbote müsse nun kommen; und ich sah das selige Lächeln, wenn sie nach Empfang eines Schreibens in ihre Stube eilte. Ich sah aber auch das Erbleichen, wenn zur rechten Zeit die Nachricht ausblieb, und an stürmischen Abenden lehnte sie am Fenster und horchte auf das Toben des Wetters. „Willy! Willy! hörst du den Sturm?" Und es that mir ihr blasses Antlitz just ebenso weh, als wenn sie mir, rosig erglühend, eine Stelle aus seinem Briefe vorlas und einen Gruß von *ihrem* Heinrich bestellte. Am Wandkalender in der Eßstube, da fand ich verschiedene Zeichen; die Weihnachtswoche hatte sie ganz rot angestrichen, und ich wußte, da konnte sie ihn erwarten, da würde sie für immer sein!

„Gott erbarm!" sagte Hanne, „wo ward sik denn en Pastor finnen, de beiden tosamen to geven! Dor kunn jo all sin Dag nix Guds von warrn — keen Hus, keen Heim — dat is jo duller als bi de Tatern!" Und die alte Seele warf mir heimlich einen traurigen Blick zu. Sie hatte es wohl auch gemerkt, daß mir eine schöne Hoffnung verloren gegangen.

Mein Vater sagte nichts; er klopfte mir nur leise auf die Schultern und sah fragend in meine Augen, als er Heinrichs Brief erhielt, worin dieser um seine Zustimmung bat zur Verlobung mit Ursula. Dem Mädchen aber sprach er, nach Pflicht und Gewissen, ernsthaft von dem Bedenken einer Verbindung mit Heinrich; ich weiß nicht, was er alles sagte, treu und gut; ich hörte nur, daß sie jede Einwendung mit silberhellem Lachen widerlegte.

Am ersten Weihnachtstage abends stand ein junges Paar neben dem brennenden Tannenbaum und schaute in die hellen Lichter; er hatte den Arm um sie geschlungen und sie das Haupt an seine Schulter gelehnt — noch saß der Myrtenkranz in ihrem dunklen Haar. Nachmittags waren sie getraut in der Kirche drüben, deren alter schiefer Turm in unsern Garten hineinsieht, und der Vater und ich hatten an dem Altar gestanden; Hanne saß, bittere Thränen vergießend, im nächsten Kirchenstuhl. Schon morgen in aller Frühe wollten sie uns verlassen; das Schiff ging am 27. in See.

Wir nahmen abends gleich Abschied voneinander — die Post verließ um vier Uhr früh die Stadt. Der Vater hatte sich, kränkelnd und ermüdet, schon früh zur Ruhe begeben.

„Behüt euch Gott!“ sagte nun auch ich, als die Kerzen des Baumes herabgebrannt waren und es still ward in dem kleinen Kreise. „Leb wohl, Heinrich! Leb wohl, Ursula!“

Da schlang sie noch einmal im Leben die Arme weinend um meinen Hals, die Ursula, und ihre Lippen legten sich auf die meinen, so süß und schwer wie damals! Aber sie sprach kein Wort — und diese Thränen waren Glückesthränen.

„Adieu, Bruder!“ sagte Heinrich weich. Und dann stand ich in meinem einsamen, dunklen Zimmer und sah über den verschneiten Garten hinweg zu der alten Linde hinüber; es kam mir vor, als strecke sie die kahlen Zweige verzweifelnd in die kalte Winterluft hinaus, wie um etwas zu halten, das ihr entfliehen wollte, und das zu erfassen sie nicht die Macht hatte, weil sie doch im heimatlichen Boden wurzelte. — Der Mensch trägt unbewußt seine Stimmungen auch auf Lebloses über!



Allgemach ward es ganz ruhig im Hause, ich hörte Ursulas Zimmerthür leise gehen und Hanne die Treppe hinaufsteigen; nur ich stand immer noch am Fenster. Erst spät warf ich mich auf das Lager und als ich erwachte, war es Tag geworden, klarer sonniger Wintertag, und die Glocken läuteten zum Kirchgang.

„Sie lassen noch einmal grüßen,“ sagte die alte Hanne, als sie mir das Frühstück brachte, und wandte sich schluchzend ab.

So sind sie hinausgezogen, Mann und Weib, in seligem Vertrauen auf eine glückliche Zukunft. Sie hat die Palmen sich wiegen sehen jenseits des Ozeans und auf schwankendem Schiff in Sturm und Wetter hat sie gelacht, denn ihr Heinrich stand auf der Kommandobrücke. Zwischen Wasser und Wind haben sie glückliche Tage verlebt, die beiden — so klang es aus ihren Briefen.

Dann aber blieb er lange, lange aus; es sollte just die letzte Fahrt sein, die er machte, eh' er sich zur Ruhe setzte in dem schmucken Häuschen zu Cuxhafen — er kam nicht wieder.

In mein einsames Haus aber trat eines Tages eine noch immer schöne Frau im schwarzen Witwenkleide.

„Willy," bat sie, und legte die Hand eines schlanken Jungen mit dem blonden Kraushaar Heinrichs und den dunklen Augen der Mutter in die meine, „er hat keinen Vater mehr, und zu Fremden mag ich ihn nicht thun, willst du ihn bei dir behalten?"

„Auch dich, Ursula," sagte ich, „komm wieder in die alte Heimat, sie ist dein und mein!"

Sie schüttelte den Kopf. „Laß mich draußen bleiben; ich kann die See von meinem Fenster aus sehen — ich habe ihn ja so lieb gehabt."

So hat sie am Fenster ihres Stübchens gesessen noch lange Zeit. Ich habe sie einmal besucht, und da wußte ich gleich, daß Ursula hier wohne; es war etwas Eigenes um sie her. Als sie starb, da brachte mir Willy noch einen letzten Gruß von ihr und ein kleines Buch: „Hannchen und die Küchlein", und unter den letzten Vers hatte sie mit ihrer feinen, flüchtigen Hand geschrieben:

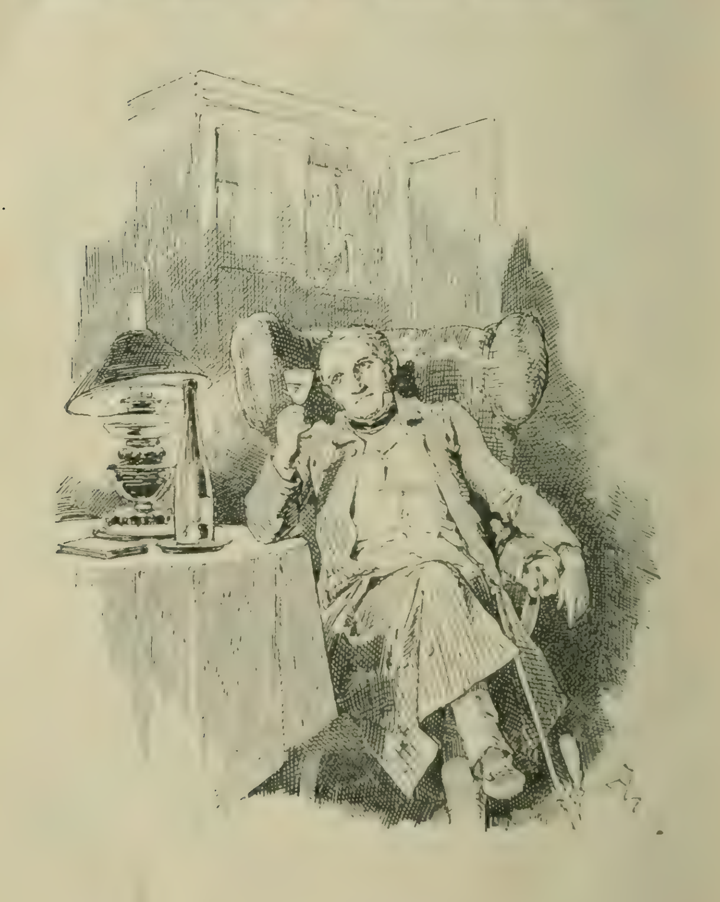
„Unter der Linde noch einmal ich stand,
Schaute mit weinenden Augen ins Land. —
Wo ist die Jugend, mein Hoffen, mein Glück?
Ach, nur Sehnsucht blieb mir zurück!"

Das war die Ursula! War meiner Jugend Traum!

Ich bin alt geworden, viel Leid und Freud' habe ich noch erfahren, wie ein jeder hier auf Erden — aber einsam bin ich geblieben. Ja, sie saß doch sehr fest, diese erste Liebe!

Als der Schmerz um die Verlorene anfing, milder zu werden, da war auch meine Jugend dahin. Das Haar aber, dieses lange, feine Frauenhaar, ich will es wieder hineinlegen in das alte Buch; der Junge soll es haben, wenn er zurückkehrt aus Ostindien; er ist ja auch Seemann — natürlich!

Den letzten Schluck im Glase euch — dir, Heinrich, und dir, Ursula, die ihr den Einsamen besucht am Weihnachtsabend. — Wohl ist es ein schönes Wort, das die Erinnerung mit einem Paradies vergleicht, aus dem uns niemand vertreiben kann.



Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Zu Geschenken geeignete

Gedicht-Sammlungen.

Rudolf v. Gottschall, Friedens- und Kriegsgedichte. 2. Auflage des „Janus". Elegant gebunden mit Goldschnitt 4 Mark 50 Pf.

Friedrich Hofmann, Nach fünfundfünfzig Jahren. Ausgewählte Gedichte. Elegant gebunden mit Goldschnitt 5 Mark 25 Pf.

E. Rittershaus, Neue Gedichte. 6. Auflage. Elegant gebunden mit Goldschnitt 5 Mark.

Leopold Schefer, Für Haus und Herz. Letzte Klänge. Herausgegeben von R. v. Gottschall. Elegant gebunden mit Goldschnitt 5 Mark 70 Pf.

E. Scherenberg, Gedichte. Gesamt-Ausgabe. 6. Auflage. Elegant gebunden mit Goldschnitt 6 Mark.

Ferdinand Stolle, Palmen des Friedens. Eine Mitgabe auf des Lebens Pilgerreise. Dichtungen. 5. Auflage. Elegant gebunden mit Goldschnitt 4 Mark 50 Pf.

Albert Traeger, Gedichte. 17. Auflage. Elegant gebunden mit Goldschnitt 5 Mark 50 Pf.

F. Bochazer, Gedichte. Elegant gebunden mit Goldschnitt 3 Mark.

Ernst Ziel, Gedichte. 2. Auflage. Elegant gebunden mit Goldschnitt 5 Mk. 25 Pf.

Obige Gedicht-Sammlungen empfehlen wir als literarisch wertvolle Fest- und Gelegenheitsgeschenke.

Der Schuldenmüller. Roman von

August Ganther.

Mit 30 Illustrationen von A. Wald.

Geheftet 4 Mark, elegant gebunden 5 Mark.



Die Schwarzwaldgeschichten und -Gedichte von Aug. Ganther haben im ganzen deutschen Sprachgebiet einen hervorragenden Ruf. So wird der obige Roman des beliebten Verfassers — gleichfalls eine fesselnde Erzählung aus dem Schwarzwald — allerwärts großem Interesse begegnen. Bilderschmuck und sonstige Ausstattung geben dem Buch das Gepräge eines hübschen Festgeschenks.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Ottilie Wildermuths Gesammelte Werke.

Neue billige Ausgabe.

Illustriert von Fritz Bergen. 10 Bände, elegant gebunden in feiner Leinwand-Truhe 30 Mark. Jeder Band ist auch einzeln zum Preise von 3 Mark käuflich.

Die stete Nachfrage nach den gemütvollen Schriften der gefeierten Verfasserin beweist längst, wie nahe sie in ihren Erzählungen, Schilderungen und Beobachtungen dem Empfinden und Denken unseres Volkes kommt. Man hat sie einen Apostel der Zufriedenheit genannt. Die Art, wie sie bald mit erquickendem Humor, bald mit tiefem Ernst ihre Mission, vor allem am Frauengemüt erfüllt, wird niemals veralten, ihr die Herzen jeder Zeit gewinnen.

Band 1: **Bilder und Geschichten aus Schwaben.** 1. Teil.
Genrebilder aus einer kleinen Stadt. — Bilder aus einer bürgerlichen Familiengalerie. — Die alten Häuser von K. — Schwäbische Pfarrhäuser. — Heiratsgeschichten.

Band 2: **Bilder und Geschichten aus Schwaben.** 2. Teil.
Gestalten aus der Alltagswelt. — Krumme und gerade Lebenswege. — Hagestolze. — Vom Dorf.

Band 3: **Aus dem Frauenleben.** 1. Teil.
Ein sonnenloses Leben. — Morgen, Mittag und Abend. — Die Verschmähte. — Unabhängigkeit. — Der erste Ehezwist.

Band 4: **Aus dem Frauenleben.** 2. Teil.
Die Lehrjahre der zwei Schwestern. — Mädchenbriefe. — Lebensglück. — Ein Herbsttag bei Weinsberg. — Tote Treue.

Band 5: **Lebensrätsel.**
Klosterfräulein. — Liebeszauber. — Mußte es so sein? — Eine dunkle Familiengeschichte. — Drei Feste.

Band 6: **Die Heimat der Frau.**
Heimkehr. — Verfehlte Wahl. — Daheim.

Band 7: **Im Tageslicht.**
Frauengalerie. — Vor dem letzten Haus. — Herr Wezler und seine Frau. — Wiedersehen. — Eugenie.

Band 8: **Zur Dämmerstunde.**
Alte Liebe rostet nicht. — Eine Schulmeisterfamilie. — Zwei Namensschwestern. — Dem Abgrunde zu. — Im Sanitätsverein.

Band 9: **Auguste — Beim Lampenlicht.**
Auguste. — Margaretens Sylvesterabend. — Die drei Schwestern, oder Der Herr behütet die Einfältigen. — Onkel Gottliebs Jugendliebe. — Großvaters Brautwerbung. — Zweimal verkauft.

Band 10: **Perlen aus dem Sande.**
Aus trüben Wassern. — Die Schule der Demut. — Marie und Maria. — Taube Blüten.

Zu haben in allen Buchhandlungen.



W. Heimburg.

W. Heimburgs Romane und Novellen.

Illustrierte Ausgabe. Erste Sammlung. 10 Bände, elegant gebunden. In feiner Leinwand-Truhe 40 Mark. Jeder Band ist auch einzeln zum Preise von 4 Mark käuflich.

Inhalt: Bd. 1. **Aus dem Leben meiner alten Freundin.** Bd. 2. **Lumpenmüllers Lieschen.** Bd. 3. **Kloster Wendhusen. — Ursula.** Bd. 4. **Ein armes Mädchen. — Das Fräulein Pate.** Bd. 5. **Trudchens Heirat. — Im Banne der Musen.** Bd. 6. **Die Andere. — Unverstanden.** Bd. 7. **Herzenskrisen.** Bd. 8. **Lore von Tollen.** Bd. 9. **Eine unbedeutende Frau.** Bd. 10. **Unter der Linde.** Zwölf Novellen.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Illustrierter Katalog vortrefflicher Geschenkbücher, Romane und Jugendschriften von der Verlagshandlung kostenfrei.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

W. Heimburgs Romane und Novellen.



Illustrierte Ausgabe. Zweite Sammlung. 10 Bände, elegant gebunden. In feiner Leinwand-Truhe 40 Mk. Jeder Band ist auch einzeln zum Preise von 4 Mark käuflich.

Inhalt: Bd. 1. **Mamsell Unnütz.** Bd. 2. **Um fremde Schuld.** Bd. 3. **Erzählungen.** Inhalt: Sabinens Freier. — Franziska v. Schleben. — Das Raupenhäuschen. — Der silberne Hirschfänger. — Großmutters Whistkränzchen. — Marianne Sievening. Bd. 4. **Haus Beetzen.** Bd. 5. **Trotzige Herzen.** Bd. 6. **Antons Erben.** Bd. 7. **Im Wasserwinkel.** Bd. 8. **Sette Oldenroths Liebe.** Bd. 9. **Doktor Dannz und seine Frau.** Bd. 10. **Alte Liebe. — Großmutters Kathrin. — Karl Lorensen. — Originale. — Maiblumen. — Hilgendorf. — In Erinnerung.**

Die lustige Frau Regine. Novellen und Skizzen von **W. Heimburg.** Geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark.

Der Stärkere. Roman von **W. Heimburg.** 4. Auflage. Geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark.

Wie auch wir vergeben. Roman von **W. Heimburg.** 6. Auflage. Geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

E. Marlitts Romane und Novellen.

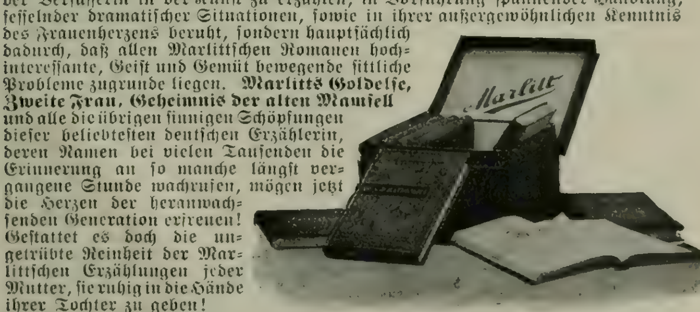
Illustrierte Ausgabe.

10 Bände, elegant gebunden. In feiner Leinwand-Truhe **40** Mark. Jeder Band ist auch einzeln zum Preise von **4** Mark käuflich.

Inhalt:

Bd. 1. **Das Geheimnis der alten Mamsell.** Bd. 2. **Das Heideprinzeßchen.** Bd. 3. **Reichsgräfin Gisela.** Bd. 4. **Im Schillingshof.** Bd. 5. **Im Hause des Kommerzienrates.** Bd. 6. **Die Frau mit den Karfunkelsteinen.** Bd. 7. **Die zweite Frau.** Bd. 8. **Goldelse.** Bd. 9. **Das Eulenhaus.** Bd. 10. **Thüringer Erzählungen.** Inhalt: Amtmanns Magd. Die zwölf Apostel. Der Blaubart. Schulmeisters Marie.

Wie zur Zeit ihres ersten Erscheinens üben auch heute noch die Marlittschen Romane einen unwiderstehlichen Reiz auf das deutsche Lesepublikum und insbesondere auf die deutsche Frauenwelt aus. Die Nachhaltigkeit dieses Erfolges erklärt sich daraus, daß derselbe nicht etwa nur auf der anerkannten Meisterschaft der Verfasserin in der Kunst zu erzählen, in Vorführung spannender Handlung, fesselnder dramatischer Situationen, sowie in ihrer außergewöhnlichen Kenntnis des Frauenherzens beruht, sondern hauptsächlich dadurch, daß allen Marlittschen Romanen hochinteressante, Geist und Gemüt bewegende sittliche Probleme zugrunde liegen. **Marlitts Goldelse, Zweite Frau, Geheimnis der alten Mamsell** und alle die übrigen sinnigen Schöpfungen dieser beliebtesten deutschen Erzählerin, deren Namen bei vielen Tausenden die Erinnerung an so manche längst vergangene Stunde wachrufen, mögen jetzt die Herzen der heranwachsenden Generation erfreuen! Gestattet es doch die ungetrübte Reinheit der Marlittschen Erzählungen jeder Mutter, sie ruhig in die Hände ihrer Tochter zu geben!



Zu haben in allen Buchhandlungen.

E. Werners Romane und Novellen.

Illustrierte Ausgabe. 10 Bände, elegant gebunden. In feiner Leinwand-Truhe **40** Mark. Jeder Band ist auch einzeln zum Preise von **4** Mark käuflich.

Inhalt: Bd. 1. **Glück auf!** Bd. 2. **Am Altar. — Hermann.** Bd. 3. **Gesprengte Fesseln. — Verdächtig.** Bd. 4. **Frühlingsboten. — Die Blume des Glückes.** Bd. 5. **Gebannt und erlöst.** Bd. 6. **Ein Held der Feder. — Heimatklang.** Bd. 7. **Um hohen Preis.** Bd. 8. **Vineta.** Bd. 9. **Sankt Michael.** Bd. 10. **Die Alpenfee.**

E. Werners Romane und Novellen.

Illustrierte Ausgabe. Neue Folge. 6 Bände, elegant gebunden. **Preis** jedes **Bandes 4 Mark.**

Inhalt: Bd. 1. **Freie Bahn!** Bd. 2. **Flammenzeichen.** Bd. 3. **Gewagt u. gewonnen.** Inhalt: Der Egoist. — Auf Ehrenwort. — Erinnerung. — Wähle! — Warum? — Der Wilddieb. — Befreit. Bd. 4. **Fata Morgana.** Bd 5 **Hexengold. — Der höhere Standpunkt. — Der Lebensquell. — Edelwild.** Bd. 6. **Adlerflug. — Ein Gottesurteil.**



Im Gegensatz zu Heimburg und Marlitt, deren sinnige und gemütvolle Erzählungen in der meisterhaften Schilderung des Seelenlebens der Frauen gipfeln, führt **E. Werner** ihre Leser an der Hand eines packend und spannend aufgebauten Romans in die laute Welt des Ringens und Schaffens, in welcher nicht nur Menschen, sondern auch Geistesströmungen miteinander streiten. Die Tochter Berlins, in der Großstadt groß geworden, hatte das brausende Wehen des Zeitgeistes vernommen und ihn wohl begriffen, die Kämpfe mit Frauenherzen nachempfunden und mit der Wärme des Frauenherzens nacherzählt, so daß ihre Helden allen, auch Frauen und Jungfrauen, verständlich und sympathisch werden.

Siegwart.

Roman von **E. Werner.** 3. Auflage. Geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

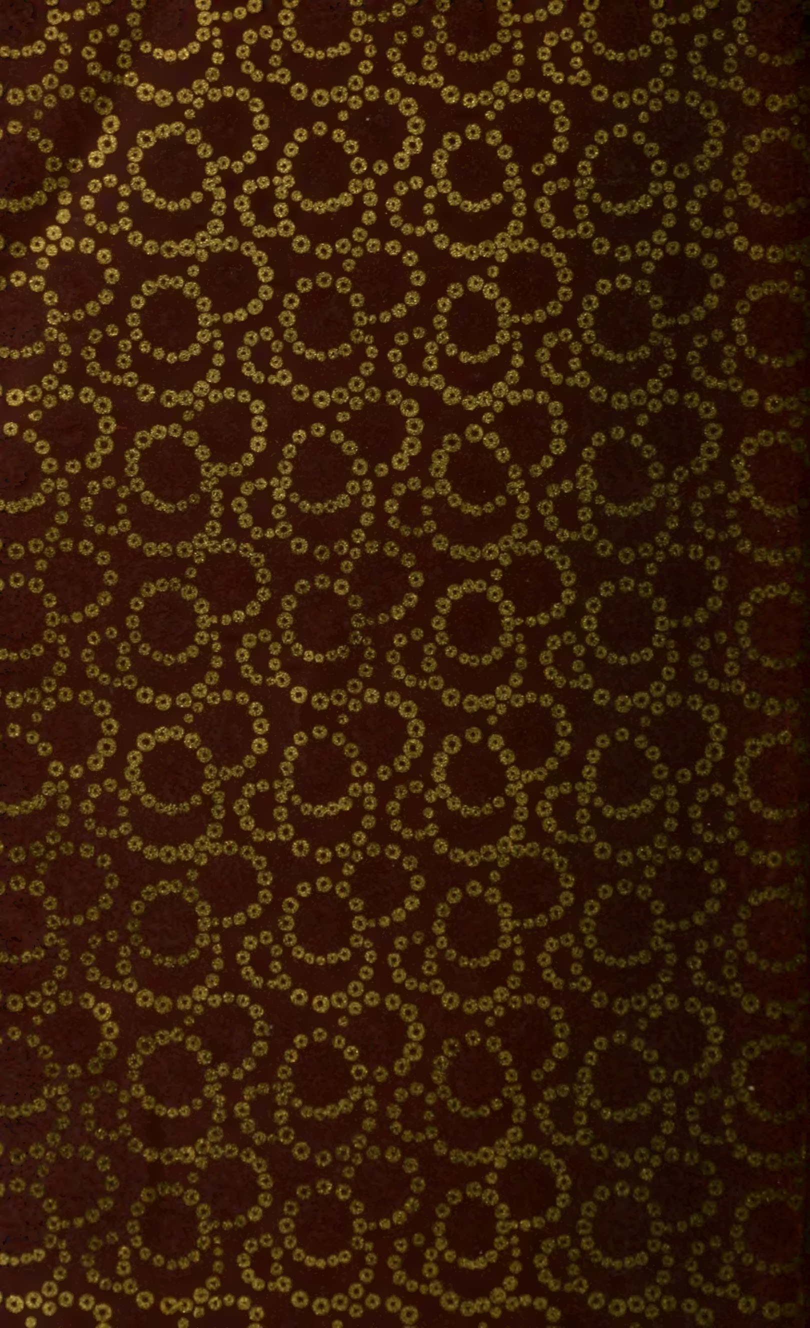
Die Verfasserin, die durch zahlreiche Arbeiten früherer Jahre bei dem romanlesenden Frauenpublikum [illegible] ist, hat sich in „Siegwart“ die Aufgabe gestellt, die Ge[illegible]em Amerikanertum einerseits, den Traditionen al[illegible] Idealen des Genies, das sich ohne Preisgebung seiner [illegible] durchsetzt, andererseits [illegible] zu beleuchten, und das ist ihr auch recht [illegible] gelungen.

Voss[illegible]e Zeitung, Berlin.

Zu hab[illegible] in allen [illegible]handlungen.

LIBRARY
JUN 0 5 1990
UNIVERSITY OF TORONTO







UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 07 06 05 020 2